

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

**Gegründet 1895**

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde herausgegeben von  
Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin, Brigitta Schmidt-Lauber

## **Redaktion**

---

Aufsätze, Mitteilungen, Chronik  
Magdalena Puchberger

---

Chronik der Volkskunde  
Silke Meyer

---

Literatur der Volkskunde  
Herbert Nikitsch, Johann Verhovsek



Neue Serie Band LXXI  
Gesamtserie Band 120  
Wien 2017  
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

---

Gedruckt mit Unterstützung von

Land Burgenland

Land Kärnten

Land Niederösterreich

Land Steiermark

Land Tirol

Land Vorarlberg



---

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien

[www.volkskundemuseum.at](http://www.volkskundemuseum.at), [verein@volkskundemuseum.at](mailto:verein@volkskundemuseum.at)

Satz: Lisa Ifsits, Wien

Druck: Novographic, Wien

AUISSN 0029-9668

# Jahresinhaltsverzeichnis 2017

- 1 Editorial
  - 161 Editorial
- 

## Abhandlungen

- 5 *Reiner Keller*, Neuer Materialismus und Neuer Spiritualismus? Diskursforschung und die Herausforderung der Materialitäten
  - 33 *Andrea D. Bührmann und Kerstin Rabenstein*, Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven – das Beispiel ‚Individuelle Förderung‘
  - 57 *Marius Meinhof*, Does Matter Matter? Methodische Zugänge zur situierten Wirksamkeit von Objekten am Beispiel von Produktimitationen in China
  - 165 *Anamaria Depner*, „Pflegedinge“ transdisziplinär betrachtet. Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengene
  - 189 *Hans Peter Hahn*, Fragwürdige Episteme der Materialität. Warum Theorien materieller Kultur die Komplexität der Dingwelt unterschätzen
  - 209 *Laura Gozzer*, Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts. Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche
- 

## Mitteilungen

- 81 *Timo Heimerdinger*, Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit
  - 91 *Herbert Justnik und Anne Wanner*, „Ihr Album unter der Lupe“ – Fotoalben als Nach-Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg Konzept und Genese einer Ausstellung zum alternativen Sprechen über private Fotoalben aus der NS-Zeit
  - 237 *Moritz Ege/Johannes Moser*, Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten.
- 

## Chronik der Volkskunde

- 105 „Ways of Dwelling. Crisis, Craft, Creativity“. 13. Kongress der International Society for Ethnology and Folklore (SIEF), Göttingen (*Jens Wietschorke*)

- 109 SIEF Young Scholars Working Group Conference and  
SIEF General Conference Panel, Göttingen  
(*Alessandro Testa, Nada Kujundžić*)
- 113 ICOM CECA – Pre-Conference zum 27. Österreichischen  
Museumstag 2016 „Migration – Inklusion – Interaktion.  
Und die kulturelle Herausforderung an das Museum?“  
(*Raffaella Sulzner*)
- 119 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches  
Museum für Volkskunde 2016 (*Matthias Beitzl*)
- 253 Bericht zur 9. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk  
mode textil e.V. mit Rahmenprogramm (*Kathrin Pallestrang*)
- 258 Bericht über das 50. Internationale Symposium  
Keramikforschung „Keramik zwischen Produktion, praktischem  
Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission“  
(*Claudia Peschel-Wacha*)
- 264 Bericht über den Workshop „Zusammenarbeit(en). Praktiken  
der Koordination, Kooperation und Repräsentation in  
kollaborativen Prozessen“. Ein gemeinsamer Workshop des  
Collegium Helveticum und des Instituts für Sozialanthropologie  
und Empirische Kulturwissenschaft (Populäre Kulturen) der  
Universität Zürich (*Ute Holfelder*)
- 272 Tagungsbericht „Wie kann man nur dazu forschen? –  
Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“  
(*Diana Egermann-Krebs*)
- 279 Tagungsbericht „Kontaktzonen‘ und Grenzregionen. Aktuelle  
kulturwissenschaftliche Perspektiven“ des Instituts für Sächsische  
Geschichte und Volkskunde (*Uta Bretschneider*)
- 283 Tagungsbericht „Orientieren & Positionieren, Anknüpfen  
& Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde /  
Kulturwissenschaft in Europa nach 1945“  
(*Margaretha Schweiger-Wilhelm*)
- 290 Wolfgang Slapansky (1959–2017) (*Christian Stadelmann*)

---

Literatur der Volkskunde

- 129 Walter Graßkamp: Das Kunstmuseum. Eine erfolgreiche  
Fehlkonstruktion (*Klara Löffler*)
- 131 Manfred Seifert (Hg.): Die mentale Seite der Ökonomie  
Gefühl und Empathie im Arbeitsleben (*Silke Meyer*)

- 136 Dieter Kramer: Konsumwelten des Alltags und die Krise der Wachstumsgesellschaft (*Maurice Kumar*)
- 139 Kramer, Dieter: Fremde gehören immer dazu. Fremde, Flüchtlinge, Migranten im Alltag von Gestern und Heute (*Nadja Neuner*)
- 142 Jan Carstensen, Heinrich Stiewe (Hg.): Orte der Erleichterung Zur Geschichte von Abort und Wasserklosett (*Sabine Merler*)
- 145 Rolf Lindner: Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt (*Georg Wolfmayr*)
- 149 Eva Kubalek: Früher war die Arbeit bequemer. Weinbau und Arbeitswelt der Weinbauer in der niederösterreichischen Thermenregion am Beginn des 21. Jahrhunderts (*Herbert Nikitsch*)
- 297 Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring, Karin Schachinger: Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende (*Nadja Neuner-Schatz*)
- 301 Hans Griebmair: Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus (*Konrad Köstlin*)
- 304 Katarína Popelková u. a.: Was bedeutet ein Feiertag im 21. Jahrhundert in der Slowakei? (= Ethnologische Studien, Bd. 21) (*Gabriela Kiliánova*)
- 308 Annegret Waldner und Sonja Fankhauser: Von Zillertal nach Zillertal. Der Weg der Zillertaler Protestanten von Tyrol nach Preussisch-Schlesien im Jahr 1837 (*Timo Heimerdinger*)
- 310 Elke Hammer-Luza, Elisabeth Schöggel-Ernst (Hg.): Lebensbilder steirischer Frauen 1650–1850 (= Forschungen zur Geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Band 82) (*Johann Verhousek*)

- 
- 151 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 312 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 157 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 317 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 159 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 318 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 160 Impressum
- 320 Impressum



# Editorial

Das vorliegende und das folgende Heft der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* verfolgen in den Abhandlungen einen Themenschwerpunkt auf Dinge, Praktiken und Diskurse, der – erstmals – aus einer interdisziplinären Gastherausgeber\*innenschaft hervorgeht. Ausgangspunkt hierfür war eine Tagung im November 2015 zum Thema „Treffpunkte: Dinge – Praktiken – Diskurse“, die das Institut für Europäische Ethnologie und das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien gemeinsam organisierten. Die Tagung war in den Rahmen des Forschungsschwerpunkts „Wirtschaft und Gesellschaft aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive“ eingebettet und widmete sich der interdisziplinären Verständigung zwischen Diskursforscher\*innen, kulturwissenschaftlich auf die Prozessualität gesellschaftlicher und historischer Phänomene zielenden Praxeolog\*innen und Dinganalytiker\*innen. Gesucht waren Schnittstellen zwischen diesen jeweils disziplinär wie institutionell etablierten Forschungsfeldern. Die aus dieser Tagung hervorgegangenen und nun in der ÖZV abgedruckten Abhandlungen bieten hierzu Tiefenbohrungen aus verschiedenen Perspektiven und führen ganz unterschiedliche Dinge, Praktiken, Diskurse auf – stets indes nach der Schnittfläche zwischen diesen Fokussierungen fragend.

Ausgangspunkt der Überlegungen boten Dinge als eine für die Europäische Ethnologie zentrale Quellengruppe. Dinge verfügen über Präsenz, sind sperrig, belegen Platz, fordern Aufmerksamkeit. Sie haben oder nehmen Anteil an Handlungen, ebenso stehen oder stellen sie sich ihnen oft entgegen. Sie öffnen einen Raum des Sag-, Denk- und Zeigbaren, wie dieser umgekehrt Handlungspotentiale von Dingen konstituiert. Ihre Handlungsmacht, aber auch deren Grenzen zeigen sich zudem in Praktiken, den routinisierten und habitualisierten Formen des kollektiven und individuellen Handelns.

Dinge lassen sich immer von mehreren Seiten betrachten. Dennoch nehmen auch in den historischen Kulturwissenschaften Praxeologie und Diskursforschung allzu oft nur eine Seite – entweder die der Praktiken oder die der Diskurse – in den Blick. In beiden Fällen werden Dinge meist bloß als Ansatzpunkt oder Ausdrucksmittel behandelt, angesiedelt am unscharfen Rand des jeweiligen Fokus. Diese eingespielte Separierung von Ding-, Praxis- und Diskursanalyse in Frage zu stellen und aufzubrechen, ist der Ausgangspunkt des Themenschwerpunktes. Die

Befassung mit Dingen und ihren Materialitäten mit diskursanalytischen und praxeologischen Ansätzen befruchten einander nicht nur, sondern sie können und müssen sich ergänzen.

Praxeologische und diskursanalytische Modelle mittels einer angemessenen Analyse des Dinglichen zusammenzuführen, ist eine grundsätzlich interdisziplinäre Aufgabe; dies spiegelt sich auch in der Zusammensetzung der Autor\*innenschaft der beiden Themenhefte, die von zwei Europäischen Ethnologinnen und von zwei Historikern ediert werden. Die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* fungiert in dieser Hinsicht – wie insgesamt das Fach Europäische Ethnologie – als Schnittstelle der Organisation inter- und transdisziplinärer Debatten und ist auch aufgrund der Ausgangsdisziplin Volkskunde und deren Nähe zu den historischen Wissenschaften der geeignete Ort, die systematische Verschränkung der Erforschung von Dingen, Praktiken und Diskursen voranzutreiben.

*Franz X. Eder*

*Oliver Kübschelm*

*Klara Löffler*

*Brigitta Schmidt-Lauber*

Abhandlungen





# Neuer Materialismus und Neuer Spiritualismus?

## Diskursforschung und die Herausforderung der Materialitäten

Reiner Keller

Der Beitrag diskutiert in einem ersten Schritt die Position des Neuen Materialismus, wie er insbesondere von Karen Barad vertreten wird. Im Anschluss an verschiedene Kritiken dieser Position formuliert er dann die These, dass sich unter der Gestalt des Neuen Materialismus ein problematischer Neuer Spiritualismus verbirgt, der die soziologische und diskursanalytische Untersuchung des Materiellen eher verstellt als ermöglicht. Gegen die mit dem Neuen Materialismus verknüpfte Reontologisierung der Sozialwissenschaften wird die Perspektive einer dispositivanalytischen Herangehensweise an Materialitäten (Dinge, Praktiken) im Rahmen wissenssoziologischer Diskursforschung gestellt.

### Einführung

Unter dem vereinigenden Stichwort des *Neuen Materialismus* werden seit einigen Jahren und in sehr unterschiedlicher Weise erkenntnistheoretische und ontologische Programmatiken wissenschaftlicher Analyse entworfen, die den weitreichenden Vorwurf an die Sozial- und Geisteswissenschaften im Allgemeinen, u. a. auch an die Diskursforschung im Besonderen formulieren, diesen Disziplinen und Forschungsperspektiven sowie ihren Analysen entgehe die Materialität des weltlichen Geschehens, ihnen fehle eine angemessene Ontologie, die Grundlage einer verbesserten Wissenschaft (sowie Ethik und Politik) wäre. Der folgende Beitrag stellt – nach einem kurzen und exemplarischen Rekurs auf den Umgang mit Dingen im soziologischen Paradigma des *Symbolischen Interaktionismus* – zunächst einleitend die wichtigsten Grundargumente vor, die den verschiedenen Positionen innerhalb des Neuen Materialismus gemeinsam sind. In einem zweiten Schritt wird der

*Agentielle Realismus* von Karen Barad erläutert, die als eine der wichtigsten Protagonistinnen dieser Theoriebewegung gilt. In Teilen der jüngeren Sozial- und Kulturwissenschaften wird mit dem Rekurs auf Barad eine Neuorientierung der Befassung mit Materialitäten eingeklagt. Im dritten Schritt der Argumentation werden verschiedene Einwände rekapituliert, die gegen die Thesen von Barad formuliert worden sind. Im Anschluss daran vertritt der Beitrag die These, dass sich unter der Gestalt des Neuen Materialismus ein problematischer *Neuer Spiritualismus* verbirgt, der die soziologische, kulturwissenschaftliche und diskursanalytische Untersuchung des Materiellen eher verstellt als ermöglicht. Gegen die mit dem Neuen Materialismus verknüpfte Reontologisierung der Sozialwissenschaften wird in den beiden letzten Abschnitten die Perspektive einer dispositivanalytischen Herangehensweise an Materialitäten im Anschluss an Michel Foucault und im Rahmen wissenschaftssoziologischer Diskursforschung gestellt. Damit verbunden ist die zweite These des Beitrages: Der sozial- und kulturwissenschaftliche Zugriff auf die Dinge bedarf nicht einer neuen Ontologie, sondern einer entschiedeneren Nutzung des verfügbaren begrifflichen Instrumentariums zugunsten einer materiellen Sensibilität, die in der Lage ist, die Eingebundenheit der Materialitäten in gesellschaftliche Wirklichkeiten und ihre Verflechtung mit den Interpretationen der interagierenden Akteure zu erfassen. Insgesamt zielt der Beitrag damit auf eine kritische Rezeption des Neuen Materialismus, die dessen Anregung aufnimmt, Materialitäten stärker in den sozial- und kulturwissenschaftlichen sowie diskursanalytischen Blick zu nehmen, der vorschnellen Übernahme der damit verbundenen Ontologie gegenüber jedoch auf skeptischer Distanz bleibt und stattdessen vorschlägt, zunächst die bislang nicht ausgeschöpfte Reichweite des vorhandenen Instrumentariums auszuloten.

### Herausforderungen des Neuen Materialismus

Sozial- und Geisteswissenschaften können sich mit Materialität in ganz unterschiedlicher Weise befassen, und sie haben das auch immer wieder getan. Im Zentrum stehen dabei die Existenz und Eigenheit der Dinge oder auch der Natur, so wie sie in menschlichen, kollektiven Deutungen in Erscheinung tritt. Beispielsweise vertritt die soziologische Theorie des Symbolischen Interaktionismus die Position, dass Menschen Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese

Dinge für sie haben. Bedeutung meint hier nicht Wert oder Wichtigkeit, sondern die Art und Weise der Deutung, welche menschliche Akteure an die sie umgebende Handlungssituation und die darin befindlichen Dinge herantragen. Die Kategorie der Dinge wiederum beinhaltet nicht nur materielle Artefakte, sondern auch Ideen, Ideologien, Natur, Strukturbildungen (Institutionen), Geisterwesen usw. Aus Sicht des Symbolischen Interaktionismus entsteht diese Bedeutung in kollektiven Prozessen und Interaktionen; sie kann in der situativen Begegnung verändert werden, und die Widerständigkeit des Dinglichen spielt darin eine große Rolle – die Deutungen sind also nicht beliebig, sondern orientieren sich an Handlungsproblemen und Interpretationskorridoren, die u. a. durch Dinge in die Welt kommen.<sup>1</sup> Exemplarisch dazu lässt sich auf eine der klassischen soziologischen Studien schlechthin verweisen: Howard S. Beckers 1963 erschienene Arbeit über „Außenseiter“ bzw. die Karriere der Marihuanaraucher\*innen nimmt nichts Anderes in den Blick als die sozial-interaktiven Ausdeutungen des menschlichen Umgangs mit einer psychowirksamen Substanz und deren Effekten.<sup>2</sup>

Die Diskursforschung richtet sich in ähnlicher Weise auf die kollektiven Deutungsbemühungen und Deutungskämpfe, mit denen soziale Akteure die Welt in ihrer Ereignishaftigkeit, Erfahrbarkeit und Gegenständlichkeit konfigurieren. Auch dabei spielen die diskursexternen Dinge und Ereignisse eine zentrale Rolle. Ein gutes Beispiel dafür ist die Staudammkatastrophe im italienischen Vajont Anfang der 1960er Jahre. Hier rutschte ein Teil einer Bergmasse in einen neuen Stausee, das verdrängte Wasser flutete über den Damm, binnen weniger Minuten wurden mehrere tausend Anwohner der unterhalb liegenden Dörfer getötet. Während zunächst dieses tragische Ereignis als Naturkatastrophe gedeutet wurde, erfolgte mehrere Jahre später eine Verurteilung der Betreibergesellschaft und der beteiligten Ingenieure wegen einer umfassenden menschlich verursachten Katastrophe. Kollektive Auseinandersetzungen um die Definition des Ereignisses hatten eine völlige Verschiebung der

1 Vgl. Herbert Blumer: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbek 1981, S. 80–146; Reiner Keller: *Das Interpretative Paradigma*. Wiesbaden 2012.

2 Vgl. Howard S. Becker: *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Wiesbaden 2014.

Deutung erreicht, welche die beteiligten Entitäten in eine ganz andere Konfiguration der Situation einsetzen.<sup>3</sup>

Gegen solche und weitere, im Grunde gegen alle ‚klassischen‘ sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungen wird seit einiger Zeit und mit großer argumentativer Wucht der Vorwurf erhoben, sie würden die eigenständige Rolle der Materialitäten im weltlichen Geschehen ausblenden. Aus kritischer Sicht des Neuen Materialismus handelt es sich bei sozialkonstruktivistischen Analysen um repräsentationalistische Beschreibungsformen, welche die Deutungsmacht der Kulturen und Kollektive einseitig übersteigern und damit dem Mitwirken der Dinge am Geschehen nicht gerecht würden. Das Etikett des Neuen Materialismus verweist so nicht auf eine Neuauflage oder Weiterentwicklung der marxistischen Theorien im Anschluss an den *Historischen* und *Dialektischen Materialismus*. Tatsächlich geht es um eine Neubestimmung der Rolle von Materie schlechthin. Das erscheint zunächst wenig originell. Dass die Dinge eine stärkere Beachtung erfahren sollten, hat in den letzten drei Jahrzehnten sehr eindrucksvoll vor allem die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) im Rahmen ihrer Erhebung der Dinge zu Aktanten und der parallelen ‚Erniedrigung‘ der menschlichen Akteure ebenfalls zu solchen Aktanten zum Thema gemacht. Sie erzielte damit große Resonanz über die Wissenschafts- und Technikforschung hinaus auch in der allgemeinen Soziologie und vielen angrenzenden Disziplinen. Zwar bestehen je nach Ansatz mehr oder weniger starke Affinitäten zwischen der symmetrischen Aktantenperspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie und dem Neuen Materialismus; jüngere soziologische Einführungen verbinden deswegen auch beide Theorielinien.<sup>4</sup> Doch insgesamt kritisieren dessen Vertreter\*innen die ANT und die dort vorgenommene Egalisierung der Aktanten als unzureichend und setzen sich deutlich mit eigenen Theorieangeboten und Konzepten davon ab.

Kurz gesagt geht es zunächst um die ontologische Frage, wie Materialität zu denken sei, und wie ihre Agency bzw. Wirkmächtigkeit konzipiert werden solle. Die Gruppenbezeichnung Neuer Materialismus

3 Vgl. Marco Paolini, Gabriele Vacis: Der fliegende See. Chronik einer angekündigten Katastrophe. Übersetzt von Gabriele Schröder. Reinbek 2000; Reiner Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden 2011, S. 280–316.

4 Vgl. Nick J. Fox, Pam Alldred: *Sociology and the New Materialism. Theory, Research, Action*. London 2016.

versammelt dazu unterschiedliche, überwiegend aus der Philosophie und der Kunsttheorie stammende Positionen, die weitreichende Veränderungen von Begrifflichkeiten, Forschungen und Forschungsergebnissen bis hin zu deren ethischen Implikationen und politischen Relevanzen versprechen.<sup>5</sup> Ein durchgehendes Grundmotiv ist die Kritik an einem positivistischen Realismus einerseits, einem sogenannten sozialkonstruktivistischen Repräsentationalismus andererseits. Die grundlegende Gemeinsamkeit der ansonsten durchaus sehr verschiedenen Ansätze des Neuen Materialismus besteht nach Rick Dophijn und Iris van der Tuin folglich in dieser doppelten Absetzbewegung:

- Einerseits erfolgt eine Distanzierung zu klassischen Formen des wissenschaftlichen Positivismus (oder realistischen Essentialismus), welche von der naturwissenschaftlichen Abbildbarkeit der Welt und mithin von gegebenen, feststehenden Entitäten ausgehen, die es richtig zu erkennen gelte.
- Andererseits erfolgt eine ebenso entschiedene Distanzierung von Perspektiven, die unter dem Stichwort des sozialen (manchmal auch: semiotischen oder sprachlichen) Konstruktivismus oder des Postmodernismus versammelt werden. Diesen Positionen wird wahlweise ein sozialer Essentialismus oder auch ein sozialer Repräsentationalismus zugeschrieben. Hier gelten, so das Argument, die Dinge nichts, nur ihre kulturelle Vermitteltheit und Beschreibung.

Rick Dophijn und Iris van der Tuin argumentieren weiter, der Neue Materialismus sei transversal angelegt; er lasse sich demnach nicht mit den etablierten Wissenschaftsdisziplinen (etwa der Soziologie) in Verbindung bringen. Versuche, ihn innerhalb der Soziologie, der Geschichtswissenschaft oder wo auch immer zu positionieren, seien per definitionem zum Scheitern verurteilt.<sup>6</sup> Die Unterschiedlichkeit der Ansatzpunkte (etwa Kunstprojekte und Kunsttheorie, Quantenphysik, Lebensphilosophie) und Perspektiven konstituiert sich doch vor einem gemeinsamen Traditionskanon, an den angeschlossen wird. Verschiedene Überblicke betonen etwa die Bedeutung der wissenschaftssoziologischen Arbeiten

5 Vgl. dazu die folgenden Überblicke: Rick Dophijn, Iris van der Tuin (Hg.): *New Materialism: Interviews & Cartographies*. Ann Arbor 2012; Diana Coole, Samantha Frost (Hg.): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*. Durham, London 2010; Tobias Goll, Daniel Keil, Thomas Telios (Hg.): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster 2013.

6 Dophijn/Van der Tuin 2012 (wie Anm. 5), S. 93–114.

von Donna Haraway, mehr noch der Philosophie von Gilles Deleuze und, über diesen vermittelt, des Denkens von Baruch de Spinoza als wichtige Inspirationsquellen.<sup>7</sup> Das damit verbundene Insistieren, das material-diskursive Werden alles Seienden müsse im Denken und auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung einen angemessenen Stellenwert finden, verbleibt bislang vorwiegend im Grundlagentheoretischen und Programmatischen.

Neben dem *Posthumanismus* von Rosi Braidotti, dem philosophischen Plädoyer für die Berücksichtigung der „lebenssprühenden Materie“ bei Jane Bennett, der Affekttheorie und dem Konzept der *Ontomacht* bei Brian Massumi oder der *Assemblage-Theorie* von Manuel De Landa hat insbesondere der Agentielle Realismus der Physikerin Karen Barad in jüngerer Zeit größere Aufmerksamkeit u. a. in der feministischen Theorie und manchen Bereichen der empirischen Sozialforschung gefunden.<sup>8</sup>

- 7 Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto: Dogs, People and Significant Otherness*. Chicago 2003; Gilles Deleuze, Felix Guattari: *Was ist Philosophie?* Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Joseph Vogl. Frankfurt a. M. 1996; Baruch de Spinoza: *Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt*. Übersetzung, Anmerkungen und Register von Otto Baensch. Hamburg 1976 [1677].
- 8 Rosi Braidotti: *The Posthuman*. Cambridge 2013; Jane Bennett: *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*. Durham, London 2009; Manuel DeLanda: *A New Philosophy of Society. Assemblage Theory and Social Complexity*. London 2006; Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter*. Durham, London 2007; Brian Massumi: *Ontomacht. Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen*. Aus dem Englischen von Claudia Weigel. Berlin 2010; Corinna Bath u. a.: *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*. Münster 2013; Katharina Hoppe, Thomas Lemke: *Die Macht der Materie. Grundlagen und Grenzen des agentiellen Realismus von Karen Barad*. In: *Soziale Welt* 2015, 66, S. 261–279; Nete Schwewesen, Lene Koch: *Visualizing and Calculating Life: Matters of Fact in the Context of Prenatal Risk Assessment*. In: Susanne Bauer, Ayo Wahlberg (Hg.): *Contested Categories. Life Science in Society*. Farnham 2009, S. 69–87; Grit Höppner: *Embodying of the Self during Interviews: An agential realist Account of the non-verbal Embodying Processes of elderly People*. In: *Current Sociology Volume: 0 issue: 0*, Article first published online: December 7, 2015 DOI: <https://doi.org/10.1177/0011392115618515> 2015 [Zugriff 22.12.2016]; Cornelia Schadler: *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld 2013; Elisabeth A. St. Pierre, Alecia Y. Jackson, Lisa A. Mazzei: *New Empiricisms and New Materialisms: Conditions for New Inquiry*. In: *Cultural Studies – Critical Methodologies* 2016 Vol 16 (2), S. 99–110; Maggie MacLure: *The ‚New Materialism‘: A Thorn in the Flesh of Critical Qualitative Inquiry?* In: Gaile S. Cannella, Michelle Salazar Pérez, Penny A. Pasque (Hg.): *Critical Qualitative*

Ihr Ansatz soll deswegen nachfolgend zunächst im Fokus der Diskussion stehen.

### Der Agentielle Realismus

Karen Barad versteht sich als feministische, posthumanistische, post-poststrukturalistische Autorin, als Philosophin, Erkenntnistheoretikerin und Naturwissenschaftlerin, die eine neue Metaphysik, Ontologie und Ethik einfordert bzw. zu begründen versucht, die das Wesen der Welt als beständiges Werden im Medium intra-aktioneller Phänomenkonstitutionen in diskursiv-materiellen Hervorbringungsweisen begreift.<sup>9</sup> Diese Position wird mit einer Kritik der Diskurstheorie Foucaults verknüpft:

„Der Sprache wurde zuviel Macht eingeräumt. Die sprachkritische Wende, die semiotische Wende, die interpretative Wende, die kulturelle Wende: Es scheint, daß in jüngster Zeit bei jeder Wende jedes ‚Ding‘ – selbst die Materialität – zu einer sprachlichen Angelegenheit oder einer anderen Form von kultureller Repräsentation wird. [...] Es geht um die Sprache. Es geht um den Diskurs. Es geht um die Kultur. In einer wichtigen Hinsicht ist das einzige, worum es anscheinend nicht mehr geht, die Materie.“<sup>10</sup>

Dagegen wird ein posthumanistisch-performativer Ansatz zum Verständnis technisch-wissenschaftlicher und anderer natürlich-kultureller Praktiken vorgestellt, der „die dynamische Kraft der Materie anerkennt und berücksichtigt“.<sup>11</sup> Dessen Begründung stützt sich hauptsächlich auf eine spezifische Rezeption der Erkenntnistheorie von Niels Bohr, die anlässlich des Streites um das Teilchen- oder Wellenmodell des Lichtes formuliert wurde.<sup>12</sup> Bohr argumentiert dort, dass nicht die jeweilige

Inquiry: Foundations and Futures. Walnut Creek 2015, o. S. Die soziologische Fachzeitschrift *Soziale Welt* bereitet ihrerseits gerade einen Sonderband zum Thema Materialität vor.

9 Vgl. für eine konzise Zusammenfassung Hoppe, Lemke 2015, (wie Anm. 8).

10 Karen Barad: *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Aus dem Englischen von Jürgen Schröder. Berlin 2012, S. 7.

11 Ebd., S. 11-12.

12 Vgl. für kondensierte Zusammenfassungen der Grundargumente Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway: Realism and Social Constructivism without Contradiction*. In: Lynn Hankinson Nelson, Jack Nelson (Hg.): *Feminism, Science, and the Philosophy of Science*. Dordrecht, Boston, London 1997, S. 161–194; Karen

Beobachtungsapparatur einen Teil der Eigenschaften von Licht einfängt. Vielmehr ist die Apparatur so mit Materie gekoppelt, dass das Licht eben in dieser oder jener Weise materialisiert werde. Dieser These wird von Barad weitreichende Bedeutung auch für die Sozial- und Humanwissenschaften zugesprochen.<sup>13</sup>

Der Agentielle Realismus denkt das Seiende als andauerndes Werden („becoming“), als andauernde Materialisierung. Dieses Werden vollzieht sich nicht als Interaktion zwischen bestehenden Entitäten (etwa den Dingen und den Wörtern), sondern als sogenannte Intra-Aktion in Relationen, die keine vorgehenden Substanzen voraussetzen. In den Worten von Barad handelt es sich um die „Performativität material-diskursiver Praktiken“. Erst eine solche Konzeption von Performativität und diskursiver Praxis räume „der Materie auf entscheidende Weise ihren Anteil als aktiver Teilhaber am Werden der Welt, an ihrer fortlaufenden Intraaktivität ein. Und außerdem trägt sie zu einem Verständnis der Frage bei, auf welche Weise die diskursiven Praktiken von Bedeutung sind.“<sup>14</sup> Barad gibt, soweit ich sehe, dafür keine Beispiele, abgesehen von der ausführlichen Diskussion des erwähnten experimentellen Settings zur Erfassung der Eigenschaften des Lichtes. Aus solcher Intraaktivität entstehen „Phänomene“. Dabei handele es sich um die „ontologische Unzertrennlichkeit/Verschränkung intraagierender ‚Agentien‘ (agencies)“, um „ontologisch primitive Relationen [...] ohne zuvor existierende Relata“, um „differentielle Relevanzmuster (Streuungsmuster)“;<sup>15</sup> „phenomena are the ontological inseparability of agentially intra-acting ‚components“.“<sup>16</sup> Die grundlegenden ontologischen Einheiten sind nicht Dinge, sondern Phänomene, und die grundlegenden semantischen Einheiten sind nicht Worte, sondern material-diskursive Praktiken, durch die Grenzen gezogen werden. Agency ist demnach kein Attribut von Subjekten oder Objekten, sondern ein andauerndes Rekonfigurieren der Welt. Diskurspraktiken wiederum gelten als spezifische materiale Konfigurationen der Welt, durch die lokale Grenzen differentiell (oder in dem in mancher

Barad: Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs: Journal of Woman in Culture and Society* 2003, Vol. 28(3), S. 801–831.

13 Barad diskutiert nicht die Entwicklung der Wissenschafts- und Erkenntnistheorien der Sozialwissenschaften.

14 Barad 2012 (wie Anm. 10), S. 13.

15 Ebd., S. 19–21.

16 Barad 2003 (wie Anm. 12), S. 815 (Herv. im Original).

Übersetzung gewählten Begriff: „interferenziell“<sup>17</sup>) enacted werden. Daraus wird gefolgert: „What we need are genealogies of the material-discursive apparatuses of production which take account of the intra-active topological dynamics that reconfigure the spacetime manifold.“<sup>18</sup>

### Kritische Einwände

Der Argumentation von Barad und ihrem Angriff auf die Sozialwissenschaften stehen insbesondere im angelsächsischen Raum seit geraumer Zeit auch zahlreiche skeptische Einwände entgegen, die in der deutschsprachigen Rezeption ihres Ansatzes bislang wenig beachtet werden. Nachfolgend sollen die wichtigsten Kritikpunkte schlaglichtartig zusammengefasst werden.<sup>19</sup>

Ein erster Einwand bezieht sich auf die Rolle der menschlichen Autor\*innenschaft, von der aus der Agentielle Realismus formuliert wird. Chris Calvert-Minor argumentiert gegen Barads *posthumanist turn*, dass es letztlich dann doch immer Menschen sind, die über die Objektivität und Materialität der Dinge kommunizieren – einschließlich Barad selbst.<sup>20</sup> Dieses Argument lässt sich etwas erweitern: Der performative Vollzug des Werdens, die material-diskursive Performativität lässt sich eben nicht direkt beobachten, sondern nur mit Hilfe von Unterscheidungen, Beobachtungssystemen, Kommunikationen, Diskursuniversen. Wenn demnach schon in der Textproduktion von Barad selbst die material-diskursive Produktion über die Intention einer Autorin koordiniert wird, die an Begriffe gebundene Beschreibungen von etwas anfertigt, was außerhalb ihrer selbst liegt, wie soll dann überhaupt die Ontologie der material-diskursiven Intraaktion jemals erfasst werden?

Ganz ähnlich wirft Katharina Block die Frage auf, an wen sich Barads Texte richten. Trotz der von ihr eingeforderten neuen Ontologie spricht doch hier eine menschliche Autorin zu Leserinnen und Lesern,

17 Vgl. Bath u. a. 2013 (wie Anm. 8).

18 Karen Barad: Re(con)figuring Space, Time and Matter. In: Marianne DeKoven (Hg.): *Feminist Locations: Global and Local, Theory and Practice*. New Brunswick 2001, S. 75–109, hier: S. 103.

19 Ich ergänze dabei in einigen Fällen die vorgetragenen Argumente und erweitere sie im letzten Teil des Abschnitts.

20 Chris Calvert-Minor: *Epistemological Misgivings of Karen Barad's 'Posthumanism'*. In: *Human Studies* 2014 Vol. 37, S. 123–137.

die gewiss verkörperte Existenzen aufweisen, aber doch in erster Linie in ihrer Intellektualität angerufen sind.<sup>21</sup> Wen (oder was) fordert Barad also zu einer Verhaltenskorrektur auf? Wer ist der Adressat bzw. die Adressatin des darin enthaltenen ethischen Appells oder Versprechens? Menschliche Rezipient\*innen? Oder, nur schwerlich vorstellbar: ein materialdiskursives Werden („Becoming“)?

Katharina Hoppe und Thomas Lemke weisen in einem Barad sehr gewogenen zusammenfassenden Überblick darauf hin, es handele sich um ein ebenso „überzogenes wie unterkomplexes Ethikverständnis“, das „die Möglichkeit der Ausarbeitung eines tragfähigen Politikbegriffs verstellt“.<sup>22</sup> So betont die Physikerin bspw. die grundsätzliche Wichtigkeit jeglicher Intraaktion, „da die Möglichkeiten dafür, was die Welt werden mag, in der Pause ausgerufen werden, die jedem Atemzug vorangeht, bevor ein Augenblick ins Sein tritt und die Welt neu gemacht wird, weil das Werden der Welt etwas zutiefst Ethisches ist“.<sup>23</sup> Dabei bleibe unklar, wie Kriterien zur Abwägung des ethischen Gehaltes von Intraaktionen bestimmt werden sollten und ob dann menschlichen Wesen auch posthumanistisch ein Sonderstatus im Verantwortungsgefüge zukomme.<sup>24</sup>

Auf ein vergleichbares Grundproblem hat Maria Puig della Bellacasa kürzlich in Bezug auf Positionen von Bruno Latour hingewiesen:<sup>25</sup> Mit dem neuen Materialismus eng verbunden ist das politische Versprechen einer ethisch generalisierten Care-Haltung, die endlich helfe, die ökologischen und ethischen Probleme der Gegenwartsgesellschaften zu lösen. Am Beispiel Latours, der das Eigenrecht des SUV(-Fahrzeugs) dem Eigenrecht von Kröten gegenüberstellt, macht sie deutlich, dass damit die Probleme einer Gewichtung von Relevanzen und Wertigkeiten weltlicher Entitäten eher vergrößert als behoben werden. Ähnlich lässt sich bspw. fragen: Woher kommen die Kriterien, die mir erlauben, die Lebendigkeit der Menschen in einem Raum über diejenige der Stühle in diesem Raum zu stellen – und ggf. die Menschen, nicht die Stühle zu evakuieren, wenn es brennt?

21 Katharina Block: Das Unverfügbare von seinen kulturkritischen Möglichkeiten her denken. Unv. Manuskript, Hannover 2016, S. 4ff.

22 Hoppe, Lemke 2015 (wie Anm. 8), S. 274.

23 Barad 2012 (wie Anm. 10), S. 101.

24 Hoppe, Lemke 2015 (wie Anm. 8), S. 271.

25 Maria Puig de la Bellacasa: Matters of Care in Technoscience: Assembling neglected Things. In: *Social Studies of Science* 2011 Vol. 41 (1), S. 85–106.

Hoppe und Lemke sprechen mit Bezug auf Barad von der „Gefahr einer Reduktion des Politischen auf das Ethische“. Barad sehe nicht, dass die Formung der Welt immer auch ein umstrittenes, konfliktreiches Geschehen sei, eingebunden in Machtbeziehungen und sehr unterschiedliche Ressourcenverteilungen. Insofern bleibe das „Politische der Ontologien“ hier eine ungelöste Frage.<sup>26</sup>

Hoppe und Lemke weisen auch darauf hin, dass Barad zwischen einer fundamentalistischen und einer postfundamentalistischen Konzeption der Materie schwanke. Postfundamentalistisch wäre, keiner der Komponenten in Intraaktionen einen Vorzug zu geben; dennoch deuten mehrere Textstellen auf eine fundamentalistische Konzeption hin, in der nunmehr „matter“ als die entscheidende und bewegende ontologische Grundeinheit gilt, etwa dann, wenn Barad wie im weiter oben angeführten Zitat betone, es gehe darum, die „dynamische Kraft der Materie“ anzuerkennen.<sup>27</sup> In ähnliche Richtung zielt ein Argument von Trevor Pinch. Von ihm befragt, was es für ihre Position bedeute, wenn die Bohrsche Deutung der Quantenexperimente sich irgendwann in der Physik als falsch herausstellen sollte, lautet die Antwort: dann sei damit bewiesen, dass auch ihre eigene Theorie falsch sei.<sup>28</sup> Stellt man das in Rechnung, so lässt sich wohl davon sprechen, dass Barad ihrerseits eine Korrespondenztheorie der Wahrheit aufstellt, die trotz ihrer Argumente gegen naturwissenschaftlichen Positivismus doch die Möglichkeit der Falsifikation durch naturwissenschaftliche Experimente und Theoriebildungen als Kernkriterium ihres eigenen Weltverständnisses annimmt – also gerade nicht jenseits von positivistischem Repräsentationalismus operiert, wie der Neue Materialismus behauptet, sondern *diesseits*.

Mike Lynch stellt fest, dass die durch Barad von Bohr hergeleitete Position letztlich ungefähr dem entspräche, was auch Edmund Husserl oder Maurice Merleau-Ponty schon vor langem im Hinblick auf die Verflechtung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis formuliert hätten.<sup>29</sup> Daran findet er nichts Originelles und auch nichts spezifisch Feministisches. Aus der wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Diskus-

26 Hoppe, Lemke 2015 (wie Anm. 8), S. 273.

27 Ebd., S. 270.

28 Trevor Pinch: Review: Karen Barad, *Quantum Mechanics, and the Paradox of mutual Exclusivity*. In: *Social Studies of Science* Vol. 41, No. 3 (June 2011), S. 431–441.

29 Michael Lynch: *Matters of Fact, and the Fact of Matter*. In: *Human Studies* 2014 Vol. 37, S. 139–145.

sion sei bekannt, dass Phänomene mit unterschiedlichen theoretischen Beschreibungen kompatibel sind und ihre Gestalt durch die Beobachtungsapparatur hervorgebracht werde – das impliziere jedoch nicht, dass es sich um beliebige Beschreibungen handelt. Barads Kritik<sup>30</sup>, so Lynch, der soziale Konstruktivismus setze zu sehr auf die Sprache und würde die Materialität vernachlässigen, werfe ihrerseits die Frage auf, warum physikalische „Matter“ von Interesse sein sollte (und für wen). Entsprechend sei ihre Beschreibung des „sozialen Konstruktivismus“ nichts Anderes als der Aufbau einer Strohfigur, eines Feindbildes, für das bezeichnenderweise keine Referenzbelege angeführt würden. Nach Lynch handelt es sich um eine völlig unzutreffende und unfaire Darstellung der Wissenschaftsforschung, denn dort gehe es ja gerade um Fallanalysen von konfliktuellen Diskursen, die Eigenschaften von Materie und Faktizitäten situativ zu bestimmen und in strittigen Auseinandersetzungen zu behaupten oder in Frage zu stellen bemüht sind.

Sara Ahmed kritisiert aus feministischer Perspektive sehr entschieden die Abgrenzungs- und Überbietungsrhetorik des Neuen Materialismus auch gerade bei Barad, die das, von dem sie sich absetze (hier: den bisherigen, alten, unzureichenden Feminismus), in verzerrter und lückenhafter Weise beschreibe, um die eigene ‚Neuerung‘ umso deutlicher in Szene zu setzen. Bezogen auf die feministische Diskussion benennt sie die falsche Unterstellung eines bisherigen feministischen Anti-Biologismus, der generalisiert wird zur Behauptung einer allgemeinen Ignoranz des Feminismus gegenüber „Matter“ als Kernelement dieser Gründungsgeste, zu der auch eine Karikatur des Poststrukturalismus als „matter-phobic“ gehöre.<sup>31</sup>

Thomas Lemke übernimmt einerseits die Grundargumentation und Forderung von Barad, den bisherigen Theoriestand zur Handlungsfähigkeit und zum Zusammenhang von Matter und Diskursen zu über-

- 30 Barads Kritik richtet sich gegen die sozialkonstruktivistische Position der Techniksoziologie, der sie pauschal vorwirft, die Bedeutung der Materie zu übersehen. Hinzuweisen ist an dieser Stelle darauf, dass die im englischsprachigen Raum vertretene sozialkonstruktivistische Techniksoziologie sich mit Technologien als sozialen Konstruktionen befasst, aber keine Berührungspunkte zum wissenssoziologischen Sozialkonstruktivismus im deutschsprachigen Raum aufweist.
- 31 Sara Ahmed: *Open Forum Imaginary Prohibitions: Some Preliminary Remarks on the Founding Gestures of the 'New Materialism'*. In: *European Journal of Women's Studies* 2008, 15 (1), S. 23–39.

winden.<sup>32</sup> Daran anschließend formuliert er vor allem eine Entgegnung auf Barads Foucaultkritik. Demnach habe Michel Foucault in seinen entscheidenden Vorlesungen zur Gouvernementalität und „Regierung der Dinge“ sowie in seinem Milieubegriff durchaus bereits ein relationales Verständnis von Dingen und Menschen skizziert, das zudem auf kausale Ursache-Wirkungsrichtungen verzichte und gegenüber Barads Konzepten sehr viel präziser sei:

„[D]iese Dinge, deren die Regierung sich annehmen muß, sagt La Perrière, sind die Menschen, die Menschen jedoch in ihren Beziehungen, in ihren Bindungen und ihren Verflechtungen mit jenen Dingen, also den Reichtümern, den Ressourcen und der Subsistenz, gewiß auch dem Territorium in seinen Grenzen, mit seiner Beschaffenheit, seinem Klima, seiner Trockenheit, seiner Fruchtbarkeit. Es sind die Menschen in ihren Beziehungen zu jenen anderen Dingen wie den Sitten, den Gepflogenheiten, den Handlungs- oder Denkweisen. Und es sind schließlich die Menschen in ihren Beziehungen zu jenen weiteren anderen Dingen, den möglichen Unfällen oder Unglücken wie Hungersnot, Epidemien, Tod.“<sup>33</sup>

Insoweit habe Foucault im Rahmen seiner kritisch-historischen Ontologie bereits so gedacht, wie Barad es heute fordere. Mehr noch: Letztlich falle die bei Barad durchscheinende Privilegierung von Matter hinter Foucault zurück. Allerdings habe Letzterer die entsprechenden Argumente nicht weiter ausgearbeitet.

Zusätzlich zu den bisher vorgetragenen Einwänden sollen hier ein paar weitere kritische Überlegungen formuliert werden. Barad verwirft in ihrer Erläuterung des Phänomenbegriffs (wie oben zitiert) die Rede von Relationen zwischen vorgängigen Einheiten. Sie ersetzt sie allerdings durch die Rede von *Relationen zwischen Komponenten*, die sich im Prozess der Relationierung selbst-emergent herstellen. Doch auf welche Differenz verweist nun ihrerseits diese Rede von Komponenten? Auf die Trennung von materialen und diskursiven Elementen, die doch verworfen wird? Das darin verborgene Problem, eine Grundtrennung von Materialität (und Diskursivität?) innerhalb einer unbestimmten ontolo-

32 Thomas Lemke: „Die Regierung der Dinge“. Politik, Diskurs und Materialität. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2014, 2. Jg., Heft 3, S. 250–267.

33 Michel Foucault: Geschichte der Gouvernementalität. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt a.M. 2004, S. 145, zit. nach Lemke 2014 (wie Anm. 32), S. 255.

gischen Einheit voraussetzen zu müssen, um von Intraaktion sprechen zu können, reproduziert seinerseits das Denken in Differenzkategorien.

Ein weiteres Problem betrifft die Reichweite des metaphorischen Sprachgebrauchs: Was bedeutet es, zu sagen (wie Barad): „Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers“?<sup>34</sup> Führt das zu einer generalisierten Sorge um Dinge, zu einer Ethik des „care“, die alle Entitäten einbezieht? Folgt das der scheinbaren Utopie einer versöhnten Welt/Natur, wie sie mit mehr oder weniger guten Gründen häufig Stammesgesellschaften zugeschrieben wurde? Oder sind das einfach Anthropomorphismen, also die menschliche Projektion des Menschlichen auf Artefakte? Wessen Leiden ist im Entscheidungsfall dann wie zu bewerten und zu hierarchisieren? Müssen nicht sukzessive dazu all diejenigen Unterscheidungen wieder eingeführt werden, die zunächst auf der Ebene der vorgeschlagenen Ontologie aufgehoben werden?

Ein hier zu erwähnendes letztes Problem betrifft die Frage, warum sich gerade die Sozialwissenschaften für das „mattering von matter“ interessieren sollten? Was wird durch die Einführung dieser meta-physischen und ontologischen Annahme für die sozialwissenschaftliche Analyse bspw. konfligierender Behauptungen über die Tatsächlichkeit spezifischer ökologischer Risiken oder über die Bedeutung einer bestimmten Verkehrsinfrastruktur und ihrer Objekte gewonnen?<sup>35</sup> Auch sympathisierende Rezeptionen wie diejenige bei Bath u. a. oder Hoppe und Lemke bleiben hier die Antwort schuldig<sup>36</sup> und die bislang wenigen empirischen Studien, die sich auf den Neuen Materialismus berufen, erscheinen in dieser Hinsicht ebenfalls unklar. Entsprechende Erträge müssten nämlich über das hinausgehen, was im Rahmen existierender soziologischer und diskurswissenschaftlicher Perspektiven geleistet werden kann. Dass sich die Bedeutung von Dingen in sozialen Prozessen verändert und sie damit zu anderen Dingen werden, wie in einigen Studien des Neuen Materialismus berichtet, besitzt für sich genommen wenig Neuerungswert.<sup>37</sup>

Was also folgt aus dem Neuen Materialismus? Ob eine auf fossile Brennstoffe ausgerichtete Energieversorgung kollabiert, hat natürlich mit

34 Karin Barad, zit. in Dolphijn, Van der Tuin 2012 (wie Anm. 5), S. 48.

35 Vgl. bspw. die unbestimmt auf der Ebene assoziativer Verbindungen und ‚Assemblagen‘ bleibenden Analysehinweise in Fox, Alldred (wie Anm. 4).

36 Vgl. Bath u. a. 2013 (wie Anm. 8), Hoppe, Lemke (wie Anm. 8), S. 274.

37 Vgl. Schwenesen, Koch 2009 (wie Anm. 8); Schadler 2013 (wie Anm. 8).

der Verfügbarkeit dieser Brennstoffe zu tun. Ob Technologiepfade umgesetzt werden können, hängt von Materialeigenschaften ab. Plastiktüten im Meer töten Meeresbewohner. Das alles ist unbestritten – und wenn es gemeint ist, dann wirkt die Herausforderung des Neuen Materialismus trivial. Dass es hier (in den Worten von Trevor Pinch) interpretative Flexibilitäten, aber eben nicht Beliebigkeiten gibt, ist lange bekannt. Deswegen möchte ich bestreiten, dass die Soziologie im Speziellen und darüber hinaus die Sozial- und Kulturwissenschaften im Allgemeinen einer besseren und, wie behauptet, ‚richtigen‘, naturwissenschaftlich begründeten Ontologie bedürfen, um leistungsfähige Analysen vorzulegen. Im Gegenteil ist Barads Insistieren auf der material-diskursiven Intraaktion für konkrete sozial- oder kulturwissenschaftliche und diskursanalytische Forschung eher hinderlich, zumindest dann, wenn eine solche Forschung nicht selbst eine Ontologie setzen will, sondern sich auf die Beobachtung der Ontologiekonstruktionen in ihrem Untersuchungsfeld konzentriert.

Was macht dann das große Interesse am Neuen Materialismus aus? Seinen Rezeptionserfolg verdankt der Ansatz wohl wesentlich der Vermischung von analytischen und ethisch-politischen Versprechen. In gewissem Sinne ließe sich vielleicht von einer naturwissenschaftlich basierten Neuauflage der *Kritik der instrumentellen Vernunft* (Max Horkheimer) sprechen, welche endlich ihren „Höhlenausgang“ (Hans Blumenberg) in Gestalt der utopischen Verheißung einer post-anthropozentrisch weltversöhnten Lebensweise gefunden hat. Die von den Vertreter\*innen des neuen Materialismus formulierten Ausrufungen einer besseren posthumanistischen Zukunft, die durch ihre Erkenntnistheorie und Ontologie möglich werde, folgen in ihrem Überbietungsgestus rhetorischen Bewegungen, wie sie die verschiedenen *turns* der letzten Jahrzehnte immer wieder genutzt haben.

Dieser *material turn* läuft letztlich, so meine These, auf einen *spiritual turn* hinaus. Es ist vielleicht kein Zufall, dass die entsprechenden Ansätze vor allem im nordamerikanischen Kontext und damit auch unter dem Eindruck einer der großen ungelösten US-amerikanischen Schuldfragen – der Vernichtung der Indianer und ihrer spirituellen Kulturen – wie auch unter dem Eindruck einer in den USA häufig gering geschätzten Verantwortung für Mensch-Umweltbeziehungen im Sinne ökologischer Verantwortungen entstanden sind. Wenn die Materie begehrt, fühlt, leidet, stöhnt und erinnert, wie Barad formuliert, oder wenn die Anerkennung der lebendigen Materie im Sinne von Bennett als Grundlage für die Lösung aller ökologischen Probleme eingefordert und behauptet

wird, dann bewegt sich das Denken in Richtung einer *Wiederkehr der Romantik* und des *Animismus* (alles lebt, atmet, liebt) bzw. *Neuen Spiritualismus*, der von der Wesensähnlichkeit, Relationalität, Verbindung und Lebendigkeit alles Seienden ausgeht.<sup>38</sup> Auch andere Indizien weisen in diese Richtung: Rosi Braidotti spricht vom „postsäkularen turn“ – die gegenwärtige Herausforderung bestehe darin, politische Subjektivität mit religiöser Handlungsträgerschaft (agency) zu verbinden.<sup>39</sup> Ein kürzlich im *Forum Qualitative Sozialforschung* veröffentlichter kanadischer Beitrag trägt den Titel „Integrating the Self and the Spirit: Strategies for Aligning Qualitative Research Teaching with Indigenous Methods, Methodologies, and Epistemology“.<sup>40</sup>

### Diskursforschung und die Frage der Materialitäten: Praktiken, Dispositive

Ich gestehe, dass mir die Vorstellung zukünftiger *spiritueller Wissenschaften* angesichts der gegenwärtigen Weltläufe und ihrer religiösen Konfliktpotentiale Unbehagen bereitet.<sup>41</sup> Eine naheliegende Schlussfolgerung aus der bisherigen Diskussion scheint mir deswegen zu sein, für eine

38 Ich danke meinem Kollegen Matthias Boes, der in einer Diskussion mit dem Autor Ende 2015 meine Hinweise auf die darin enthaltene spirituelle Dimension in Zuspitzung auf die Formel *Neuer Spiritualismus* auf den Restauranttisch brachte. Auch die gefeierte „Resonanztheorie“ von Hartmut Rosa ließe sich in eine entsprechende Motivreihe mit aufnehmen. Vielleicht nicht zufällig wird sie von einer bekannten Onlineverkaufsplattform als „Bestseller Nummer 1“ in der Rubrik „Anthroposophie“ geführt. Bruno Latours Analyse der „Existenzweisen“ lässt sich mit ihren Hinweisen auf Gaia ebenfalls ähnlich auslegen. Vgl. Hartmut Rosa: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin 2016; Bruno Latour: *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*. Aus dem Französischen von Gustav Roßler. Berlin 2014.

39 Braidotti 2013 (wie Anm. 8), S. 31–37.

40 Sarah Knudson: *Integrating the Self and the Spirit: Strategies for Aligning Qualitative Research with Indigenous Methods, Methodologies, and Epistemology*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 2015 Vol. 16, Nr. 3, Art. 4.

41 Interessant wäre, Beziehungen zur Bewegung des New Age in den 1970er und 1980er Jahren zu verfolgen. Auch könnte der Frage nachgegangen werden, warum sich bereits in der europäischen Vergangenheit die romantisierend-spirituellen oder animistischen bzw. vitalistischen Philosophien, auf die sich der Neue Materialismus beruft, nicht längerfristig durchsetzen konnten. Beides kann an dieser Stelle nicht geleistet werden.

sorgfältige Prüfung der Argumentationen von Karen Barad und auch derjenigen der anderen Vertreter\*innen des Neuen Materialismus zu plädieren, sie also nicht vorschnell zu neuen Leitideen des soziologischen und allgemeiner des sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschens zu machen. Eine solche Prüfung beinhaltet auch, innerhalb der jeweiligen Disziplinen zunächst zu sondieren, welche bestehenden Antworten auf die aufgeworfenen Fragen gegeben sind, ob sie überhaupt als Einwand gelten können – und was ggf. der Verlust durch eine allzu schnelle Übernahme von naturwissenschaftlichen, philosophischen und kunsttheoretischen Positionen – denn darum handelt es sich – sein könnte. Insbesondere die Notwendigkeit einer material-diskursiven ontologischen Grundlegung der sozialwissenschaftlichen Analyse, also einer ultimativen Bestimmung des Seins als Voraussetzung für seine exakte Beschreibung und für die Lösung gesellschaftlicher Handlungsprobleme halte ich gegenüber der etablierten, bspw. Weberianischen Methodologie der Sozialwissenschaften – nicht das Sosein der Dinge, sondern unsere Fragen konstituieren das Problem – für weniger überzeugend: „Nicht die ‚sachlichen‘ Zusammenhänge der ‚Dinge‘, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der *Probleme* liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde.“<sup>42</sup>

Zwar ist gewiss anzuerkennen, dass die Sozial- und Kulturwissenschaften und auch die Diskursforschung lange Zeit den Artefakten, der ‚Natur‘ und den nichtmenschlichen Lebewesen weniger *explizite* Aufmerksamkeit widmeten. Das ist nicht verwunderlich, da sie eben als *Sozial-* und *Kulturwissenschaften* konzipiert sind. Gleichwohl hat sich etwa die Soziologie immer schon auch mit Fragen der Materialität auseinandergesetzt – nicht zuletzt der ‚alte Materialismus‘ von Karl Marx tut das bereits im 19. Jahrhundert.<sup>43</sup> Die Antwort auf die aufgeworfenen Fragen scheint mir deswegen eher in einer sorgfältigen Reflexion der dafür innerhalb der Disziplin sowie innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften verfügbaren Bordmittel zu bestehen. Ich kann und will das im abschließenden Argumentationsschritt nicht für die Soziologie oder

42 Max Weber: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Auflage, Tübingen 1980 [1904], S. 146–214, hier: S. 166, Hervorh. im Original.

43 Die soziologische Bezugnahme auf Materialitäten erfolgt sehr viel häufiger, als es die Beschreibungen des Neuen Materialismus suggerieren, etwa bei Ludwik Fleck, Georg Simmel, Emile Durkheim, Marcel Mauss, in der Humanökologie der Chicagoer Pragmatisten usw.

gar die Sozial- und Kulturwissenschaften generell, sondern nur für die Diskursforschung etwas spezifischer ausführen. Meine These ist, dass wir hier keinen neuen Materialismus benötigen, sondern eine *entschiedenere Nutzung vorliegender Annahmen und Konzepte*. Ähnlich wie Thomas Lemke will ich dazu einen Begriff von Michel Foucault heranziehen, jedoch nicht denjenigen einer „Regierung der Dinge“ oder des „Milieus“, sondern seine Idee des *Dispositiv*s. Dabei geht es mir nicht primär darum, ob Foucault selbst diesen Begriff im Sinne der Forderungen des Neuen Materialismus gebraucht habe. Vielmehr will ich fragen, wie der Dispositivbegriff in der Diskursforschung eingesetzt werden kann, um angesichts der Anregungen durch ANT und Neuen Materialismus der Rolle von Materialitäten stärker Rechnung zu tragen, als das bislang geschieht.<sup>44</sup>

Die Forderung nach einer Berücksichtigung von Dispositiven ist im Kontext der Diskursforschung nicht neu. Foucault hatte nach seiner *Archäologie des Wissens* einer ausschließlich textuellen Analyse, wie er selbst sie noch in *Die Ordnung der Dinge* praktizierte, eine deutliche Absage erteilt. *Überwachen und Strafen* lässt sich dann recht eindeutig als Dispositivanalyse (des Gefängnisses, der Disziplintechnologien) lesen.<sup>45</sup> Neben Bauplänen und Bauwerken kommen etwa Anstaltsordnungen, Verteilungstechniken und humanistisches Schriftgut in den Blick. Aus der Betrachtung all dessen wird die Diagnose der Disziplinargesellschaft entwickelt. Dabei schillert sein Dispositivbegriff in unterschiedlichen Verwendungsweisen. Wenn er bspw. in „Der Wille zum Wissen“<sup>46</sup> vom „Allianzdispositiv“ oder dem „Sexualitätsdispositiv“ spricht, das gestifteten Eheverbindungen zugrunde liege, dann entspricht dies wohl eher dem, was in der Soziologie klassischerweise als Institution gelten kann. Andererseits versucht er sich auch an Definitionen. Deren bekannteste ist wohl diejenige, der zufolge das Dispositiv als „Strategie ohne Strategen“, als Antwort auf einen Handlungsnotstand oder eine Handlungsdringlichkeit („urgence“) zu begreifen sei, oder in einfacheren Worten: als reagierende Intervention bei einem Problem.

44 Vgl. zur Materialität der Diskurse bereits Keller 2011 (wie Anm. 3), S. 252–260 [2005].

45 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a. M. 1974 [1966]; Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M. 1977 [1975]; Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1988 [1969].

46 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Band 1. Frankfurt a. M. 1989 [1976].

An dieser Stelle ist vielleicht ein kurzer Einschub hilfreich: Der Ausdruck Dispositiv ist im Französischen geläufig. Er dient zur Bezeichnung von beispielsweise administrativen, infrastrukturellen Mechanismen und Maßnahmen, die aus Gesetzesbeschlüssen abgeleitet sind und bestimmte Zielvorgaben des Gesetzgebers erfüllen sollen. Wenn Müll entsorgt und recycelt werden muss, dann ist eine entsprechende Infrastruktur notwendig: Müllkübel, Transportfahrzeuge, Genehmigungen, Grenzwerte, Personal, Hinweisblätter zur Mülltrennung, Mülldeponien, Verbrennungs- und Verwertungsanlagen usw. Den Verkehr überwacht man mit einem polizeilichen Kontrolldispositiv: Polizisten, Ampeln, Blitzgeräte, Verkehrsschilder, Verkehrskontrollen usw. Häuser werden mit einer Alarmanlage, also einem Sicherheitsdispositiv, geschützt, das aus Kamera, Beleuchtung, Sirene und dergleichen bestehen kann.<sup>47</sup> Im militärischen Sprachgebrauch bezeichnet Dispositiv all die aufeinander bezogenen Mittel, die für eine bestimmte Angriffs- oder Verteidigungsstrategie notwendig sind: Panzer, Raketen, Soldaten, Munition, Straßen, Gefechtspläne usw. Diese Beispiele machen zunächst zweierlei deutlich: Bei einem Dispositiv handelt sich erstens um ein heterogenes Ensemble aus unterschiedlichsten Elementen, die zweitens auf ein Gesamtziel hin organisiert sind und zusammenwirken. Foucault selbst schlägt im Hinblick auf das Sexualitätsdispositiv folgende Erläuterung vor:

„Das was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. Zweitens ist das, was ich im Dispositiv festhalten möchte, gerade die Natur der Verbindung, die zwischen diesen heterogenen Elementen bestehen kann. [...] Drittens verstehe ich unter Dispositiv eine Art – sagen wir – Gebilde, das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden

47 Wie mir im Rahmen eines Vortrages an der Universität Wien im November 2015 erläutert wurde, war der Begriff auch im Österreichischen als Leihwort üblich. In den Kellerräumen der Universität fänden sich nach wie vor Kästen mit der Aufschrift ‚Sicherheitsdispositiv‘.

Aufforderung nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion.<sup>48</sup>

Ein Dispositiv ist nicht Ergebnis eines strategischen Beschlusses und Maßnahmenvollzugs, der von einer dominanten gesellschaftlichen Machtposition aus erfolgt und kontrolliert wird, um ein spezifisches Ziel zu erreichen, sondern es entsteht aus dem Zusammenwirken unterschiedlicher Elemente und Strategien, deren Zusammenspiel und Effekte analysiert werden sollen. Das Dispositiv ist eine Konstellation von vielfältigen, aufeinandertreffenden, sich verstärkenden und behindernden Strategien und Taktiken, diskursiven sowie nicht-diskursiven Praktiken und Materialitäten, die bestimmte Macht- beziehungsweise Wirklichkeitseffekte hervorbringen, ohne dass man von der sich als Effekt einstellenden „Gesamtstrategie“ noch sinnvoll sagen könne, wer sie konzipiert habe. Gilles Deleuze bezeichnete diese Untersuchung von Dispositiven im Anschluss an Foucault als „Kartographie“: „Will man die Linien eines Dispositivs entwirren, so muß man in jedem Fall eine Karte anfertigen, man muß kartographieren, unbekannte Länder ausmessen – eben das, was er als ‚Arbeit im Gelände‘ bezeichnet.“<sup>49</sup> Die Analyse von Dispositiven ist die neue Gestalt, in der Foucault sein genealogisches Interesse zum Einsatz bringt.

Die Rezeption des Dispositivbegriffs in der deutschsprachigen Diskursforschung ist bis heute durch Bemühungen um Verständigung im Modus des Grundsätzlichen geprägt. Dazu hat vielleicht die unpassende Übersetzung des Begriffs ins Englische als „apparatus“ beigetragen, in der Louis Althusser die Idee der „Staatsapparate“ mitschwingt, und der im Französischen eben eher „appareil“ entsprechen würde, was den maschinenartigen und durchkonstruierten Charakter stärker betont als „dispositif“. Anfang der 2000er Jahre jedenfalls fordert Siegfried Jäger für die *Kritische Diskursanalyse* programmatisch eine Nutzung des Dispositivbegriffs, ohne dass dem in dieser sprach- und ideologiekritischen Variante der Diskursforschung dann jedoch eine tatsächliche Verwen-

48 Michel Foucault: Das Spiel des Michel Foucault. In: Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Hg. von Daniel Defert u. François Ewald. Bd. 3: 1976–1979. Frankfurt a. M. 2003, S. 391–429 [1977], hier S. 392f.

49 Gilles Deleuze: Was ist ein Dispositiv? In: François Ewald, Bernhard Waldenfels (Hg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt a. M. 1991, S. 153–162, hier S. 153.

derung zu entsprechen scheint.<sup>50</sup> Wenig später schlagen Andrea Bührmann und Werner Schneider eine sehr umfassende *Dispositivanalyse* als eigenständiges Forschungsprogramm vor, das unterschiedlichste Hervorbringungskonstellationen in den Blick nehmen soll.<sup>51</sup> Ein Beispiel für eine entsprechende Analyse bildet die Untersuchung von Schule als „Geschlechterdispositiv“ von Monika Jäckle.<sup>52</sup> Auch die *Wissenssoziologische Diskursanalyse* (WDA) fordert seit Ende der 1990er Jahre eine dispositivanalytische Perspektive in der Diskursforschung, die bspw. im Rahmen diskursethnographischer Forschung erschlossen werden kann.<sup>53</sup> Diskurse werden hier als Infrastrukturen der Diskursproduktion bzw. der diskursiven Weltintervention gefasst. Weitere Diskussionen und Vorschläge zu anders akzentuierten Fassungen des Konzepts liegen vor.<sup>54</sup>

### Dispositive und Praktiken in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse

Auf den verbleibenden Seiten soll kurz erläutert werden, wie die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA)<sup>55</sup> die Frage der Materialitäten unter Nutzung des Dispositivbegriffs adressieren kann. Dazu müssen zunächst ein paar Grundüberlegungen der WDA rekapituliert werden.

- 50 Jäger, Siegfried: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller u. a. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd. 1: Theorien und Methoden. 3. erweiterte Auflage. Wiesbaden 2011, S. 91–124.
- 51 Andrea D. Bührman, Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv: Eine Einführung in die Dispositivanalyse. 2. Aufl. Bielefeld 2012.
- 52 Monika Jäckle: Schule M(m)acht Geschlechter: Eine Auseinandersetzung mit Schule und Geschlecht unter diskurstheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008; Monika Jäckle u. a.: Doing Gender Discourse: Subjektivierung von Mädchen und Jungen in der Schule. Wiesbaden 2016.
- 53 Keller 2011 (wie Anm. 3), S. 260–262; Reiner Keller (2007): Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung [46 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung 2007 Vol. 8 (2), Art. 19, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-19-d.htm> [Zugriff vom 2.6.2007].
- 54 Z. B. Joannah Caborn Wengler, Britta Hoffarth, Lukasz Kumięga (Hg.): Verortungen des Dispositiv-Begriffs: Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden 2013; Silke van Dyk: Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2013 Vol. 1 (1), S. 44–66.
- 55 Keller 2011 (wie Anm. 3).

Begreift man einerseits mit Foucault Diskurse als Aussagepraktiken, welche die Gegenstände hervorbringen, von denen sie handeln, dann stellt sich die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen des performativen Vollzugs der diskursproduzierenden Praktiken. Dies gilt andererseits auch dann, wenn man, wie der spätere Foucault, Diskurse als Einsätze in diskursiven Kämpfen um die Bestimmung einer Problemsituation begreift. Die WDA konzipiert deswegen diskursive Praktiken als Sonderform kommunikativer Handlungs- und Interaktionsketten, die durch Routinen bzw. Regeln spezifischer Diskursuniversen instruiert sind. Sie setzen sozialisierte Sprecher\*innen voraus, die in der Lage sind, die entsprechenden Routinen zu vollziehen und durch ihre Aussageproduktion die Strukturierung diskursiver Gefüge zu gewährleisten, aber auch zu transformieren. Das kann ganz analog zum allgemeinen Sprachgebrauch gedacht werden, der nicht nur permanent sprachliche Strukturen produziert und reproduziert, sondern auch ganze Wirklichkeitssettings, etwa durch Gebrauch von Begriffen wie Materialität, Praktik, Foucault usw.

*Diskursive Praktiken* sind jene Praktiken der Aussageproduktion, die direkt die Herstellung von Äußerungen im Medium von Zeichensystemen anleiten: Sprechen, Schreiben, Visualisieren usw. Wenn hier von Praktiken die Rede ist, so handelt es sich doch um mehr oder weniger routinisierte Handlungsvollzüge mit (multipler) intentionaler Grundlage. Zugleich sind darin unterschiedlichste Materialitätsebenen einbezogen: der Tisch, an dem ich hier schreibe, das Licht, das mir das Sehen ermöglicht, der PC in seiner Dinggestalt und Taktilität, und die Software als immaterielles Hilfswerkzeug, aber auch meine Hände, mein Körper, mein Leib, der Stuhl auf dem ich sitze usw. Nicht zu vergessen ist dabei die Raumzeitlichkeit des Geschehens, die Thomas Eberle im direkten Rekurs auf Alfred Schütz wie folgt erläutert:

„Wenn ich zum Beispiel den kleinen Finger meiner Hand beuge, prägt sich dieses Erlebnis in der Sphäre meines somatischen Lebensgefühls ein, durch das es in die gedächtnisbegabte Dauer eindringt. Während dieses Bewegungsablaufs vom gestreckten zum gebeugten Finger bin ich gealtert, was sich – zumindest bei einer seriellen Wiederholung – in einer Ermüdung der betreffenden Muskeln, also einem rein somatischen Erlebnis niederschlagen kann.“<sup>56</sup>

56 Thomas Eberle: Altern als subjektive Erfahrung. In: Reiner Keller, Michael Meuser (Hg.): Alter(n) und vergängliche Körper. Wiesbaden 2017, S. 13–44, hier S. 17–18.

Dass das alles im eben genannten Beispiel der Verfassung dieses Textes zusammenspielt, ist Ergebnis ganz unterschiedlicher Lernvorgänge und technischer Möglichkeiten (die etwa durch das Web 2.0 massiv verändert wurden). So wie die verschiedenen Bestandteile des Autofahrens – Lenkrad halten, Blicken, Hand zur Schaltung, Fuß aufs Bremspedal, das sich anders anfühlt als das Gaspedal, Regeln der Vorfahrtgewährung erinnern und einspeisen – anfangs nur ruckelig koordiniert werden und dann in Fleisch und Blut übergehen, so geschieht dies auch bei den konkreten Handlungsvollzügen und -verkettungen der Produktion von Äußerungen, zu der dann gewiss auch die Medien und Materialitäten der Verbreitung gehörten – etwa diese Druckseite oder auf dem E-Book. Die Diskursforschung sieht in der Regel und aus zwingenden Gründen von der Analyse der Singularität des einzelnen Herstellungsprozesses ab. Stattdessen betrachtet sie die Äußerung, den Text, das Gesprochene als Dokument der skizzierten Vollzugspraxis. Und dieses Dokument wiederum kommt seinerseits nicht als singuläre Gestalt in den Blick, sondern als Bestandteil einer seriellen und strukturieren Aussageformation, die genau deswegen eben Diskurs genannt werden kann. Aus diesem Grund wird in der Regel die materiale Gestalt des einzelnen Äußerungsdokuments aus der näheren Analyse ausgeschlossen. Damit ist im Übrigen eine wichtige Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Analyse angesprochen: Sie muss permanent entscheiden zwischen dem, was ihr im Rahmen des verfolgten Erkenntnisinteresses als relevant gilt, und dem, was sie unter diesen Umständen ins Außerhalb ihres Blickes verbannen muss, da sie sonst als Analyse nicht mehr möglich ist.

Die erwähnten diskursiven Praktiken der Aussageproduktion setzen ihrerseits eine allgemeine menschliche Handlungsfähigkeit voraus, wenn wir davon absehen, dass sie als algorithmische Programmierungen in Teilen auch auf Maschinen übertragen werden können, wie etwa in der Sportberichterstattung. Diese lässt sich als basale anthropologische Grundannahme aus dem Zusammenspiel von sozialphänomenologischen und pragmatistischen Argumenten wie folgt erläutern: Menschen sind ‚qua Natur‘ dazu gezwungen, sich die Weltsituationen, in denen sie sich wiederfinden, durch Deutungsarbeit bzw. Situationsdeutung zu erschließen. Das setzt die Konstitution von Sinn im einzelnen Bewusstsein und Leibkörper voraus – dort treffen die sinnlichen Eindrücke aufeinander und werden zur Gestalt einer Weltwahrnehmung aufgebaut. Die entsprechenden Aufbauprozesse werden ermöglicht durch die internalisierte Sozialität kollektiver Wissensvorräte oder, in den Worten von George

Herbert Mead, durch die kommunikative Strukturierung des Bewusstseins als einem durch und durch sozialen Phänomen. Die Arbeit der Situationsdeutung folgt dann pragmatischen Motiven des problemlösenden Handlungsvollzugs: ohne Behausung erfriert die somatische Singularität im kalten Winter; ohne Nahrung und Wasser machen die Körper schlapp; die Verwandtschaft verlangt nach Geschenken, der Text muss bis morgen abgegeben sein usw. Alfred Schütz spricht hier von Relevanzstrukturen bzw. Auslegungsrelevanzen und pragmatischen Motiven der alltäglichen Lebenswelt. Auch umfassendere institutionalisierte „Gesamthandlungen“ (Gesa Lindemann), wie sie etwa in Gestalt von Diskursen vorliegen, haben einen pragmatischen Weltbezug: sie zielen auf die Bearbeitung von Denk-, Analyse- und/oder Handlungsproblemen in Kollektiven.

Richtet man Diskursanalysen auf die dispositive Strukturierung der Diskursproduktionen aus, dann impliziert dies je nach Gegenstandsbereich einen Blick auf unterschiedlichste Elemente und deren Zusammenspiel. Ihre Erforschung kann einerseits als mesoanalytische Ressourcenforschung angelegt sein, etwa dann, wenn Lehrstühle, Institutsmittel, Finanzausstattungen, Forschungslabore usw. ausgezählt werden, um die institutionell-organisatorischen Ressourcen einer Diskursproduktion (an Personal und sonstigen Machtmitteln) zusammenzustellen. Im Rahmen präzisierender *Diskursethnographien* kann freilich auch die soziale und raumzeitliche Verflechtung von Dingen, nicht-diskursiven Praktiken und diskursiven Praktiken in den Blick genommen werden. Von Diskursethnographien spreche ich im Sinne fokussierter Ethnographie, die eine spezifische organisatorische Praxis unter dem Blickwinkel der Diskursproduktion in den Blick nimmt.<sup>57</sup>

Ich will das am Beispiel meiner eigenen Studie über die Mülldebatten in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1970 bis 1995 kurz illustrieren.<sup>58</sup> Damit die statistische Aussagegestalt des Abfallaufkommens in

- 57 Ein Beispiel dafür liefert die Studie von Ingmar Lippert, der die Erstellung eines Klimaberichts in einem Großunternehmen ethnographisch untersucht hat. Vgl. Ingmar Lippert: Studying Reconfigurations of Discourse: Tracing the Stability and Materiality of 'Sustainability/Carbon'. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2014, 2. Jg. Heft 1, S. 32–54.
- 58 Reiner Keller: Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. 2. Aufl. Wiesbaden 2009.

diskursiver Berichtsform in die Welt treten darf, bedarf es einer Vielzahl angeschlossener oder besser vorgeschalteter diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken. Zu letzteren zähle ich bspw. die konkrete Sammlung des Mülls, also die Ablagerung in die Haustonnen, deren Abholung durch die Müllmänner, ihr Sortieren und Vermessen, um die Gesamtmenge unterschiedlicher Stoffgruppen in Gewicht und Volumen zu erfassen usw. Zugleich sind darin unterschiedliche Dinge verwickelt, die mehr oder weniger spezifisch für das in Frage stehende Praxisfeld sind: die Tonnen, Anlagen und Fahrzeuge sind sicherlich spezifisch, das Personal ebenso, dessen Schutzkleidung schon weniger. Eine entsprechende Analyse muss auch hier permanent Selektionsentscheidungen treffen und begründen. Wahrscheinlich ist es wenig plausibel, die verfügbare Verkehrsinfrastruktur direkt der Produktion von Mülldiskursen zuzurechnen, die Dinge, Maschinen und das Personal der Entsorgung dafür umso mehr. Grundsatzdiskussionen über die Frage, ob es überhaupt nichtdiskursive Praktiken gebe, sind hier wenig hilfreich. Dem auch für die Analyse geltenden Motiv einer pragmatischen Auslegungsrelevanz folgend muss sich zeigen, ob entsprechende Unterscheidungen nützliche Aspekte in den Blick nehmen und differenzieren können, ob also bspw. die Transportpraxis des Mülls sich von der Berichtspraxis eines Sachverständigenrats oder der Mobilisierungspraxis einer NGO signifikant unterscheidet (wie ich meine). Vergleichbares gilt für die Auswahl der Elemente, die in eine entsprechende Dispositivanalyse einbezogen werden.

Eine zweite Dimension dispositiver Bestandteile diskursiver Strukturierungen ist mit den *Dispositiven der Weltintervention* angesprochen. Wenn Diskurse als Einsätze in diskursiven Kämpfen und Problematisierungen verstanden werden, dann kommt in den Blick, dass sie häufig die Erzeugung von Infrastrukturen der Problembearbeitung anregen. Auch hier geht es um Konglomerate von Praktiken, Dingen, Akteuren, Texten usw. Das lässt sich ebenfalls am Beispiel des Mülls illustrieren: Am Ende einer 25jährigen Diskurskarriere steht in der Bundesrepublik Deutschland Mitte der 1990er Jahre die Verabschiedung des sogenannten Kreislaufwirtschaftsgesetzes, d.h. eines regulierenden Textes, der weitreichende Interventionen in die Praxis der Müllbearbeitung vorschreibt. Dazu müssen neue Anlagen der Müllverwertung gebaut werden, entsprechendes Personal ist zu schulen, Konsumdinge sind zu klassifizieren und zu kennzeichnen, Verbote durchzusetzen usw. Auch hier können mesoanalytische Bilanzierungen von Ressourcenaufbauten durch diskursethno-graphische Fallstudien zur dispositiven Fallbearbeitung ergänzt

werden. Nur in seltenen Fällen wird dabei die dispositive Struktur der Weltintervention einem und nur einem einzigen Diskurs zugerechnet werden können. Überwiegend ist davon auszugehen, dass die entwickelte Infrastruktur der Intervention ihrerseits dann ganz unterschiedlichen Trägheitsbedingungen, Gestaltungszwängen und -einflüssen unterliegt, bspw. den verfügbaren Finanzhaushalten der Kommunen, den Absatzinteressen von Anlagenvertreibern u. a. mehr. Und ob die davon ausgehenden Effekte letztlich als Problemlösung im Sinne der Diskursintention verstanden werden können, oder nicht ihrerseits nichtintendierte Folgen und überraschende, eigenwillige Aneignungsweisen in Praxisfeldern hervorgerufen, kann als anschließbares Untersuchungsinteresse gelten.

In beiden Fällen, also sowohl in Bezug auf die Dispositive der Diskursproduktion wie auch im Hinblick auf die Formen der diskursiven Weltintervention können neben klassischen Inventarisierungen eben ethnographische Vorgehensweisen genutzt werden. Meines Erachtens erhalten diese ihre spezifische Gestalt und ihre Ausrichtung durch die Fokussierung auf die erwähnten Dispositivemente. Im Vollzug ihrer Forschungspraxis unterscheiden sie sich aber nicht von den erprobten Formen des ethnographischen Arbeitens, das seit jeher für das Zusammenspiel von Interaktionen, Handlungsvollzügen, Regeln und Artefakten in situirten Settings aufmerksam ist.

Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass die vorangehend unternommene Trennung von Dispositiven der Diskursproduktion, Diskursen und Dispositiven der Weltintervention sicherlich stilisiert ist. Im Gegenstandsbereich der Diskursforschung ist davon auszugehen, dass diese verschiedenen Ebenen und Dimensionen in permanenten sozialen, sachlichen und raumzeitlichen Verflechtungszusammenhängen stehen und auch ihren Status in Abhängigkeit von Fragestellungen wechseln können, so wie das Kreislaufwirtschaftsgesetz und die damit verknüpften Maßnahmen wiederum zur Grundlage neuer Aussageproduktionen werden. Zugleich sind unterschiedlichste Beharrungseffekte in Rechnung zu stellen: Strukturierte Zusammenhänge von Diskursen, Praktiken und Dingen unterliegen Trägheitsmomenten. Gleichwohl kann von jeder Ebene der Impuls zur Veränderung kommen: etwa wenn diskursive Strukturierungen durch neue Ereignisse ‚zum Tanzen gebracht werden‘, wenn Praxisvollzüge auf Widerstände stoßen oder wenn Dinge in ihren Prozessen und Folgen zu Problemgeneratoren gemacht werden. All das bedarf freilich der kommunikativ-diskursiven Arbeit, und genau deswegen hält die Wissenssoziologische Diskursanalyse am *Primat des*

*Diskursiven* fest, um die eingeflochtenen Materialitäten in den Blick zu nehmen.<sup>59</sup>

- 59 Das scheint mir alles in allem mit dem Ansatz der Material Semiotics von John Law kompatibel, der diesen als mikroanalytischen Ansatz in direkten Bezug zur Foucaultschen Diskursperspektive stellt. Vgl. John Law: Actor Network Theory and Material Semiotics. In: Bryan S. Turner (Hg.): *The New Blackwell Companion to Social Theory*. London 2009, S. 141–158.

**Reiner Keller, New Materialism and New Spiritualism? Discourse research and the challenge of materialities**

The article begins with a discussion of the position of New Materialism, in particular in the formulation put forward by Karen Barad. After considering various critiques of this position, it then develops the thesis that the figure of New Materialism conceals a problematic New Spiritualism, which distorts rather than enables sociological study and discourse analysis of the material. In contrast to the reontologisation of the social sciences linked to New Materialism, the article suggests an approach to materialities (things, practices) that uses dispositive analysis within the framework of discourse research in the sociology of knowledge.



# Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven – das Beispiel ‚Individuelle Förderung‘

Andrea D. Bührmann und Kerstin Rabenstein<sup>1</sup>

In der qualitativen (Bildungs-)Forschung spielen die Dinge und die Frage nach ihrem (Mit) Wirken in Bildungspraxen eine zunehmend größere Rolle. Allerdings werden Diskurse und somit auch machttheoretische Fragen in den vorliegenden Studien eher nicht berücksichtigt. Ausgehend von einem Einblick in die bislang in der Bildungsforschung eingenommenen Perspektiven auf die Dinge formulieren wir deshalb den Vorschlag, Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven zu untersuchen. Plausibilisiert wird er anhand einer Skizze zum Förderdispositiv.

Bildungspraxen sind gegenstandsangemessen nur zu verstehen, so unsere Ausgangsthese, wenn man einen methodologischen Zugang ihrer Beobachtung entwickelt, der es erlaubt, sie im Zusammenspiel mit (diskursiven und nicht diskursiven) Praktiken<sup>2</sup> sowie als deren Materialisierungen in den Blick zu nehmen und ihr Mitwirken in Praktiken zugleich in machttheoretischer Perspektive zu analysieren. In der qualitativen Bildungsforschung wurden Bildungspraxen allerdings lange Zeit vorrangig als diskursive Praxen untersucht. Wenn es ein bildungswissenschaftliches Forschungsinteresse an den Dingen gab, richtete sich dieses vorrangig auf die symbolische Bedeutung der Dinge für Bildungssubjekte und resultierte aus einer an einer ‚Dinghermeneutik‘ ausgerichteten

- 1 Andrea D. Bührmann und Kerstin Rabenstein sind PIs im Projekt ‚Schlözer Programm Lehrerbildung‘ im ‚Handlungsbereich C: Diversität gerecht werden‘ an der Georg-August-Universität Göttingen. Das Schlözer Programm Lehrerbildung wird im Rahmen der gemeinsamen „Qualitätsoffensive Lehrerbildung“ von Bund und Ländern mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01JA1617 gefördert.
- 2 Dabei gehen wir davon aus, dass sich verschiedene Praktiken zu einer Praxis verketteten können, aber nicht müssen.

Perspektive<sup>3</sup>. Zwar hat sich dies in den letzten zehn Jahren erheblich verändert: In der qualitativen Bildungsforschung werden Bildungspraxen zunehmend mit einem Interesse an den Wechselwirkungen zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Aktanten beschrieben sowie Dinge und Räume als Ko-Produzentinnen einer sozialen Praxis und in ihrer konstitutiven Bedeutung für soziale Praxen untersucht<sup>4</sup>. Allerdings ist in den empirischen Beobachtungen immer wieder die Tendenz zu beobachten, dass den Materialitäten von Dingen und einer mit ihnen in Zusammenhang gebrachten pädagogisch-didaktischen Bedeutung ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Machttheoretischen Aspekten der „Disziplinierung der Dinge“<sup>5</sup> in Bezug auf ihren Einsatz in institutionellen Lehr-Lernsituationen wird demgegenüber keine oder nur eine randständige Aufmerksamkeit zuteil.

- 3 Christian Rittelmeyer, Michael Parmentier: Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Darmstadt 2001; Käte Meyer-Drawe: Herausforderung durch die Dinge. Das Andere im Bildungsprozess. In: Zeitschrift für Pädagogik 45, 3, 1999, S. 329–335. Vgl. zu einer ähnlichen Perspektive auf Dinge in Hinsicht auf ihre ‚Dingbedeutung‘ in der Europäischen Ethnologie Manfred Eggert, Stefanie Samida: Menschen und Dinge. Anmerkungen zum Materialitätsdiskurs. In: Herbert Kalthoff u. a. (Hg.): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn 2016, S. 123–153.
- 4 In der interdisziplinären Diskussion zu ‚materiellen Kulturen‘ stellt die erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung zu ‚Materialität von Lernkulturen‘ noch weitgehend eine Leerstelle dar. So ist die Disziplin – Erziehungswissenschaft/Pädagogik – z. B. in dem Handbuch von Stefanie Samida, Manfred Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen. Konzepte, Disziplinen. Stuttgart 2014 nicht vertreten. Die Auseinandersetzung in der qualitativen Bildungsforschung ist nachzuvollziehen u. a. in Arnd-Michael Nohl: Pädagogik der Dinge. Bad Heilbrunn 2011; Tobias Röhl: Dinge des Wissens. Schulunterricht als sozio-materielle Praxis. Stuttgart 2013; Thomas Alkemeyer u. a. (Hg.): Körper × Räume × Objekte. Weilerswist 2015; Ulrich Gebhard u. a.: Editorial. Räume, Dinge, und schulisches Wissen. In: Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung. Empirische Beiträge aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, 4, 2015 (Schwerpunktthema: Materialitäten in Unterricht und Schule). S. 3–14. Studien, die sich für die Herstellungsprozesse didaktischer Materialien interessieren, stellen noch eine Ausnahme dar: Felicitas Macgilchrist: Schulbuchverlage als Organisationen der Diskursproduktion: Eine ethnographische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 31, 3, 2011, S. 248–263; Felicitas Macgilchrist: Media Discourse and De/Coloniality: A post-foundational Approach. In: Christopher Hart, Piotr Cap (Hg.): Contemporary Studies in Critical Discourse Analysis. London 2014, S. 387–407.
- 5 Röhl 2013, (wie Anm. 3), S. 61–62.

Im Folgenden schlagen wir demgegenüber in einer dispositivtheoretischen Perspektive im Horizont von Foucaults ‚kritische(r) Ontologie der Gegenwart‘ eine Erweiterung dieser Methodologien vor. Mit dem Dispositivkonzept kann unserer Ansicht nach die materielle Dimension sozialer Praxen von vorneherein als eine diskursiv-materielle und zugleich die Dinge selbst als materialisierte Effekte (diskursiver) Praktiken verstanden werden. Im Kern argumentieren wir also dafür, dass Dinge methodologisch nur angemessen verstanden werden können, wenn zum einen die Diskurse um die Bedeutung bzw. den Gebrauch von Dingen in machttheoretischer Perspektive in ihre Beobachtung einbezogen werden und zum anderen die Dinge selbst auch als materialisierte wie machtvolle Effekte von Diskursen begriffen werden.

Nachdem wir im Folgenden den Stand der methodologischen Diskussion zu den Dingen in der praxistheoretisch fundierten Bildungsforschung skizziert haben, führen wir diesen Gedanken aus. Anschließend plausibilisieren wir ihn am Beispiel eines von uns als Förderdispositiv bezeichneten Dispositivs, das sich unserer Ansicht nach gegenwärtig in der Bildungsforschung und -praxis auszubreiten beginnt. Insgesamt versuchen wir immer wieder transparent zu machen, wie die Verhältnisse von Diskursen, Dingen und Praktiken in machttheoretischer Perspektive jeweils gedacht werden (können) und dass wir die einzelnen Elemente dieser Verhältnisse und die Verhältnisse selbst als Prozesse betrachten.

## 1. Dinge, Praktiken und Diskurse in der qualitativen Bildungsforschung

In der qualitativen Bildungsforschung haben sich in jüngster Zeit unterschiedliche Perspektiven herausgebildet, die sich den Dingen in pädagogischen Kontexten und damit auch Fragen der Pädagogisierung der Dinge zuwenden<sup>6</sup>. Mit Blick auf die je vorgenommene Modellierung von Dingen und ihrem Verhältnis zu Praktiken und Diskursen können die folgenden drei methodologischen Perspektiven auf die materielle Dimension von Bildungspraxen unterschieden werden<sup>7</sup>:

6 Im Folgenden orientieren wir uns an der Begriffsverwendung der jeweils referierten Literatur.

7 Vgl. für weitere Ausführungen hierzu Kerstin Rabenstein: Schaffen Dinge Unterschiede? Methodologische Überlegungen zur Materialität von

Erstens liegen Studien vor, die sich für ‚Dinge des Wissens‘ in institutionalisierten Lehr-Lernsituationen interessieren. Sie fokussieren die Verbindungen der Dinge untereinander sowie mit menschlichen Akteuren und beobachten ihre Mitwirkung in Wissensvermittlungsprozessen. So werden z. B. Experimentaufbauten im Zusammenspiel mit Tafel und Kreide und weiteren Darstellungsmedien im naturwissenschaftlichen Unterricht<sup>8</sup> bzw. auch Tafel und Kreide in mathematischen Vorlesungen an der Hochschule<sup>9</sup> als Mitspieler\*innen in Wissensvermittlungsprozessen untersucht. In Anlehnung an Bruno Latours Netzwerkgedanken, ein ethnomethodologisches Verständnis des Gebrauchs der Dinge in Praktiken und die postphänomenologische Technikforschung wird ein differenziertes Verständnis der Relationen zwischen den Dingen, Menschen und den Praktiken ihres Gebrauchs entworfen<sup>10</sup>. Mit diesen Zugängen kann z. B. beschrieben werden, wie Experimentaufbauten in Verbindung mit weiteren Dingen, wie Tafel oder Kreide oder Heften und Schulbüchern etc., an der Aufführung eines verobjektivierenden, ‚nüchternen‘ Blicks auf die Welt und somit einer didaktisch inszenierten und immer wieder herzustellenden Vermittlung eines naturwissenschaftlichen Weltverständnisses im Unterricht beteiligt sind. In diesen Studien werden die Dinge in ihrem Zusammenspiel miteinander und mit (diskursiven und nicht-diskursiven) Praktiken im Klassenzimmer untersucht. Dass die Dinge für den naturwissenschaftlichen Unterricht mit bestimmten Vermittlungsabsichten aufgeladen werden und nur als disziplinierte, in bestimmter Weise funktionierende Dinge im Unterricht mitspielen dürfen, wird dabei zwar berücksichtigt<sup>11</sup>, doch wird weniger beachtet, dass die Dinge in machtheoretischer Perspektive zugleich als materialisierte

Subjektivierungsprozessen. In: Anja Tervooren, Robert Kreitz (Hg.): *Dinge und Raum in der qualitativen Bildungs- und Biographieforschung*. Leverkusen o. J., (Im Erscheinen).

- 8 Tobias Röhl: From Witnessing to Recording – Material Objects and the epistemic Configuration of Science Classes. In: *Pedagogy, Culture and Society* 20, 1, 2012a, S. 49–70; Tobias Röhl: Disassembling the Classroom – an ethnographic Approach to the Materiality of Education. In: *Ethnography and Education* 7, 1, 2012b, S. 109–126; Herbert Kalthoff, Tobias Röhl: Interobjectivity and Interactivity: Material Objects and Discourse in Class. In: *Human Studies* 34, 4, 2011, S. 451–469 [<http://link.springer.com/content/pdf/10.10072Fs10746-011-9204-y.pdf>].
- 9 Christian Greiffenhagen: The Materiality of Mathematics: Presenting Mathematics at the Blackboard. In: *The British Journal of Sociology*, 65, 3, 2014, S. 502–528.
- 10 Röhl 2013, (wie Anm. 3), S. 27–31.
- 11 Ebd., S. 61.

Effekte naturwissenschaftlicher Diskurse verstanden werden könnten. Von den Diskursen, mit deren Hilfe die Dinge erst zu Mittlern verobjektivierten Wissens im naturwissenschaftlichen Unterricht werden können, wird indes abgesehen. Diese tragen jedoch ebenfalls zur Festigung ihrer im Unterricht aufgeführten, dabei stets aufs Neue zu stabilisierenden Bedeutung als Wissensmittler\*innen bei. Diese Perspektive auf Dinge sieht also von machttheoretischen Aspekten und somit zentralen Diskursen ab, in denen Dinge bestimmte Wirkmächtigkeiten erhalten bzw. in denen sie diese beanspruchen können.

Zweitens sind Untersuchungen entstanden, die sich für ‚Dinge des Lernens‘ im (Grundschul-)Unterricht und somit für Dinge in ihrer potenziellen didaktischen Bedeutung interessieren. Sie unterscheiden dabei die Herstellungspraktiken, in denen Dinge mit bestimmten didaktischen Bedeutungen ausgestattet werden<sup>12</sup>, und Bedeutungen von Dingen, die situativ in Praktiken entstehen<sup>13</sup>. Im Ergebnis werden Interaktionen auf den in ihnen zu beobachtenden (vermeintlich) (in)korrekten, didaktisch (dys)funktionalen Gebrauch dieser ‚Dinge des Lernens‘ für das Lernen von Schüler\*innen rekonstruiert. Aufgrund des Interesses an den didak-

- 12 Jutta Wiesemann, Jochen Lange: Schülerhandeln und die Dinge des Lernens. Zum Verhältnis von Sinn und Objektgebrauch. In: Thomas Alkemeyer u. a. (Hg.): Körper × Räume × Objekte. Weilerswist 2015, S. 261–282.
- 13 Jutta Wiesemann, Jochen Lange: Wissen schaffen durch die Dinge? Ergebnisse aus einer ethnographischen Studie zur Materialität im Sachunterricht. In: Zeitschrift für Grundschulforschung. Bildung im Elementar- und Primarbereich 7, 2, 2014, S. 46–59; Kerstin Rabenstein, Johanna Wienike: Der Blick auf die Dinge des Lernens. Überlegungen zur Beobachtung der materiellen Dimension pädagogischer Praktiken. In: Sabine Reh, Heike de Boer (Hg.): Beobachtung in der Schule – beobachten lernen. Wiesbaden 2012, S. 189–202. Marei Fetzer: Lernen in einer Welt der Dinge. Methodologische Diskussion eines Objekt-integrierenden Ansatzes zur mikroethnografischen Unterrichtsanalyse. In: Barbara Frieberthäuser u. a. (Hg.): Feld und Theorie. Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie. Opladen 2012, S. 121–136; Marei Fetzer: Counting on Objects in Mathematical Learning Processes. Network Theory and Networking Theories. In: Behiye Ubuz, Cigdem Haser, Maria Alessandra Mariotti (Hg.): Proceedings of the Eighth Congress of the European Society for Research in Mathematics Education, (CERME 8, Antalya), 2013, S. 2800–2809, [[https://bibliotecadigital.ipb.pt/bitstream/10198/10108/3/CERME8\\_2013\\_Proceedings.pdf](https://bibliotecadigital.ipb.pt/bitstream/10198/10108/3/CERME8_2013_Proceedings.pdf)], Georg Breidenstein: Vincent und die Apotheke – oder: die Didaktik des Materials. In: Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung. Empirische Beiträge aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, 4, 2015 (Schwerpunktthema: Materialitäten in Unterricht und Schule), S. 15–30.

tischen Bedeutungen der Dinge und deren Verschiebungen durch den situativen Gebrauch der Dinge auf Seiten der Lernenden kommt allerdings kaum in den Blick, dass und wie Dinge unterrichtliche Praktiken formieren bzw. transformieren (können). Machttheoretische Fragen, die die Entstehung und Durchsetzung bestimmter Bedeutungen der Dinge betreffen, werden ebenfalls nicht gestellt.

Schließlich lässt sich eine dritte Gruppe von Studien ausmachen, die sich für differenzierende und hierarchisierende Wirkungen von Dingen des Lernens im Unterricht interessieren, und zwar im Hinblick auf die Eröffnung unterschiedlicher Teilnahmemöglichkeiten für Schüler\*innen im Unterricht, die Unterschiedliches können<sup>14</sup>. Diese Studien fragen danach, wie Dinge an der Entstehung sozialer Ordnungen kopräsender Akteure mitwirken. Machttheoretische Aspekte sind hierbei von Interesse, wobei den Dingen nicht im Zusammenhang mit Diskursen, sondern aufgrund ihrer Materialität Macht zugeschrieben wird. Das Interesse gilt somit weniger der Frage, ob und wenn auf welche Dinge in Interaktionen welche Macht entfaltet werden kann. In diesen Studien wird die diskursive Dimension von Machtverhältnissen und der Dinge, die an ihnen mitwirken, weitgehend ausgeblendet.

Die referierten Studien zur Beobachtung materieller Dimensionen von Bildungspraxen sind in Bezug auf die Frage der situativen Entstehung von Bedeutungen von Dingen in Praktiken in hohem Maße produktiv. Sie schärfen zudem den Blick für das Situative und Konkrete von Ding-Praktiken. Die Methodologien erlauben es besser zu verstehen, dass Dinge an sich keine Bedeutung haben, sondern ihre Bedeutungen in Relation zu ihrem Gebrauch im Zusammenhang mit weiteren Dingen und Menschen entstehen und permanent transformiert werden. Die empirischen Beobachtungen auf der Basis dieser Methodologien fördern dabei zu Tage, dass in Gebrauchspraktiken der Dinge sowohl immer wieder Bemühungen um die Stabilisierung bestimmter Bedeutungen als auch Versuche der Verschiebung – und insofern der De-Stabilisierung – zu beobachten sind.

14 Barbara Asbrand, Matthias Martens, Dorth Petersen: Die Rolle der Dinge in schulischen Lehr- Lernprozessen. In: Arnd-Michael Nohl, Christoph Wulf (Hg.): Mensch und Ding. Die Materialität pädagogischer Prozesse. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Sonderheft 25, 2013, S. 171–188; Tanja Sturm: Rekonstruktion der Herstellung und Bearbeitung von Differenz im inklusiven Unterricht mithilfe der Dokumentarischen Videointerpretation. In: Ralf Bohnsack, Bettina Fritzsche, Monika Wagner-Willi (Hg.): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Opladen 2014, S. 153–178.

Dabei bleibt jedoch außen vor, wie Dinge nicht nur in nicht-diskursiven Praktiken, sondern auch in diskursiven Praktiken Bedeutungen erhalten bzw. wie Diskurse zur De-Stabilisierung bestimmter Bedeutungen auch in machttheoretischer Hinsicht beitragen. Machttheoretische Fragen werden aufgrund des Fokus der referierten Studien auf die Dinge nur als Fragen nach der Macht der Dinge in den Blick genommen, weniger als Macht von Diskursen zu den Dingen. So wird – in der Tendenz – auch die Analyse sozialer Machtverhältnisse auf eine Analyse der Macht der Dinge verkürzt. Vor diesem Hintergrund schlagen wir vor, für die Analyse der materiellen Dimension von Bildungspraxen Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven zu betrachten.

## 2. Dispositivanalytischer Zugang zur Beobachtung der Verhältnisse zwischen Dingen, Praktiken und Diskursen

Ausgangspunkt der hier vorgeschlagenen dispositivtheoretischen wie -analytischen Perspektive ist die so genannte ‚kritische Ontologie‘ der Gegenwart.<sup>15</sup> Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Gegenwart im Hinblick auf ihre historische Gewordenheit und somit ihre Bedingungen der Möglichkeiten problematisiert. Dabei werden Phänomene – bzw. besser muss man wohl sagen: die Vorstellungen über Phänomene – als Aktualisierungen in spezifischen historischen Macht-Wissenskomplexen verstanden. Michel Foucault illustriert und plausibilisiert diese Überlegungen zum Beispiel anhand der Subjektivierung des ‚Selbst‘ zum modernen Subjekt.<sup>16</sup> Er zeigt, dass das ‚moderne Subjekt‘ zunächst in Diskursen der Aufklärung hervorgebracht wurde und dann recht schnell und sehr erfolgreich zur hegemonialen Form der Subjektivierung aufstieg. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde das Ideal des ‚modernen Subjekts‘ von einem zunächst exklusiv für bürgerliche, christliche, weiße Männer geltenden Leitbild zu einem, an dem sich möglichst viele Menschen orientieren sollten. An diesen Subjektivierungsprozessen lässt sich

15 Vgl. Michel Foucault: Was ist Kritik? Berlin 1992, S. 48; Michel Foucault: Was ist Aufklärung. In: Eva Erdmann, Rainer Forst, Axel Honneth (Hg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Frankfurt a. M., New York 1990, S. 37ff.

16 Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit Bd. 1–3 Übers. von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1983; 1989a; 1989b.

beobachten, dass bestimmte Akteure nicht einfach gegeben sind, sondern im Zusammenspiel zwischen Dingen, Praktiken und Diskursen erst hervorgebracht werden und sich dann materialisieren. So entstand etwa das Genre des Bildungsromans. Diese Romane dienten quasi als Vorlagen für das Werden zum Subjekt. Zuvor und ganz am Anfang erfolgten naturwissenschaftliche Experimente und philosophische Debatten über die mögliche Willensfreiheit zumindest bestimmter Menschen und die vorgebliche „Naturverfallenheit“ anderer.<sup>17</sup>

Die Erforschung von Dispositiven erscheint uns als eine vielversprechende Möglichkeit, jenseits von Strukturdeterminismen einerseits und Handlungsintentionen andererseits das Gewordensein und Werden der komplexen Verhältnisse zwischen Dingen, Diskursen und Praktiken und deren Machteffekte in den Blick zu nehmen.<sup>18</sup> Die Dispositivanalyse regt dazu an, die Beobachtung von Dingen in Räumen und somit situierter Materialitäten mit der Analyse der diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken ihres (richtigen) Gebrauchs sowie deren (Macht)Wirkungen zu verknüpfen.<sup>19</sup> Diese Perspektive wird im Folgenden schrittweise erläutert.

Insgesamt wird ein Dispositiv im Anschluss an Foucault als Zusammenspiel bestehend aus verschiedenen Elementen verstanden. Dabei kann es sich beispielsweise um „Diskurse(n), Institutionen, architekturelle(n) Einrichtungen, reglementieren Einrichtungen, Gesetze(n), administrative(n) Maßnahmen, wissenschaftliche(n) Aussagen, philosophische(n), moralische(n) oder philanthropische(n) Lehrsätzen: kurz: Gesagtem und Ungesagtem ...“<sup>20</sup> handeln. Im Kern untersuchen Dispositivanalysen ‚Praxen‘ sowohl in Gestalt diskursiver Praktiken, die sich zu Diskursen formieren können, als auch als konkretes praktisches Tun, d.h. nicht-diskursive Praktiken im Wechselspiel mit den daran beteiligten Dingen (Objektivationen) und Subjektivitäten

17 Vgl. auch Andrea D. Bührmann: Der Kampf um ‚weibliche Individualität‘. Zur Transformation moderner Subjektivierungsweisen in Deutschland um 1900. Münster 2004.

18 Andreas Reckwitz: Die Materialisierung der Kultur. In: Reinhard Johler u. a. (Hg.): Kultur\_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. Münster, New York 2013, S. 28–37.

19 Andrea D. Bührmann, Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld 2012, 2. Aktualisierte Auflage.

20 Michel Foucault: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978, S. 119.

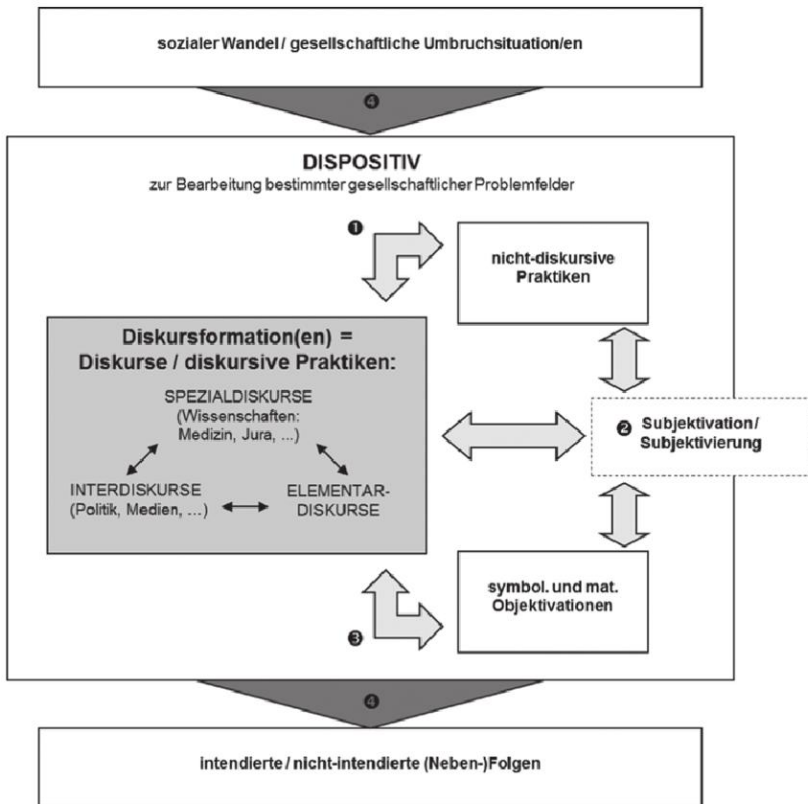


Abb. 1: Quelle: Bührmann/Schneider, Bielefeld 2012

(Subjektivationen). Subjektivationen wie Objektivationen werden als mehr oder minder stabile Effekte unterschiedlicher materialisierender Praktiken betrachtet.

Für eine dispositivanalytische Forschungsperspektive sind zudem die folgenden, hier wichtigen Überlegungen hervorzuheben:

Herausstellen möchten wir, dass wir – wie zum Beispiel auch Schatzki – Praktiken als ‚doings and sayings‘ verstehen. Diese analytische Unterscheidung soll einem bloß konkretistischen bzw. situationistischen Verständnis sozialer Praktiken wie Praxen vorbeugen. Unterscheidet man jedoch aus analytischen Gründen – vorläufig – zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, zeigt sich, dass Praktiken sich als Diskurse oder Dinge (oder auch Subjekte) materialisieren können: Man denke etwa an die Praxis der Aufteilung von Schüler\*innen nach der Grundschule auf unterschiedliche Schulen. Die Materialisierungen dieser Praxis sind etwa in den Infoblättern für Eltern und Infostände auf Tagen der offenen Tür der weiterführenden Schulen zu sehen, die mit entsprechenden (alltäglichen) Diskursen unter Eltern über die Frage der richtigen, weil passenden Schule für das eigene Kind zusammengehen. Betont sei dabei aber: Praktiken können, müssen sich aber nicht materialisieren. Um das Zusammenspiel aus Dingen, Praktiken und Diskursen zu analysieren, ist zudem zu beachten, dass Dinge in Diskursen subjektiviert und/oder objektiviert werden (können) und so in ihrer praktischen Verwendung spezifische, je auch unterschiedliche Bedeutungen erhalten. So können z. B. Schulzeugnisse den Einzelnen als ‚Alptraum‘ erscheinen und zugleich als Dokumente der Bürokratie objektiviert werden, die es für Zulassungen zu weiterführenden Bildungsinstitutionen vorzulegen gilt.

Bei der Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken bzw. von Praktiken und Diskursen handelt es sich also – auch – um eine forschungspragmatisch bedingte analytische Unterscheidung. Die Unterscheidung birgt unserer Ansicht nach zwei Vorteile: Zum einen kann mit ihr die Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen als Trias systematisch in den Blick genommen werden, statt die einzelnen Phänomene isoliert und voneinander unabhängig zu betrachten. Zum zweiten erlaubt die Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken soziale Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Fokus zu rücken und so die Machteffekte der Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen zu (be)denken.

Wir gehen davon aus, dass diskursive Praktiken zwar ursprünglich einem Diskurs zuzurechnen sind, sie können sich jedoch im Laufe der

Zeit davon abkoppeln und sich unabhängig und eigendynamisch in Praxisfeldern entwickeln. Dabei können materiale Objektivationen, also Dinge, auch strukturierend wirken, indem sie gleichsam als gelebte Praxis auf diskursive Prozesse einwirken, und zugleich selbst in Diskursen und Praktiken strukturiert werden. Demgegenüber bezeichnet der Begriff Subjektivation den Prozess eines in, mit und/oder durch Praktiken werdendes bzw. gewordenes Selbst. (Eben haben wir kurz das Werden zum ‚modernen Subjekt‘ in diesem Sinne skizziert). Die soziale Positionierung eines solchen Selbst kann wiederum durch bestimmte Dinge bzw. bestimmte diskursive wie nicht diskursive Praktiken – für andere wahrnehmbar – dargestellt werden.<sup>21</sup> Darauf verweist schon Bourdieus Habitus-Konzept (1979).<sup>22</sup>

Sicherlich lassen sich einige Ähnlichkeiten zwischen einem solchen Dispositivkonzept und insbesondere Latours Akteur-Netzwerk-Konzeption<sup>23</sup>, und Schatzkis<sup>24</sup> praxistheoretischem Verständnis der Beziehungen zwischen Dingen und Praktiken konstatieren. Gleichwohl verstehen wir dispositive Arrangements als dynamischer als Latours Netzwerk. Und im Unterschied zu Schatzkis Konzept des Arrangements ist für die Dispositivanalysen zudem die Frage zentral, wie sich welche Wahrheiten in Dispositiven mit welchen objektivierenden subjektivierenden (Macht-)Effekten als durchsetzungsfähig erweisen. Gemeinsam ist diesen drei Konzepten indes der Gedanke, dass gerade nicht (nur) einzelne Elemente – Dinge, Praktiken, Diskurse –, sondern ihre Zusammenhänge, ja genauer ihr Zusammenspiel zu analysieren sind.

Damit wird für Dispositivanalysen die Frage relevant, wie solche spezifischen Zusammenspiele entstehen und wie sie zusammengehalten werden (also die Pfeile auf der Graphik und eben gerade nicht (nur) die einzelnen Kästchen). Man könnte also konkretisieren, dass Dispositiv-

21 Stollberg-Rillinger unterscheidet hier zudem zwischen einer ‚Macht durch Dinge‘ und der ‚Macht der Dinge‘. Beides Mal – so scheint uns wichtig – wird nicht nur ein repressiver, sondern eben auch ein ‚produktiver‘ Machtbegriff im Sinne Michel Foucaults in Anschlag gebracht. (Vgl. Barbara Stollberg-Rillinger: Macht und Dinge. In: Samida, Eggert, Hahn (Hg.) 2014, (wie Anm. 3), hier S. 85).

22 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a. M. 1979.

23 Bruno Latour: On Actor-Network Theory. A few Clarifications. In: Soziale Welt 47, 4, 1996, S. 369–382.

24 Theodore Schatzki: Materialität und soziales Leben. In: Herbert Kalthoff u. a. (Hg.): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn 2016, S. 163–88.

analysen die in Inter-Diskursivitäten, Inter-Subjektivitäten und Inter-Objektivitäten entstehenden, sich machtvoll durchsetzenden Wahrheiten untersuchen. D.h.: In dispositivanalytischer Perspektive ist die materielle Dimension von Praxen einerseits stets als diskursiv-materielle Dimension zu denken. Andererseits sind diskursive Praktiken bzw. Diskurse kaum ohne Vergegenständlichungen (Objektivierungen) zu begreifen, die als ihre Effekte beschrieben werden können.<sup>25</sup> Diese Perspektive auf das Zusammenspiel zwischen Dingen, Praktiken und Diskursen wird nun – exemplarisch – am Beispiel des Förderdispositivs in Bezug auf ihr analytisches Potenzial systematischer plausibilisiert.

### 3. Förderdiskurs im schulischen Feld – Ansätze einer Dispositivanalyse

Angesichts der im ersten Teil identifizierten Leerstellen in methodologischen Ansätzen der qualitativen Bildungsforschung hat der zweite Teil wesentliche Linien eines dispositivanalytischen Verständnisses sozialer Praxis aufgezeigt. Im Folgenden skizzieren wir Elemente von dispositiven Verhältnissen, die wir insgesamt als ein sich derzeit formierendes (schulisches) ‚Förderdispositiv‘ verstehen. Ein Rekurs auf ‚individuelle Förderung‘ ist in jüngster Zeit in unterschiedlichen Diskursen und Praktiken zu beobachten. ‚Individuelle Förderung‘ – so unsere These – firmiert als eine Art Knotenpunkt in Praktiken und Diskursen sich gegenwärtig vollziehender Veränderungen des deutschen Bildungssystems. Wurde Förderung bis vor Kurzem nur in Bezug auf die Gruppe von Schüler\*innen gestellt, die aufgrund eines diagnostizierten Förderbedarfs

25 Dies lässt sich an der typischen Raumordnung von Klassenzimmern gut veranschaulichen: In der nach vorne zu Lehrerpult und Tafel ausgerichteten Anordnung von Tischen und Stühlen in Reihen objektivieren sich einerseits die Erwartungen an Schüler\*innen, sich bzw. ihre Körper auf die Lehrkraft und das, was ‚vorne‘ an der Tafel passiert, auszurichten, die mit der Durchsetzung von Unterricht als ein von einer Lehrkraft gesteuertem und geleitetem Gespräch einhergingen. Beim Eintritt in ein Klassenzimmer subjektiviert die spezifische Raumordnung andererseits immer wieder Subjekte aufs Neue als Schüler\*innen, die beim Stillsitzen und Zuhören etc. ein gewisses Maß an Unterrichtsbereitschaft zu zeigen bereit sind. Diskurse zur Formierung und Disziplinierung von Schüler\*innenkörpern tragen dabei seit dem 18. bzw. 19. Jahrhundert zur Etablierung und Aufrechterhaltung spezifischer schulischer Raumordnungen bei.

den Normalitätserwartungen an Bildung im deutschen Bildungssystem nicht entsprachen<sup>26</sup>, gilt individuelle Förderung mittlerweile als Lösung ganz unterschiedlicher, derzeit diskutierter Probleme des deutschen Bildungssystems – seiner zu großen sozialen Selektivität ebenso wie der im internationalen Vergleich zurückbleibenden Leistung der ‚Besten‘.

Die folgende Darstellung beruht auf den Ergebnissen eines ethnographischen Forschungsprojekts zu individualisierenden Lernkulturen an sogenannten Neuen Sekundarschulen. Die ethnographischen Beobachtungen wurden im Sinne eines relationalen Verständnisses von Theorie und Empirie<sup>27</sup> mit diskursanalytischen Studien zum Individualisierungs- und Förderdiskurs in Deutschland ergänzt<sup>28</sup>. Wir gehen im Folgenden zunächst anhand ausgewählter Spezialdiskurse der Frage nach, wie sich der Fokus auf individuelle Förderung in den letzten Jahren verbreiten und zu einem neuen Paradigma in Bildungspolitik und Bildungsforschung werden konnte. Im zweiten Schritt werden exemplarisch Befunde aus ethnographischen Beobachtungen zu Objekten und Artefakten individueller Förderung im Unterricht zusammengestellt. Dabei fokussieren wir auch die Subjektivierungsweisen, die in solchen Unterrichtsformaten, wie dem individualisierenden Unterricht, entstehen, der sich programmatisch der Förderung aller verschrieben hat. Dabei geht es uns an dieser Stelle vor allem darum, den aufgezeigten methodologischen Zugang zu veranschaulichen. An einigen Stellen können wir lediglich Fragen und Ansatzpunkte für weitere Forschung formulieren.

Spezialdiskurse: Heterogenität, Leistungsheterogenität  
und individuelle Förderung

In der an Fragen von Ungleichheit orientierten bildungspolitischen und bildungswissenschaftlichen Diskussion treffen sich in den letzten zehn Jahren u. a. die folgenden beiden bis dahin sich weitgehend getrennt

26 U. a. mit dieser Veröffentlichung von 2008 wird der Adressat\*innenkreis erstmals deutlich ausgeweitet: Karl-Heinz Arnold, Olga Graumann, Anatoli Rakhkochkine (Hg.): Handbuch Förderung: Grundlagen, Bereiche und Methoden der individuellen Förderung von Schülern. Weinheim, Basel 2008.

27 Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie – Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008.

28 Vgl. zur Beschreibung von Forschungsdesign und Ergebnissen des Projekts Kerstin Rabenstein, Till-Sebastian Idel, Norbert Ricken: Zur Verschiebung von Leistung

entwickelnden Spezialdiskurse: Der Heterogenitätsdiskurs einer ‚Pädagogik der Vielfalt‘<sup>29</sup> und die Forschung zu Wahrscheinlichkeiten von Bildungserfolg im deutschen Bildungssystem in Abhängigkeit von Zugehörigkeiten zu einer sozialen Gruppe<sup>30</sup>. Beide Diskurse skizzieren wir in aller Kürze und betonen dann die Elemente.

– Der auf den deutschen Sprachraum begrenzte sogenannte pädagogische Heterogenitätsdiskurs<sup>31</sup> sieht seine ‚Wurzeln‘ in den emanzipatorisch konnotierten Differenzdebatten der 1980er und 1990er Jahre<sup>32</sup>. Avisiert wird, die öffentlich viel diskutierten Probleme schulischer Bildung – einen Umgang mit der Heterogenität der Schülerschaft finden zu müssen – nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu lösen. Ausgegangen wird dafür davon, dass Unterschiede zwischen Schüler\*innen und Schülern gegeben seien und in Schule und Unterricht besser auf sie reagiert werden müsse. Der Diskurs versteht sich als Kritik an ‚Homogenisierungstendenzen‘ im deutschen Bildungssystem, die durch institutionelle Mechanismen wie der frühen Aufteilung der Schüler\*innen auf unterschiedliche Schulformen, geringe Durchlässigkeit der Schulformen und Sitzenbleiben aufrechterhalten werden können.

– Der Diskurs der empirischen Bildungsforschung zur sozialen Ungleichheit im Bildungssystem in Deutschland untersucht Heterogenität als Leistungsheterogenität: Im Interesse, Gruppen von Benachteiligten bzw. das Ausmaß von Benachteiligung im deutschen Bildungssystem genauer und besser zu identifizieren, werden diesem Forschungsansatz zur Folge Individuen nach gruppenbezogenen Merkmalen (wie Geschlechtszugehörigkeit, soziale Herkunft, Migrationshintergrund, Muttersprache etc.) klassifiziert und mit der von ihnen im Bildungssystem erbrachten Leistung, die in Form von Noten oder anhand wissenschaftlicher Leis-

im individualisierten Unterricht. Empirische und theoretische Befunde. In: Jürgen Budde u. a. (Hg.): Heterogenitätsforschung. Empirische und theoretische Perspektiven. Weinheim, München 2015, S. 241–258.

29 Annedore Prengel: Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. Wiesbaden 1995.

30 Kai Maaz, Jürgen Baumert, Ulrich Trautwein: Genese sozialer Ungleichheit im institutionellen Kontext der Schule: Wo entsteht und vergrößert sich soziale Ungleichheit? In: Jürgen Baumert, Kai Maaz, Ulrich Trautwein (Hg.): Bildungsentscheidungen. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft Sonderheft 12, 2009, S. 11–46.

31 Im englischsprachigen Raum spricht man eher von ‚diversity‘ und legt zugleich eher einen Fokus auf die Vielfaltdimensionen ‚race‘ und/oder ‚ethnicity‘.

32 Vgl. für diese Analyse Rabenstein, Idel, Ricken 2015 (wie Anm. 27).

tungstest dokumentiert wird, in einen Zusammenhang gesetzt. In diesem Diskurs werden also soziale Merkmale von Personengruppen als leistungsdifferenzierende Kategorie vorausgesetzt und die im Bildungssystem entstehende Leistungsheterogenität als abhängig von diesen Merkmalen beschrieben<sup>33</sup>.

Beiden Diskursen ist gemeinsam, Differenzen von Individuen aufgrund sozialer Merkmale von Personen vorauszusetzen und zudem die Ursachen sozialer Ungleichheiten im Außen der Schule – in den Familien und außerschulischen Sozialisationsbedingungen – zu lokalisieren.<sup>34</sup> Der pädagogische Heterogenitätsdiskurs kann dabei als die Antwort auf die Probleme im Bildungssystem in Deutschland verstanden werden, die im Diskurs der quantitativen Bildungsforschung ausgemacht werden, die sich für Heterogenität als Leistungsheterogenität interessiert. Erst vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung, die beiden Diskursen als Antworten auf die im Kontext der PISA-Ergebnisse diskutierten Probleme zukommt, und ihrer wechselseitigen Verschränkung ihrer Anliegen – einer genauen Erfassung von Risikogruppen im Bildungssystem und einer pädagogischen Antwort auf strukturelle Benachteiligungen – kann verstanden werden, wie sich Diskurse und Praktiken individueller Förderung im Bildungssystem in Deutschland ausbreiten konnten.

– Seit den 2000er Jahren wird individuelle Förderung bildungspolitisch vermehrt als ein neues Paradigma im Schulsystem in Deutschland ins Spiel gebracht, was sich z. B. in dem im letzten Jahrzehnt in den Schulgesetzen der meisten Bundesländer verankerten Recht auf ‚individuelle Förderung‘ niedergeschlagen hat<sup>35</sup>. Der Ruf nach mehr und passgenauerer individueller Förderung für alle Schüler\*innen ist auch aus den derzeitigen Reformdiskursen in Deutschland nicht mehr wegzudenken. Das Potenzial des Dispositivs ‚individuelle Förderung‘ liegt dabei u. a.

33 Vgl. für diese Analyse Kerstin Rabenstein, Julia Steinwand: Heterogenisierung: Subjektkonstruktionen im deutschen Heterogenitätsdiskurs. In: Jürgen Budde (Hg.): Unschärfe Einsätze – (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld. Wiesbaden 2013, S. 81–98.

34 Marcus Emmerich, Ulrike Hommel: Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden 2013.

35 Vgl. zu Details Kerstin Rabenstein: Individualisierung im empirischen Diskurs der Schulpädagogik. Steigerungsformel für Leistung und Ungleichheiten in Eigenverantwortung. In: Norbert Ricken, Rita Casale, Christiane Thompson (Hg.): Die Sozialität der Individualisierung. Paderborn 2016, S. 197–214.

darin, in so unterschiedlichen Reformmaßnahmen, wie der Ganztagschulentwicklung, der Gemeinschaftsschulentwicklung und der inklusiven Schulentwicklung, als ein zentrales Ziel und als ‚gute Absicht‘ zu wirken. Das machtvolle Wirken dieses Diskurses schlägt sich nicht nur in der Schulforschung nieder, sondern auch in Diskussionen zur Neuausrichtung der Lehrer\*innenausbildung. In den letzten fünf Jahren ist somit eine wachsende Anzahl empirischer Studien zu Fragen individueller Förderung zu verzeichnen.

Die empirischen Studien schließen an die bildungspolitischen Ziele nahezu bruchlos an. Empirisch untersucht wird vor allem das Vorkommen von Angeboten individueller Förderung, Gelingensbedingungen individueller Förderung, Einstellungen und Haltungen von Lehrkräften zu individueller Förderung sowie die Voraussetzungen einer gelingenden Vorbereitung von Lehrkräften auf individuelle Förderung<sup>36</sup>. Diese Forschung lässt sich also als Ausdruck und zugleich Element eines sich in den letzten Jahren intensivierenden Diskurses zur Implementierung des bildungspolitischen „Auftrag(s)“ an Schule bzw. Lehrkräfte verstehen<sup>37</sup>, individuelle Förderung in allen Schulstufen und Schulformen zu realisieren.

Es lassen sich eine Reihe diskursiver Verschiebungen in diesem Diskurs ausmachen, mit denen seine Wirkmächtigkeit zum Teil erklärt werden kann<sup>38</sup>. Erstens wird das Verständnis individueller Förderung ausgeweitet: Individuelle Förderung wird nicht mehr hauptsächlich kompensatorisch für schlechtere Startbedingungen auf die Förderung von leistungsschwachen Schüler\*innen<sup>39</sup>, sondern – und das wird immer

- 36 Beate Wischer, Matthias Trautmann: Individuelle Förderung als bildungspolitische Reformvorgabe und wissenschaftliche Herausforderung. In: *Die Deutsche Schule* 106, 2, 2014, S. 105–118. Claudia Solzbacher u. a.: *Jedem Kind gerecht werden? Sichtweisen und Erfahrungen von Grundschullehrkräften*. Köln 2012; Ingrid Kunze, Claudia Solzbacher (Hg.): *Individuelle Förderung in der Sekundarstufe I und II*. Hohengehren 2009; Kathrin Racherbäumer, Svenja Mareike Kühn: *Zentrale Prüfungen und individuelle Förderung. Gegensatz oder zwei Seiten derselben Medaille?* In: *Zeitschrift für Bildungsforschung* 3, 1, 2013, S. 27–45; Eckhard Klieme, Jasmin Warwas: *Konzepte der individuellen Förderung*. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 57, 6, 2011, S. 805–818.
- 37 Beate Wischer, Matthias Trautmann: *Individuelle Förderung als bildungspolitische Reformvorgabe und wissenschaftliche Herausforderung*. In: *Die Deutsche Schule* 106, 2, 2014, S. 105–118, hier S. 106.
- 38 Vgl. zu Details dieses Diskurses Rabenstein 2016, (wie Anm. 34).
- 39 Arnold, Graumann, Rakhkochkine 2008 (wie Anm. 25).

wieder betont – im Sinne einer ‚begabungsgerechten‘ Förderung auf alle Schüler\*innen bezogen<sup>40</sup>. Zweitens wird ein bis dahin nicht mit individueller Förderung verknüpfter, neuer Imperativ an die Forderung nach individueller Förderung gebunden: Alle als vorhanden unterstellte Fähigkeiten sollen optimiert werden, jede/r soll ihr bzw. sein Bestes geben. Legitimationsgewinne im schulpädagogischen Feld erreicht der Diskurs dadurch, dass er einerseits an die Tradition eines sogenannten geöffneten Grundschulunterrichts anknüpft und diese andererseits mit aktuell immer wichtiger gemachten pädagogisch-psychologischen Instrumenten anreichert<sup>41</sup>: Die Tests und Beobachtungsbögen zur pädagogischen Diagnostik, Kompetenzraster zur Lern- und Förderplanung und Dokumentation von Entwicklung sowie kompetenzorientierte Vorlagen für Feedback haben im Zusammenhang mit der Kompetenzorientierung und Standardisierung schulischen Lernens in den letzten zehn Jahren erheblich an Zustimmung gewonnen<sup>42</sup>. Auf Differenzen in den Zielsetzungen zwischen dem weit zurückreichenden pädagogischen Reformdiskurs, der im emanzipatorischen Sinne auf Selbstbestimmung setzt, auf der einen Seite und der gegenwärtigen Verbreitung psychologischer Testverfahren auf der anderen Seite wird kaum verwiesen<sup>43</sup>. Viertens ist man sich einig darüber, dass es vor allem gelte, die Kompetenzen und Haltungen der Lehrenden (weiter) zu entwickeln und entsprechend der sich verändernden Erwartungen an einen individualisierten Unterricht zu schulen. Neben Fort- und Weiterbildungen werden deswegen auch grundlegende Veränderungen in der Lehrerausbildung angemahnt, die besser auf die

40 Heike Wendt u. a.: Ausreichend geförderte Talente? – Zu den deutschen Ergebnissen von leistungsstarken Viertklässlerinnen und Viertklässlern in IGLU 2011 und TIMSS 2011. In: Christian Fischer (Hg.): Schule und Unterricht adaptiv gestalten. Fördermöglichkeiten für benachteiligte Kinder und Jugendliche. Münster 2013, S. 23–34, hier S. 31.

41 Vgl. für eine Rekonstruktion der Entstehung dieser Allianz durch wechselseitige Legitimationsgewinne Johannes Bellmann, Florian Waldow: Die merkwürdige Ehe zwischen technokratischer Bildungsreform und empathischer Reformpädagogik. In: *Bildung und Erziehung* 60, 4, 2007, S. 481–503.

42 Vgl. z. B. Claudia Solzbacher u. a.: Jedem Kind gerecht werden? Sichtweisen und Erfahrungen von Grundschullehrkräften. Köln 2012, hier S. 4; Klieme, Warwas 2011 (wie Anm. 35).

43 Michael Wimmer: Vergessen wir nicht – den Anderen! In: Hans-Christoph Koller, Rita Casale, Norbert Ricken: Heterogenität. Konjunktur eines pädagogischen Konzepts. Paderborn 2014, S. 219–240.

neuen Anforderungen vorbereiten soll<sup>44</sup>. Insgesamt lässt sich festhalten, dass individuelle Förderung als Katalysator einer veränderten Schul- und Lernkultur thematisiert wird, deren Träger\*innen die Lehrkräfte sind. Zugleich wird individuelle Förderung zu einem Konzept der Leistungssteigerung aller und damit für eine Mehrheit – auch für die vielleicht Privilegierten – zustimmungsfähig.

Die Reformdiskurse und -praktiken hin zu einem individualisierenden Unterricht, in dem der individuellen Förderung aller Schüler\*innen ein hoher Stellenwert beigemessen wird, sind nur vor dem Hintergrund der viel diskutierten PISA-Diagnose in Deutschland – verhältnismäßig hohe Heterogenität trotz schulformbezogener Homogenisierung, zu wenig Leistung bei zu hoher sozialer Selektivität – angemessen zu verstehen. Diese Reformdiskurse haben einen breiten bildungspolitischen Konsens in Bezug auf die Abkehr von der schulgeschichtlich etablierten Homogenisierung von Lerngruppen und der demgegenüber als alternativlos vorgebrachten Implementierung heterogenitätssensibler Unterrichtssettings mit sich gebracht: Eingelagert ist dem bildungspolitischen und pädagogisch-programmatischen so genannten ‚Nach-PISA Diskurs‘ das Versprechen, durch mehr individuelle Förderung sowohl gesellschaftspolitische Chancenungleichheit zu reduzieren als auch bildungsökonomisch bislang ‚ungehobene‘ Begabungspotenziale noch besser auszuschöpfen und so den drohenden Fach- und Führungskräfte-mangel zu bearbeiten<sup>45</sup>.

Die Materialisierungen dieser Entwicklungen sind vielfältig: Sie reichen von Veränderungen der Lernräume über Veränderungen der Schulmaterialien bis hin zu veränderten Schulprogrammen, Leitbildern, Stundentafeln etc. Wir können sie im Folgenden nur ausschnitthaft in Bezug auf Räume und Lern-Dinge betrachten<sup>46</sup>.

44 Matthias Trautmann, Beate Wischer: Professionalisierung von Lehrkräften für die Arbeit an Gemeinschaftsschulen. In: Thorsten Bohl, Sibylle Meissner (Hg.): *Expertise Gemeinschaftsschule. Forschungsergebnisse und Handlungsempfehlungen für Baden-Württemberg*. Weinheim 2013, S. 47–60.

45 Rabenstein, Idel, Ricken 2015 (wie Anm. 27).

46 Sabine Reh, Kerstin Rabenstein, Bettina Fritzsche: Learning Spaces without Boundaries? Territories, Power and how Schools regulate Learning. In: *Social and Cultural Geography: Special edition: ‚Embodied dimensions and dynamics of education Spaces‘* (Eds.: Victoria Cook/Peter Hemming). Vol. 12/1, 2011, S. 83–98; Wolfgang Schönig, Christina Schmidlein-Mauderer (Hg.): *Gestalten des Schulraums. Neue Kulturen des Lernens und Lebens*. Bern 2013; Wolfgang Schönig, Christina

## Objektivierungen und Subjektivierungen

Erste ethnographische Studien zeigen, dass in zu so genannten ‚Lernlandschaften‘ vergrößerten und geöffneten Klassenzimmern einerseits flexibilisierte Aufenthalts-, Sitz- und Bewegungsmöglichkeiten für Schüler\*innen<sup>47</sup> und andererseits eine große Anzahl und Variation von Lernmaterialien, Lernhilfen und sogenannten Lernspielen zeitgleich unterschiedliche Aktivitäten aufseiten der Lernenden initiieren<sup>48</sup>. Individualisierender Unterricht, der dem Anspruch nach alle Schüler\*innen fördern will und zugleich auf eine fortlaufende Instruktion aller durch eine Lehrkraft verzichtet, muss u. a. durch die Bereitstellung von Lernmaterialien und Hilfsmitteln Schüler\*innen aktivieren. Im Zuge der Flexibilisierung von Platzwahl und zeitlicher Synchronisierung von Lehren und Lernen wird die Frage immer wichtiger, wer darüber entscheiden kann, wer wann was mit wem wo im Klassenzimmer tun muss oder tun kann. Da die Entscheidungsmöglichkeiten nicht für alle Schüler\*innen gleich groß sind, weil Plätze und Arbeitspartner\*innen Unterschiedliches ermöglichen, entstehen im Zuge der Individualisierung von Unterricht auch neue Hierarchisierungsmöglichkeiten unter Schüler\*innen: So können z. B. einige Schüler\*innen Plätze frei wählen, die ihnen angenehm sind, während andere z. B. in der Nähe der Lehrkraft sitzen müssen.<sup>49</sup>

Dinge in der Praxis eines zu individualisierenden Unterrichts, der – programmatisch – auf die Förderung jeder/s einzelnen SchülerIn ausgerichtet ist, erfahren zudem eine starke Aufwertung. Ethnographische Beobachtungen zu einzelnen Lernmaterialien für selbstständiges und differenziertes Arbeiten zeigen, dass ihnen einerseits ein mehrdimensionales Versprechen eingelagert ist, ein gegenüber dem ‚typisch schulischen‘ Lernen anderes Lernen zu ermöglichen<sup>50</sup>: Lernen soll nicht nur anschau-

Schmidlein-Mauderer: Das „flexible Klassenzimmer“. Dezentrale Raumordnung für die Öffnung des Unterrichts. In: Dies. (Hg.): Gestalten des Schulraums. Neue Kulturen des Lernens und Lebens. Bern 2013. S. 123–146.

47 Sabine Reh: Individualisierung und Öffentlichkeit. Lern-Räume und Subjektivierungsprozesse im geöffneten Grundschulunterricht. In: Sigrid Karin Amos, Wolfgang Meseth, Matthias Prose (Hg.): Öffentliche Erziehung revisited. Erziehung, Politik und Gesellschaft im Diskurs. Wiesbaden 2011. S. 33–52.

48 Rabenstein, Idel, Ricken 2015, (wie Anm. 27).

49 Ebd.

50 Vergleiche für die folgenden Ausführungen Rabenstein o. J. (wie Anm. 6); Rabenstein, Wienike 2012 (wie Anm. 12); Breidenstein 2015 (wie Anm. 12).

lich und systematisch, sondern auch vielseitig und spielerisch sein. Andererseits werden vermehrt Praktiken zweiter Ordnung beobachtbar: Schüler\*innen (und Lehrkräfte) sind mit Herrichten und Aufbauen, aber auch Suchen, Ordnen und Reparieren von Dingen beschäftigt. Einige Schüler\*innen werden dabei eher mit diesen Tätigkeiten zweiter Ordnung ‚beschäftigt‘ als andere. Zudem entstehen aufgrund der praktischen Erfordernisse der Dinge – sie müssen bedient werden, wenn mit ihnen gearbeitet werden soll – auch neue Sichtbarkeiten der Aktivitäten Einzelner für Lehrkraft und Mitschüler\*innen. Diese Beobachtungen lassen sich an dem Beispiel ‚Brüchelabor‘ veranschaulichen.

Mit der Bezeichnung ‚Brüchelabor‘ für ein Übungsmaterial zu mathematischen Brüchen wird z. B. eine spielerisch-experimentelle Aktivität versprochen. Auch die materiale Beschaffenheit seiner Bestandteile – es besteht aus vielen verschiedenen farbigen und unterschiedlich großen Tortenstücken, die auf runden Platten zu einem Ganzen (‚einer Torte‘) zusammengelegt werden können – korrespondiert mit diesem Programm spielerischen Lernens. Dieses mit dieser Bezeichnung aufgerufene Programm enthält gegenüber dem, was mit seiner Hilfe mathematisch zu realisieren ist, einen erheblichen Sinnüberschuss: In mathematikdidaktischer Perspektive stellt das Brüchelabor eine relativ einfache Lernhilfe zur Addition und Subtraktion von Brüchen dar. Mit seinem Gebrauch ist die Anregung zu relativ einfachen Vorstellungen von Brüchen verbunden, nämlich Brüche als Teile von einem Ganzen zu verstehen. In unseren ethnographischen Beobachtungen zeigt sich überdies, dass der Gebrauch des Lernmaterials nicht nur mit Fixierungen des Schülers auf einem bestimmten, für die Lehrkraft gut einsehbaren Platz und einer Kontrolle seiner Aktivitäten verbunden ist, sondern auch mit Praktiken des Ordnen und Reparierens aller vorhandenen Kästen zu dem Material, die viel Zeit in Anspruch nehmen.

Die Subjektivierungsweisen der mit Lernmaterialien zur individuellen Förderung insbesondere adressierten Schüler\*innen lassen sich wie folgt andeuten:

- Durch den vermehrten Einsatz von Dingen des Lernens für individuelle Förderung entstehen neue Fixierungsmöglichkeiten von bestimmten Schüler\*innen, nämlich denen, die an bestimmten – den Lehrenden naheliegenden – Plätzen mit den ihnen zugewiesenen Lernhilfen arbeiten sollen. In Bezug auf die Relation von Inklusion und Förderung kommen u. U. neue Fixierungen in den Blick, für wen welches Lernen ‚gedacht‘ wird.

- Zudem kommen mit dem vermehrten Einsatz von Dingen des Lernens für individuelle Förderung Sichtbarkeiten der Lernaktivitäten zustande: Der Aktivitätsnachweis – dass gearbeitet wird – erfolgt nicht (mehr nur) schriftlich, sondern im Umgang mit dem Material selbst, da an seiner Handhabung Lernaktivitäten vermeintlich sichtbar gemacht werden.
- In ‚geöffneten‘ Lernräumen und mit der Arbeit an differenzierten Lernmaterialien entstehen somit entgegen einer (neuen) Unübersichtlichkeit (neue) Sichtbarkeiten von mit unterschiedlichen Möglichkeiten ausgestatteter Subjektpositionen.

Ethnographisch ist zudem zu beobachten, dass Lernmaterialien und Hilfsmittel nicht als isolierte Elemente anzusehen sind, sondern ihr spezifischer Gebrauch erst in Verbindungen zu weiteren Materialien im individualisierenden Unterricht entsteht. In den Verbindungen von Planungsinstrumenten für Schüler\*innen im individualisierenden Unterricht (z. B. ein Wochenplan oder Lernplaner) auf der einen Seite und Aufgabenblättern auf der anderen Seite übernehmen Lernmaterialien Funktionen von Lehrerimpulsen. Erst in dem Zusammenspiel von Lernmaterialien, Planungsinstrumenten und Aufgabenblättern wird den Dingen eine je spezifische Aufforderung eingeschrieben, wer – welcher Schülerin bzw. welchem Schüler – mit welchen Zwecken und Zielen, was wer mithilfe des Dings tun soll.

Auf zweierlei Besonderheiten der Wissens-Anordnungen in diesem Zusammenspiel aus Dingen des Lernens und Planens möchten wir hinweisen und damit auf das transformierende Moment aufmerksam machen: Während Dinge des Wissens, wie Schulbücher, Workbooks und Schülerhefte, die in einem weitgehend durch die Lehrenden gesteuerten Unterricht als Unterrichtsgespräch vorzufinden sind, dadurch, dass sie gebunden sind, das Wissen in einer festgelegten und in materieller Hinsicht nicht zu verändernden Ordnung vorbringen, werden die oben erwähnten Dinge des Lernens – Lernmaterialien, Lernhilfen und Arbeitsblätter – in Kisten und Boxen in Regalen bzw. Fächern – damit also in loser Reihenfolge – bereit gestellt. Eine ihre Verwendung gestaltende Ordnung erhalten sie erst durch entsprechende Verweise und Vermerke in den Schüler\*innen eigenen Planungsinstrumenten bzw. diese Verbindungen müssen in Praktiken immer wieder hergestellt und stabilisiert werden. Die Ordnung der Dinge ist – erstens – auch immer der Gefahr der De-Stabilisierung ausgesetzt. So lassen sich durch die Vervielfältigung der Dinge des Lernens im Klassenzimmer – zweitens

– vermehrt Praktiken des Ordnung-Haltens und Reparierens der Dinge sowie der Orientierung hinsichtlich dessen, was zu tun und wo was zu finden ist, beobachten. So kommt auf Schüler- und Lehrer\*innenseite auch Zeigepraktiken für den im unterrichtlichen Kontext funktionalen, ‚richtigen‘ Gebrauch der Dinge, eine konstitutive Bedeutung für die pädagogische Ordnung des Unterrichts zu. Insgesamt lässt sich also im Vergleich zur Wissensordnung des vornehmlich als Unterrichtsgespräch unter kopräsenten körperlich Anwesenden realisierten Unterrichts eine Verschiebung hin zu Wissenspraktiken zweiter Ordnung im Unterricht beobachten. U. a. im Gebrauch dieses Lernmaterials im individualisierenden Unterricht entstehen somit auch ungleiche Positionierungen von Schüler\*innen.

### Resümee

Diese Diskurse und Praktiken individueller Förderung mit den beschriebenen objektivierenden und subjektivierenden Effekten lassen sich zum einen als Fortsetzung der Normalisierungstendenzen verstehen, die auch mit den Bildungsreformen der späten 1960er und frühen 1970er Jahren – rückblickend betrachtet – verbunden sind, nämlich als Strategie der Angleichung der Einzelnen an das bzw. auch Durchsetzung des etablierten männlich-bürgerlichen Bildungsideals<sup>51</sup>: Die im Rahmen der Schulbildung zu normalisierenden und normalisierten Gruppen werden in Diskursen und Praktiken zur individuellen Förderung aktuell erweitert: So werden über das Konzept inklusive Bildung auch Schüler\*innen mit einem diagnostizierten sonderpädagogischen Unterstützungsbedarf ebenso wie beispielsweise Transgenderkinder und -jugendliche normalisierend einbezogen. Der Normbereich, so könnte man es formulieren, wird mit Diskursen und Praktiken zu Akzeptanz und Nutzung von Vielfalt ausgeweitet. Dass schulische Bildung im Hinblick auf Normen Schüler\*innensubjekte normalisiert, ändert sich dadurch jedoch nicht. Offen bleibt bisher die Frage, was mit jenen Menschen passiert, die sich dies- und jenseits der Normgrenzen bewegen.

51 Ludwig von Friedeburg: *Differenz und Integration im Bildungswesen der Moderne*. Frankfurt a. M. 1997; Ludwig von Friedeburg: *Bildungsreform in Deutschland. Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch*. Frankfurt a. M. 1989.

Im Kontext individueller Förderung wird auch der Umgang mit Unterschieden zu verändern gesucht. Man will nicht mehr die Schülerschaft homogenisieren, sondern auf deren unterstellte Unterschiede adäquater reagieren. Dabei werden die Schüler\*innen für ihren individuellen Lernerfolg verantwortlich gemacht. In diskursanalytischer Hinsicht wird das machtvoll Entfalten dieses Diskurses allerdings auch als Element des Umbaus des Bildungswesens verstanden, im Zuge dessen die Leistung des Systems durch eine zu erreichende erhöhte Leistung aller gesteigert werden soll.<sup>52</sup> Somit lassen sich Diskurs und Praktiken individueller Förderung auch als Elemente einer Effizienzsteigerung des Schulsystems verstehen. In diesem Zusammenhang erhält die Rede vom ‚selbst‘ verantwortlichen Schüler eine neue Bedeutung: Zu verantworten sind nicht nur Erfolge, sondern auch die trotz aller Förderung nicht ausbleibenden Misserfolge. Insofern Unterschiede auch zu Ungleichheiten führen, entsteht die Gefahr, Ungleichheiten „individuell zu pathologisieren“<sup>53</sup>. Unseres Erachtens zeigt eine dispositivanalytische Betrachtung zudem, dass bei aller programmatisch betonten ‚Öffnung‘ und ‚Individualisierung‘ des schulischen Lehr-Lernarrangements auch neue Fixierungen auftauchen und praktisch genutzt werden (können).

### 3. Fazit

Methodologisch konnten wir zeigen, dass die hier am Beispiel des ‚Förderdispositivs‘ exemplarisch skizzierte dispositivanalytische Perspektive zu neuen Fragen im Hinblick auf das Zusammenspiel von Dingen, Diskursen und Praktiken führt. In dispositivanalytischer Perspektive geraten Fragen nach dem Verhältnis zwischen der Verwendung und der Bedeutung von Dingen, ihrer Formierung und Transformierung und auch ihren Machteffekten in den Blick. Erst die systematische Auseinandersetzung auch mit diesen Fragen erhellt, ob bzw. dass sich ein neues Dispositiv zu formieren scheint oder schon formiert hat, in dem die alte

52 Ebd.

53 Siehe dazu Heiner Keupp, Werner Schneider: Individualisierung und soziale Ungleichheit – Zur legitimatorischen Praxis von Inklusion und Exklusion in der Zweiten Moderne. In: Werner Schneider, Wolfgang Kraus (Hg.): Individualisierung und die Legitimation sozialer Ungleichheit in der reflexiven Moderne. Opladen, Berlin, Toronto 2014, S. 214. Mit Bezug auf Alain Ehrenberg: Das Unbehagen in der Gesellschaft. Berlin 2012.

Disziplinarmacht durch produktive und individualisierende Machtverhältnisse zwischen und unter Schüler\*innen abgelöst zu werden scheint.

Schüler\*innen lernen im Förderdispositiv nicht mehr ausdrücklich, welcher Platz in einer hierarchischen Rangordnung ihr Platz ist. Stärker noch als in anderen Lernarrangements wird ihnen vielmehr nahe gelegt, die Plätze seien veränderbar und sie könnten durch eigene Initiative ihren Platz ‚verbessern‘. Zugleich entstehen aber im Gebrauch von zum Fördern und Üben bereitgestellter Lernmaterialien neue Fixierungen von Schüler\*innensubjekten als Ungleiche und damit auch von ihnen selbst zu verantwortende Differenzierungen.

Die empirische Analyse kann bei unserem Beispiel sicher noch weiter geschärft und ausbuchstabiert werden, so hätten wir beispielsweise die Genese des Förderdispositivs, aber auch seine gesellschaftliche Kontextualisierung wie Konsequenzen noch stärker ausleuchten können. In diesem Beitrag ging es uns zunächst darum, die heuristische Fruchtbarkeit einer dispositivanalytischen Perspektive für die systematische Betrachtung der Trias Dinge, Praktiken und Diskurse zu skizzieren.

**Andrea D. Bührmann and Kerstin Rabenstein, Things, Practices and Discourses as Elements in a Dispositif: The example of ‘individual advancement’**

Things and the question of their involvement and function in educational practices are playing an ever greater role in qualitative (educational) research. However, existing studies give little consideration to discourses and therefore to questions around theories of power. Starting with a survey of the approaches to things taken so far in educational research, we will suggest that things, practices and discourses be studied as elements in a dispositif. This will be illustrated by sketching out the dispositif of advancement.

# Does Matter Matter? Methodische Zugänge zur situierten Wirksamkeit von Objekten am Beispiel von Produktimitationen in China

Marius Meinhof

Der Aufsatz schlägt das ethnomethodologische Konzept der *procedural consequentiality* als methodologische Anregung für die Untersuchung von Objekten vor. Statt das Verhältnis zwischen Diskursen, Praktiken und Objekten durch eine logisch deduzierte Sozialtheorie universell zu bestimmen, fragt dieses Konzept, welche Auswirkungen Diskurse, Praktiken oder Objekte auf den Verlauf von beobachtbaren, situierten Ereignissen haben. Dabei wird mit der Möglichkeit gerechnet, dass scheinbar gleiche Objekte in unterschiedlichen Situationen ganz verschiedene Konsequenzen zeigen können oder dass ihre materiellen Eigenschaften vielleicht sogar überhaupt nicht relevant werden. Um diese Herangehensweise zu plausibilisieren, wird die *procedural consequentiality* von Produktimitationen in drei verschiedenen Situationen in China kurz dargestellt. Den vermeintlich „gleichen“ Objekten kommt dabei in verschiedenen Situationen völlig unterschiedliche Relevanz zu. Statt eine übergreifende Phänomenologie der Imitation zu entwickeln, scheint es daher sinnvoller, nach der situationsspezifischen *procedural consequentiality* der Dinge zu fragen.

In der kulturwissenschaftlichen Konsumforschung – und vermutlich auch darüber hinaus – wird man sich zunehmend bewusst, dass wir in asymmetrisch verflochtenen Modernen leben, die sowohl Verflechtungen als auch Asymmetrien ständig aufs Neue lokal herstellen.<sup>1</sup> Dabei rückt auch die Rolle von Objekten als Vehikel und Mediatoren dieser asymmetrischen Verflechtungen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Objekte zu thematisieren, die immer auch materiale Gegenstände sind, wirft aber für die Soziologie, die meist mit verschiedenen Formen

1 Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002.

von Befragungen arbeitet, methodologische Probleme auf. Ob und wie kann die Wirksamkeit von Objekten als Kräfte kultureller Transformation und Verflechtung methodisch angegangen werden? De facto findet eine entsprechende Auseinandersetzung zwar seit Jahrzehnten erfolgreich im Rahmen ethnographischer Feldforschung in der Ethnologie statt. Auf den zweiten Blick stellt sich aber nach wie vor die Frage, wie eine solche „ethnographische“ Forschung denn tatsächlich durchgeführt werden könnte. Wie lässt sich die Wirksamkeit von Objekten und insbesondere ihr Verhältnis zu Praktiken und Diskursen empirisch erfassen? Und welche Relevanz sollte dabei den materialen Eigenschaften von Objekten zukommen?

Im Folgenden möchte ich eine ethnomethodologisch inspirierte Antwort auf diese Frage skizzieren. Mein Vorschlag lautet, Forschungen über Objekte an dem von Emanuel Schegloff eingeführten Konzept der *procedural consequentiality*<sup>2</sup> zu orientieren. Ich werde fragen, welche Objekte, Diskurse, Praktiken und welche Kontexte in einer Situation durch die Praktiken der Individuen als relevant dar- und hergestellt werden. Objekten (oder Diskursen oder Praktiken) wird also keine universelle Wirksamkeit zu- oder abgesprochen, sondern es wird nach ihrer jeweiligen Relevanz für den spezifischen Typ von Situation gefragt. Während Schegloff vor allem nach der *procedural consequentiality* institutioneller Kontexte fragt, schlage ich vor, auf die gleiche Weise die Relevanz von Objekten in einzelnen Situationen zu erforschen.

Ich werde diese Idee anhand eines Beispiels, des Umgangs chinesischer Studierender mit Produktimitationen, knapp illustrieren. Zu diesem Zweck werde ich Daten aus meiner einjährigen ethnographischen Feldforschung in China nutzen, in der ich Shopping-Praktiken chinesischer Studierender erforscht habe. Dabei steht nicht die detaillierte empirische Analyse im Zentrum, sondern vielmehr eine knappe Illustration der methodologischen Idee im Unterschied zu bisher verbreiteten Ansätzen. Wie ich an diesen Beispielen illustrieren werde, muss die jeweilige Situation betrachtet werden, um festzustellen, welche Eigenschaften der Objekte tatsächlich Wirksamkeit entfalten. Dabei stellt sich heraus, dass das Zusammenspiel von Objekten, Praktiken und Diskursen situationsabhängig variiert. Somit kann die Forschung auch nicht mehr von einem übergreifenden sozialen Konstrukt der „Imitation“ ausgehen, sondern

2 Emanuel Schegloff: Reflections on Talk and Social Structure. In: Deirdre Boden, Don Zimmerman (Hg.): Talk and Social Structure. Cambridge 1991, S. 44–70.

muss sich vielmehr darauf einlassen, die situationsabhängig variierenden Konstruktionsprozesse zu beobachten.

### Konsumobjekte und die verflochtenen Modernen

Die vergesellschaftende Wirkung von Konsum(-objekten) wurde in den letzten Jahren in der Konsumsoziologie ausführlich diskutiert.<sup>3</sup> Einer der in Bezug auf diese Theorien vielversprechendsten, in der Soziologie allerdings bisher kaum rezipierten Ansätze könnte in der Debatte um globale Verflechtungen und ihre lokale Aneignung liegen. Konsumobjekte können demnach zentrale Relevanzen für die lokale Herstellung, Vermittlung und Aneignung globaler kultureller *flows* haben.<sup>4</sup> Diese Ansätze verstehen Moderne nicht als idealtypischen Zustand, sondern als machtdurchdrungenen, asymmetrischen Aushandlungsprozess: als ständig lokal und situativ zu produzierende *flows*, die zwischen verschiedenen Orten und Situationen zirkulieren und in diesen hergestellt und angeeignet werden müssen.<sup>5</sup> Es gilt, gerade auch dritte Räume und Kontaktzonen zwischen vermeintlichen Epochen, Kulturen oder Gruppen zu thematisieren sowie Austausch- und Hybridisierungsprozesse anzusprechen, die bei genauem Hinsehen fast nie nur in eine Richtung verlaufen.<sup>6</sup>

Wegweisend sind hier etwa die Studien Daniel Millers: Miller zeigt, wie Coca Cola in Trinidad zwar einerseits den Trinidadern Globalisierung vermittelt, durch die lokalen Konsumpraktiken aber in einen Diskurs um trinidadische Identität eingebettet und dort als Beweis für die

- 3 Kai-Uwe Hellmann, Dominik Schrage: Vergesellschaftung durch Konsum. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Frankfurt a. M. 2008, S. 3921–3923; Dominik Schrage: Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums. Frankfurt a. M. 2009.
- 4 Hans Peter Hahn: Global Goods and the Process of Appropriation. In: Peter Probst, Gerd Spittler (Hg.): Between Resistance and Expansion. Explorations of Local Vitality in Africa. Münster 2004, S. 211–229.
- 5 Arjun Appadurai: Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy. In: Theory, Culture & Society 7, 2, 1990, S. 295–310; Ulf Hannerz: Cultural Complexity. Studies in the Social Organization of Meaning. New York 1992; George E. Marcus: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24, 1995, S. 95–117.
- 6 Jan Nederveen Pieterse: Globalization as Hybridization. In: Mike Featherstone, Scott Lash, Roland Robertson (Hg.): Global Modernities. London 1995, S. 45–68.

Besonderheit der eigenen kulturellen Identität aufgefasst wird.<sup>7</sup> Statt also Trinidad zu „amerikanisieren“, wird Coca Cola lokal angeeignet und zum Symbol trinidadischer Identität.

Das bedeutet aber nicht, dass die kulturanthropologische Forschung stets die Handlungsfähigkeit lokaler Akteure unterstreichen würde. So argumentiert etwa Wilk im Gegensatz zu Miller, dass Diskurse über die Rückständigkeit der ehemals kolonisierten Länder in Belize eine globale Hegemonie reproduzieren, die dazu führt, dass lokale Konsument\*innen sich aktiv darum bemühen, ihre Praktiken an die eines imaginären Westens anzupassen.<sup>8</sup> Ähnlich, wenn auch weniger pessimistisch, beschreiben Yan und Hsu, wie chinesische Konsument\*innen aktiv eine „Selbst-McDonaldisierung“ betreiben, weil sie hoffen, durch Kontakt zu westlichem Fast Food zu moderneren Subjekten zu werden.<sup>9</sup> Konsum stärkt hier also nicht „lokale“ Identität, sondern dient als Mittel, um gegenüber einem imaginären „Westen“ aufzuholen.

In dieser Debatte spielen nun Objekte als in der Tat materiale Dinge, die mehr sind als nur Texte oder Symbole, eine besondere Rolle. Insbesondere die Afrikaforschung hat dies in zahlreichen Arbeiten zu lokalen Aneignungspraktiken herausgearbeitet.<sup>10</sup> Während Miller, Wilk oder Yan vor allem die symbolische Bedeutung von Marken – etwa von Coca Cola oder McDonald's – diskutierten, fragen diese neueren Arbeiten

- 7 Daniel Miller: Coca-Cola: A Black Sweet Drink from Trinidad. In: Daniel Miller (Hg.): *Material Cultures. Why Some Things Matter*. London 1998, S. 169–188.
- 8 Richard Wilk: Consumer Goods as Dialogue about Development. In: Jonathan Friedman (Hg.): *Consumption and Identity*. Chur 1994, S. 97–118.
- 9 Yunxiang Yan: McDonald's in Beijing: The Localization of Americana. In: James L. Watson (Hg.): *Golden Arches East. McDonald's in East Asia*. Stanford 2000, S. 39–76; Carolyn L. Hsu: A Taste of 'Modernity': Working in a Western Restaurant in Market Socialist China. In: *Ethnography* Nr. 6, 4, 2005, S. 543–565.
- 10 Kurt Beck: Die Aneignung der Maschine. Eine Geschichte, die davon handelt, wie der Dieselmotor von Bauern im Niltal so gezähmt und zugerichtet wurde, dass er aus seiner neuen Heimat nicht mehr wegzudenken ist. In: Karl-Heinz Kohl (Hg.): *New Heimat*. New York 2001, S. 66–77; Hans Peter Hahn: Die Aneignung des Fahrrads. In: Kurt Beck u. a. (Hg.): *Blick nach vorn. Festgabe für Gerd Spittler zum 65. Geburtstag*. Köln 2004, S. 264–280; Gerd Spittler: Globale Waren – Lokale Aneignung. In: Brigitta Hauser-Schäublin, Ulrich Braukämper (Hg.): *Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen*. Berlin 2002, S. 15–30; Markus Verne: Das provozierte Geschenk. Rhetoriken des Schnorrens in einem nigirischen Hasuadorf: Formen, Folgen und theoretische Implikationen. In: Kurt Beck u. a. (Hg.): *Blick nach vorn. Festgabe für Gerd Spittler zum 65. Geburtstag*. Köln 2004, S. 171–185.

auch nach den Möglichkeiten und Grenzen eines tatsächlich *physischen Umbastelns* der Objekte.<sup>11</sup> Sie zeigen dabei, dass Objekte eben nicht beliebig angeeignet werden können, sondern durch ihre physikalischen und technischen Eigenschaften bestimmte Nutzungsbedingungen erzeugen.

Sehr eindrucksvoll belegt dies etwa Kurt Beck in seiner Arbeit zum Benzinmotor in Bergdörfern der Manasir. Beck beschreibt sehr deutlich die Ambivalenz von Aneignung und Abhängigkeit, wie sie *durch materiale Objekte* erzeugt wird. Der Benzinmotor wurde von den Manasir nicht nur symbolisch umgedeutet, sondern auch physikalisch umgebaut, um lokalen Bedürfnissen zu entsprechen. Diese Mechanisierung der Arbeit konnte stattfinden, ohne dass andere „westliche“ Formen industrieller Rationalität übernommen wurden. Zugleich zeigt Beck aber, dass die materiellen Eigenschaften des Motors Konsequenzen für die Menschen in diesen Bergdörfern hatten: Individuen mussten neue mechanische Fähigkeiten lernen, um Motoren zu bedienen und zu reparieren. Besitzverhältnisse änderten sich, da nun einzelne Motorenbesitzer Wasser für eine Vielzahl von Familien pumpen konnten. Vor allen Dingen wurden die Dörfer aber auch abhängig von regelmäßigen Öl- und Benzinimporten und damit in eine asymmetrische Beziehung zu globalen Konzernen gezwungen. Durch die lokale Aneignung des Motors gewinnen Bauern neue Handlungsmöglichkeiten – sogar Möglichkeiten, die von den Herstellern der Motoren nicht bezweckt wurden. Zugleich werden ihre Fähigkeiten und Praktiken aber durch diese Maschine geformt, und sie werden einer Machtbeziehung unterworfen, aus der sie sich nicht mehr ohne Weiteres lösen können. Gerade darin zeigt sich die Komplexität des Machtkonzeptes, das diesen Studien zugrunde liegt: Beck beschreibt, wie die Manasir selbst ihre Gesellschaft transformieren und dabei globale Verflechtungen und Asymmetrien lokal herstellen. Materialität spielt eine fundamentale Rolle für diese Verflechtungsprozesse, eben weil Objekte zwar änderbar sind, aber doch andere Zwänge erzeugen als rein

11 Ich möchte das „Physische“ an diesem Prozess unterstreichen, weil „Bastelei“ in der Konsumforschung oft im Sinne einer Kombination verschiedener Stile (Bricolage) verstanden wird, in der es eher um symbolische Umdeutungsprozesse, nicht um Veränderungen der Funktion geht, z. B. bei Ronald Hitzler, Anne Honer: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M. 1994, S. 307–315; John Clarke: Stil. In: Axel Honneth, Rolf Lindner, Rainer Paris (Hg.): Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt a. M. 1979, S. 133–157.

sprachliche Symbole. Die Marke Coca-Cola lässt sich als Produkt aus Trinidad interpretieren. Ein Motor kann aber nicht mit Wasser betrieben werden.

Mit dieser hohen Sensibilität für Material rücken diese Ansätze in die Nähe der in den letzten Jahren stark rezipierten Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Die Forderung Bruno Latours nach einer „flachen“ Soziologie, die auf keiner Annahme über idealtypische globale Ordnungen aufbaut<sup>12</sup>, ähnelt der oben erläuterten Ablehnung idealtypischer Beschreibungen der Moderne und gibt dieser Auffassung einen programmatischen Namen. Latour geht dabei sogar so weit, „Moderne“ neu als Zusammenspiel von Verflechtungen („Übersetzungen“) und ihrer „Purifizierung“ zu konzeptualisieren und dabei klassische Unterscheidungen wie Natur/Gesellschaft oder Tradition/Moderne zu überbrücken.<sup>13</sup> So soll etwa der Begriff der „zirkulierenden Referenzen“ beschreiben, wie Materialität und Diskurse schrittweise ineinander übersetzt und miteinander verknüpft werden und damit die Unterscheidung zwischen Sprache und Natur unnötig machen.<sup>14</sup> Befunden wie Kurt Becks Beschreibung des Benzinmotors kann der Begriff der „immutable mobiles“ Rechnung tragen. Diese können Übersetzungen hervorbringen und stabilisieren und damit auch Herrschaft absichern.<sup>15</sup> Latours Fokus liegt dabei allerdings nicht auf Macht und Widerstand, sondern auf der epistemologischen Frage nach einer Theorie der Dinge jenseits des Dualismus von Geist/Materie. Trotz eines gemeinsamen Interesses an Objekten und Verflechtungen klaffen damit Unterschiede zwischen ANT und den oben genannten Forschungsansätzen auf, deren Überbrückung bis heute nicht gelungen ist.

12 Bruno Latour: *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford, New York 2005.

13 Bruno Latour: *We Have Never Been Modern*. Cambridge 1993.

14 Bruno Latour: *Zirkulierende Referenzen*. Bodentischproben aus dem Urwald am Amazonas. In: Bruno Latour (Hg.): *Die Hoffnung der Pandora*. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt a. M. 2002, S. 36–95.

15 Bruno Latour: *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*. In: *Knowledge and Society: Studies in the Sociology of Culture and Present* 6, 1986, S. 1–40, <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.115.5725&rep=rep1&type=pdf> (Zugriff 07.04.2017).

## Die Vollzugswirklichkeit der Dinge – Ethnomethodologische Herangehensweisen

Bei näherer Betrachtung dieser etablierten Debatten lässt sich allerdings feststellen, dass diese meist ethnographischen Arbeiten offen lassen, woran sich die Wirksamkeit einzelner materieller Eigenschaften von Objekten denn letztendlich feststellen lässt. Wie die Rolle von Objekten – beispielsweise die Möglichkeiten der lokalen Aneignung von Waren – beurteilt wird, hängt zwar damit zusammen, wie das jeweilige Verhältnis von Diskursen, Praktiken und materialen Eigenschaften der Objekte eingeschätzt wird. Die Gewichtung von Diskursen, Praktiken und Materialität bleibt allerdings der Theorie bzw. der Intuition der Forschenden überlassen.

Um die bestehende Debatte methodologisch zu erweitern, plädiere ich dafür, das Verhältnis zwischen Diskursen, Praktiken und Objekten nicht durch theoretische Überlegungen zu bestimmen, sondern als empirisch feststellbare situative Errungenschaft aufzufassen. Statt etwa anzunehmen, dass Materialität immer – oder nie – eine bestimmte Art von Wirkung zeitigt, schlage ich vor, von Situation zu Situation neu zu fragen, auf welche Weise Dinge hier überhaupt eine Rolle spielen. Die Ethnomethodologie bezeichnet diese situierte Hervorbringung von Wirklichkeit mit dem Begriff der *Vollzugswirklichkeit*<sup>16</sup>. Die dabei hervorgebrachte *Konsequenz von Kontexten* für die jeweilige Situation wird von Schegloff *procedural consequentiality* genannt.<sup>17</sup> *Procedural consequentiality* zeigen demnach nur solche diskursiven Konstrukte, inkorporierten Praktiken oder vorhandenen Objekte, die sich auf den Verlauf von Ereignissen auswirken – wobei stets auch die Möglichkeit berücksichtigt wird, dass sie *gar keine Auswirkungen* haben könnten.

Ethnomethodologie stellt die Frage nach *Techniken der verzeitlichten Herstellung sozialer Sachverhalte*: die Frage nach dem „Wie“, nach dem „doing“<sup>18</sup> des Sozialen in situierten Interaktionen. Dabei müssen nicht nur die Inhalte der Situation, sondern auch die Kontexte, auf die diese

16 Jörg Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Peter Schröder, Hugo Steger (Hg.): Dialogforschung. Düsseldorf 1981, S. 9–51.

17 Schegloff 1991 (wie Anm. 2).

18 Harold Garfinkel, Harvey Sacks: Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Elmar Weingarten, Fritz Sack, Jim Schenkein (Hg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt a. M. 1976, S. 130–176.

Inhalte bezogen sind, situativ hergestellt werden. Denn welche der multiplen Kontexte, in denen jede Situation stattfindet, für die Beteiligten tatsächlich eine Rolle spielen, muss von diesen erst in der Situation etabliert werden.<sup>19</sup> Das Verfahren der Sequenzanalyse erlaubt es dem nachzugehen, indem sie fragt, in welcher Weise Ereignisse innerhalb einer Interaktion eine *konditionelle Relevanz*<sup>20</sup> für Folgeereignisse haben – also bestimmte Folgeereignisse einfordern oder unwahrscheinlich machen.<sup>21</sup>

Ich schlage vor, Objekte methodisch nicht anders zu behandeln als irgendeine „soziale Tatsache“. Zwar liegt die zentrale Neuerung des *new materialism* gerade darin zu zeigen, dass Objekte nicht identisch mit Texten, Kommunikationen oder Sozialstrukturen sind, sondern eine zusätzliche, materiale Dimension aufweisen. Methodisch lässt sich die Frage nach der Wirksamkeit dieser Materialität aber mit dem gleichen Konzept bearbeiten, das die Wirksamkeit sozialer Tatsachen untersucht. Spielen diese Objekte in einer bestimmten Art von Situation überhaupt eine Rolle? Und wenn ja, welche Aspekte dieser Objekte zeigen Konsequenzen für die Situation? Objekte können genauso wie sprachliche Äußerungen eine konditionelle Relevanz entwickeln, weil ihre materiale Beschaffenheit bestimmte Formen des Umgangs mit ihnen notwendig macht. Für die methodische Umsetzung wird der Unterschied zwischen Objekten, Diskursen und Praktiken unwesentlich: Die Forschung fragt jeweils, welche Relevanz ihnen in Situationen *für den Verlauf der Ereignisse* zukommt. Die Analyse nimmt dabei vor allem auf die sichtbare Welt Bezug.<sup>22</sup> Sie sieht davon ab, Vermutungen über Gedankenwelten anzustellen, etwa darüber, welche „Bedeutung“ Objekte für „Akteure“ haben. Ähnlich sollten Forschende die Darstellung von Kontexten vor allem dann als angemessen erachten, wenn diese in der Situation und auf beobachtbare Weise als relevante Kontexte hervorgebracht werden.

19 Emanuel Schegloff: Whose Text? Whose Context? In: *Discourse & Society* 8, 2, 1997, S. 165–187.

20 Emanuel Schegloff: Sequencing in Conversational Openings. In: *American Anthropologist* Nr. 70, 6, 1968, S. 1075–1095.

21 Eine Einführung in ethnomethodologische Analyseverfahren findet sich etwa bei Jörg R. Bergmann: *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse*. [Studienbrief]. Hagen 1988.

22 Christian Meyer: Ereignisethnographie und Methodologischer Situationalismus: Auswege aus der Krise der ethnographischen Repräsentation? In: Peter Berger (Hg.): *Feldforschung. Ethnologische Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten = Fieldwork: Social Realities in Anthropological Perspectives*. Berlin 2009, S. 401–436.

Die Frage nach der Wirksamkeit von Objekten lässt sich problemlos auch in der teilnehmenden Beobachtung verwirklichen, vor allem wenn sie durch videographische Elemente unterstützt wird. Häufig wendet die Forschung ethnomethodologische Verfahren auf Daten an, die mit sogenannten registrierenden Methoden erhoben wurden, also auf Audio- und Videoaufnahmen von Interaktionen. Diese Verfahren lassen sich jedoch prinzipiell auch auf jede andere Form von als zeitliche Abfolge erfassten Daten anwenden – zum Beispiel auf Beobachtungsprotokolle, auf Feldtagebücher (wenn sie in passender Weise verfasst wurden) und auf Online-Diskussionen (aber nicht auf einzelne Beiträge in diesen Diskussionen). Zentral ist für eine Sequenzanalyse lediglich, dass sich einwandfrei rekonstruieren lässt, welche Ereignisse nacheinander stattfinden und wie sie sich auf die jeweils vorhergehenden Ereignisse beziehen.

### Produktimitationen in China<sup>23</sup>

Die Besonderheiten dieser Herangehensweise werde ich im Folgenden kurz am Beispiel chinesischer Produktimitationen illustrieren. In der jüngeren kulturwissenschaftlichen Debatte um chinesische Produktimitationen sprechen verschiedene Autor\*innen Imitationen ein Potenzial zur Subversion existierender Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zu. So vermutet etwa Deborah Davis, dass Produktimitationen auch denjenigen einen Zugang zum Lebensstil der Mittelklassen ermöglichen, die sich ein solches Leben eigentlich nicht leisten können.<sup>24</sup> Einige Arbeiten beschreiben Imitationen zudem als künstlerische, kreative Umformung standardisierter Waren<sup>25</sup> oder als Teil einer lokalen Mimikry gegenüber einer globalen Hegemonie des Konsums.<sup>26</sup> Noch weiter gehen solche

23 Chinesische Autor\*innen werden im Folgenden gemäß der Richtlinien der Zeitschrift nach dem Schema „Individueller Name – Familienname“ zitiert, im Text wird die korrekte Chinesische Schreibweise „Familienname – Individueller Name“ verwendet.

24 Deborah Davis, Julia Sensenbrenner: Commercializing Childhood. Parental Purchases for Shanghai's Only Child. In: Deborah Davis (Hg.): *The Consumer Revolution in Urban China*. Berkeley 2000, S. 54–79.

25 Laikwan Pang: *Creativity and its Discontents: China's Creative Industries and Intellectual Property Rights Offenses*. Durham 2012.

26 Andrew Chubb: China's Shanzhai Culture: 'Grabism' and the Politics of Hybridity. In: *Journal of Contemporary China* 24, 2015, S. 260–279.

Ansätze, die in Imitationen eine explizit anti-elitäre und gegen staatliche Autorität gerichtete „Grassroots“-Bewegung sehen<sup>27</sup> oder sie als Kristallisationspunkt von Auseinandersetzungen zwischen Staat und Zivilgesellschaft beschreiben.<sup>28</sup> Oft werden Imitationen dabei mit dem chinesischen Wort „Shanzhai“ (山寨) bezeichnet, ein Wort, das auf rebellische Bergdörfer in der Geschichte Chinas verweist.

Im Zentrum dieser Arbeiten stehen allerdings oft nicht so sehr die Praktiken des Umgangs mit Objekten, sondern die Eigenschaften der Objekte an sich. Das Vorhandensein von Imitationen verweist für diese Autor\*innen auf Kreativität, Subversion oder Aneignungsprozesse. Im Kontrast dazu werde ich im Folgenden an drei kurzen Beispielen zeigen, dass aus einer an Vollzugswirklichkeit orientierten Perspektive Imitationen keinen Effekt an sich haben, sondern nur eine von der Situationslogik abhängige *procedural consequentiality* zeigen. Dies gilt gerade auch für ihre materialen Eigenschaften. Ich werde zu diesem Zweck einige Situationen knapp darstellen, in denen „Imitationen“ insofern vorkommen, als die Verbindlichkeit von Markenlogos auf Objekten angezweifelt oder verhandelt wird. Mein Ziel ist es hier, die Idee der *procedural consequentiality* darzustellen, nicht sie in detaillierten empirischen Darstellungen aufzuweisen.

### Die Objekte der Marktstände

Der erste wichtige Typ von Situation, in dem Imitationen eine Rolle spielen, ist das Einkaufen an Marktständen. In den meisten chinesischen Städten befinden sich zwar riesige Shoppingmalls; mindestens genauso wichtig für das tägliche Einkaufen sind jedoch Stände, die entweder auf der Straße aufgebaut werden oder in großen Hallen stehen und auf denen verschiedene kleinere Elektrowaren, Lebensmittel und Kleidungsstücke verkauft werden. Diese Straßenstände gehören neben dem Internet zu den wichtigsten Orten, an denen man Produktimitationen begegnen kann.

27 Michael Keane, Elaine Jing Zhao: Renegades on the Frontier of Innovation: The Shanzhai Grassroots Communities of Shenzhen in China's Creative Economy. In: Eurasian Geography and Economics 53, 2, 2012, S. 216–230.

28 Yang Fan: From Bandit Cell Phones to Branding the Nation: Three Moments of Shanzhai in WTO-era China. In: Positions: East Asia Cultures Critique 24, 3, 2016, S. 589–619.

Beim Einkaufen auf derartigen Märkten wird die Qualität von Objekten ständig ausgehandelt: Kund\*innen prüfen, wie reißfest Kleidung ist, wie biegsam Schuhsohlen sind, ob Früchte weich sind oder faulig riechen und so weiter.<sup>29</sup> Doch welche Relevanz erhalten Fälschungen als materielle Objekte in diesem Kontext? Um dies festzustellen, könnte es sinnvoll sein, sich den Umgang mit diesen Objekten in „slow motion“<sup>30</sup> anzusehen, gleichsam in einer höheren Auflösung, als dies bisherige ethnographische Studien über chinesische Einkaufspraktiken taten.

Beispielsweise führten mir Studierende in Videointerviews vor, auf welche Weise sie die Qualität von Turnschuhen erkennen können. Sie zeigten dabei Praktiken, die exakt auf die materiale Beschaffenheit der Schuhe abgestimmt waren wie etwa das Einstechen der Schuhsohle mit dem Fingernagel:

- 1 然后 (.) 你可以按一下这些地方就  
Und dann (.) du kannst das reindrücken, diese Stellen,

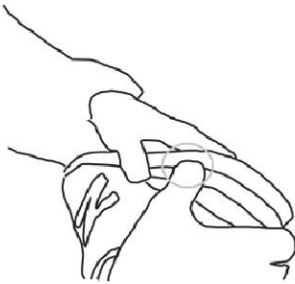


Abb 1

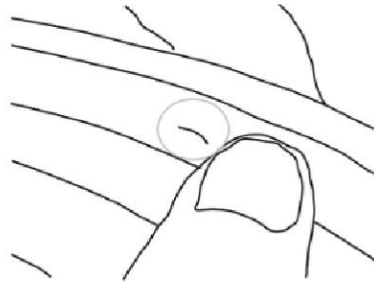


Abb 2

- 2 呃，你按下去，按下去的话它那个  
eh, du drückst es rein, wenn du es reindrückst, wird es

29 Amy Hanser: Uncertainty and the Problem of Value: Consumers, Culture and Inequality in Urban China. In: *Journal of Consumer Culture* 10, 3, 2010, S. 307–332.

30 Ruth Ayaß, Christian Meyer (Hg.): *Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven*, Festschrift für Jörg Bergmann. Wiesbaden 2012.

- 3 你看! 有的按下去的地方  
schau! Es gibt Stellen zum Reindrücken

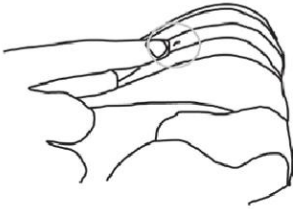


Abb 3

- 4 它很难再会反弹上来?  
Es wird sehr schwer zurückfedern



Abb 4

- 5 就说明它是地比较硬 (.) 这个鞋子的话那个材料是比较差的  
Was zeigt, dass es ziemlich hart ist (.) Im Fall dieser Schuhe ist das  
Material ziemlich schlecht

Derartiges Videomaterial erlaubt es klar herauszuarbeiten, wie sich Praktiken an die materialen Bedingungen der Objekte anpassen und wie die „ertasteten“ Eigenschaften des Materials darauffolgende Deutungen beeinflussen. Damit lässt sich die *procedural consequentiality* der Eigenschaften des Materials deutlich aufzeigen. An der hier verwendeten Belegstelle fallen insbesondere zwei Aspekte auf: Erstens werden elaborierte Formen der haptischen Exploration genutzt, die man als untersuchendes Berühren bezeichnen könnte. Der hier interviewte Student kann die entsprechenden Praktiken nicht nur gezielt und zügig einsetzen. Er kann auf die zu beachtenden Stellen der Schuhe zeigen (Zeile 3), er kann die dort beobachtbaren Phänomene benennen (Zeile 4) und daran theoretisch gedeutete Folgerungen anschließen (Zeile 5).

Zweitens sind diese Praktiken auf die Materialität der Schuhe bezogen. Das Vorhandensein der Sohle bei Schuhen, ihre verschiedenen Härtegrade und die Relevanz, die diese für Turnschuhe besitzen, werden in die Praktiken miteinbezogen. Socken müssten auf ganz andere Weise berührt werden, um ihre Qualität zu untersuchen. Die Qualität von Milchpulver würde vielleicht gar nicht mehr haptisch erfasst werden. Tatsächlich werden Untersuchungspraktiken, wie ich sie im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung im Campusleben feststellte, oft erst im Umgang mit den entsprechenden Objekten erlernt.

Es handelt sich hier also um ein praktisches Wissen, dass expliziert, theoretisch begründet und gedeutet werden kann. Es ist systematisch auf Objekte bezogen, an diesen erprobt und auf deren Materialität abgestimmt. Aufgrund des Ausmaßes, in dem diese Praktiken tatsächlich im Alltag genutzt werden, lässt sich plausibel sagen, dass die materiale Beschaffenheit von Produkten wie Turnschuhen, insbesondere die Unterschiede in der Beschaffenheit von Originalen und Imitationen, tatsächlich Praktiken formt und bei deren Verinnerlichung eine zentrale Rolle spielt. Die materialen Eigenschaften der Turnschuhe haben direkte Relevanz für die Praktiken des Untersuchens. Da chinesische Studierende häufig Turnschuhen von zweifelhafter Qualität begegnen, untersuchen sie diese regelmäßig. Daher gehören Praktiken wie die oben dargestellten zu ihrem Handlungsrepertoire, das bisher von keinem globalen Konvergenztrend erfasst wurde.

Auf Grundlage dieser oberflächlichen Analyse lässt sich sagen, dass die Idee, Imitationen als lokale Subversion zu deuten, durchaus plausibel erscheint. Imitationen untergraben die Funktion von Marken, Qualität und Status beim Kauf von Waren zu garantieren. Bei den Objekten der Marktstände handelt es sich um „lokale“, oder besser: „regionale“ Objekte, die zumindest in Deutschland so nicht vorkommen. Insofern kann man hier sinnvoll unterstellen, dass die Konsument\*innen an diesen Marktständen Praktiken einüben, die als lokalspezifisch, zumindest nicht als „westernisiert“ verstanden werden können. Selbst wenn die Produkte und die mit ihnen verbundenen Konsumdiskurse letztendlich ähnlich wie in anderen Ländern sein sollten, wird in den Praktiken des Einkaufens ein ganz anderer Umgang mit den Dingen eingeübt. Inwieweit es sich um Auswirkungen von Imitationen handelt, ist allerdings deutlich komplizierter zu beantworten: Einerseits wird Authentizität hier nicht thematisiert, und Imitationen werden nicht anders untersucht als billige Waren ohne Markenlabel. Andererseits macht das Wissen darum,

dass jede Markenware auch eine Imitation sein könnte, eine „Flucht“ zu Markenprodukten mit gesicherter Qualität unmöglich und sorgt so dafür, dass die entsprechenden Praktiken des Berührens und Testens von Waren bei jedem Einkauf an Marktständen genutzt und geübt werden müssen.

### Die Markenimitationen des Campuslebens

Ein zweiter Typ von Situationen, in denen Imitationen eine Rolle spielen können, sind Begegnungen im Alltag, bei denen über den Status von Individuen verhandelt wird. Beispielsweise diskutieren chinesische Studierende auf dem Campus ständig darüber, wessen Eltern Geld haben, wer zur „Mittelklasse“ gehört oder wer später eine Wohnung in der Stadt geschenkt bekommen wird. Dabei gelten Markenprodukte als Marker für Distinktion und insbesondere als Indikator nicht nur für den gegenwärtigen, sondern oft auch für den zukünftigen Status. Vor allem männlichen Studenten wird unterstellt, dass sie nur dann in der Großstadt werden Fuß fassen können, wenn ihre Eltern ihnen eine Wohnung kaufen – und wie könnten Eltern, die ihren Kindern nicht einmal modische Markenkleidung kaufen, jemals eine Wohnung in der Großstadt erwerben?

Infolgedessen fühlen vor allem ärmere Studierende den Druck, Markenkleidung, Computer und Mobiltelefone zu kaufen, die sie sich eigentlich nicht leisten können. Offensichtlich können diese Studierenden Imitationen – wie in der Literatur dargestellt – nutzen, um wohlhabender zu wirken, als sie tatsächlich sind. Die gleichen Studierenden sind aber auch darauf bedacht, solche Kommilitonen zu entlarven, die Markenimitationen einsetzen, um Status vorzutäuschen. Oft entbrennt dabei geradezu ein Detektivspiel zwischen Studierenden, die Imitationen als echte Marken ausgeben, und solchen, die diese Imitationen entlarven möchten – ein Spiel, bei dem es um die ernste Frage geht, wer im Vergleich reicher (und damit angesehener) ist.

Hier nun steht nicht in erster Linie Qualität, sondern tatsächlich Echtheit – also die Frage nach echten oder gefälschten Marken – im Zentrum der Aushandlungen. Ich konnte oft beobachten, dass Studierende diskutierten, ob Markenkleidung ihrer Kommilitonen „echt“ (真的) oder „falsch“ (假的) sei. Allerdings spielte dabei das Produkt als materiales Objekt keine entscheidende Rolle. Erstens konnte ich Äußerungen über

Echtheit nicht als Folgen wahrgenommener Eigenschaften der Objekte identifizieren. Das wäre etwa möglich gewesen, wenn ich hätte beobachten können, dass Studierende *erst* ihren Blick auf bestimmte Stellen der Kleidung richteten oder diese auf bestimmte Art anfassten und *anschließend* als echt oder unecht bezeichneten. Das traf jedoch nicht zu. Zweitens wurde Materialität auch kaum erwähnt, sondern vielmehr über Eigenschaften oder Verhaltensweisen der Personen gesprochen. Auf Gesprächsbeiträge, in denen „Echtheit“ thematisiert wurde, folgten meist Beiträge, die sich auf die Träger der Marken oder ihre Verhaltensweisen bezogen. Die Beiträge zu Personen drehten sich vor allem darum, ob der entsprechende Kommilitone „Geld hat“ (他有钱) oder ob man ihm den Besitz entsprechender Produkte zutraue. Praktiken des Berührens oder eingehenden Betrachtens von Objekten, die sich auf dieselbe Weise wie im Fall der Marktstände untersuchen ließen, finden sich hier nicht.

Dies deutet darauf hin, dass Studierende die Authentizität von Marken nicht etwa anhand der Eigenschaften der Schuhe, sondern vielmehr in Bezug auf die Personen verhandeln. In den Interviews, die ich führte, stellten meine Gesprächspartner dieses Verhalten oft auch explizit als Strategie dar. So sagte eine Studentin etwa in einer Unterhaltung über gefälschte Schuhe:

为什么看出来它是真的？第一，我就看这个人，就是他自己，像不像有钱人？第二 [...] 我会看他上衣穿什么 [...] 你举个例子这个是三百块钱的鞋，那你不可能穿个二十块钱的上衣吧<sup>31</sup>

*Wie kann ich erkennen, dass es gefälscht ist? Erstens, ich schau diesen Menschen an, einfach ihn selbst, sieht er wie jemand mit Geld aus? Zweitens [...] werde ich schauen, was er als Oberteil trägt [...] Zum Beispiel sind das Schuhe für 300 Yuan, dann wirst du sicher kein Oberteil für 20 Yuan tragen.*

Diese Praktiken des Sprechens wie auch die darauf bezogenen Selbstbeschreibungen in Interviews weisen den materialen Eigenschaften der Objekte eine eher geringfügige Bedeutung zu. Statt dem Objekt selbst werden vor allem die Eigenschaften der Person betrachtet. Insofern

31 In den beiden gekürzten Stellen wurden um der Lesbarkeit des Zitates willen „äh“ und Wortwiederholungen gekürzt.

wird Echtheit der Ware anscheinend durch die Eigenschaften sowie die Selbstdarstellungspraktiken der Konsument\*innen bestimmt. Zentral ist die Frage, ob sich Studierende als jene Art Personen inszenieren können, denen der Besitz echter Marken zugetraut wird. Praktische Fähigkeiten der überzeugenden Statusdarstellung und nicht etwa Eigenschaften der Objekte sind entscheidend: Es muss nur noch ein beliebiger Schuh getragen werden, dann können die Aushandlungen über Personen mit Bezug auf diesen Schuh stattfinden.

Studierende aus einkommensschwachen Familien profitieren von dieser Situation nicht unbedingt. Falls es ihnen nicht gelingt, ihre Herkunft vollständig vor Klassenkameraden zu verheimlichen, werden nicht nur die von ihnen getragenen Fälschungen als solche erkannt werden. Selbst wenn sie tatsächlich die echten Markenartikel benutzen, werden andere ihnen unterstellen, Fälschungen zu tragen. Diese Praktiken dienen nicht einer stabilen Klasse reicher Studierender als Mittel, um sich gegenüber armen Kommilitonen abzugrenzen, sondern sie sind ein sehr flexibles, den meisten Studierenden zugängliches Instrument, um sich im sozialen Raum zu positionieren. Fast alle haben noch ärmere Personen ‚unter sich‘, deren Fälschungen sie entlarven können, und wissen zugleich reichere Personen ‚über sich‘, die auf sie herabschauen. Die Mehrheit der Studierenden in meinem Sample diskriminiert und fühlt sich zugleich diskriminiert. In diesem komplexen Spiel der Statuszuschreibungen sind Imitationen keine Waffe der Schwachen, um Statusdarstellungen zu unterwandern – sie sind Teil des Spiels oder werden, genauer gesagt, von den Studierenden zu einem Teil des Spieles gemacht.

Es lässt sich damit festhalten, dass Imitationen im Campusleben eine ganz andere Bedeutung erlangen, als ihnen an Marktständen zukommt. Imitationen werden in Statusaushandlungen auf dem Campus eingespannt, in denen weder auf Praktiken am Marktstand Bezug genommen wird noch ähnliche Dimensionen der Materialität an Relevanz gewinnen. Objekte kommen hier als Symbole für Status vor, und ihre Echtheit spielt vor allem deshalb eine Rolle, weil die Verlässlichkeit der Statusdarstellung infrage steht. Damit werden zwar Objekte zwischen Marktstand und Campus bewegt, die Situationen schließen jedoch nicht aneinander an, sondern ignorieren die in der jeweils anderen Situation etablierte Wirklichkeit vielmehr. Überspitzt gesagt: Es ist fragwürdig, ob etwa eine Forschung über Statusdarstellungen auf dem Campus einen Erkenntnisgewinn daraus ziehen könnte, Einkaufspraktiken auf dem Marktstand als Kontextbedingung zu berücksichtigen.

## Die Shanzhai des institutionellen Diskurses

Die dritte „Situation“, die ich hier besprechen möchte, ist im engeren Sinne keine Interaktion, operiert aber dennoch nach einer klaren, von den anderen Situationen unterscheidbaren Logik. Es handelt sich um die institutionellen Diskurse, in denen Intellektuelle und Massenmedien Imitationen behandeln. Hier – und nur hier – werden diese Objekte mit dem Wort „Shanzhai“ bezeichnet und als Grassroots-Phänomen (草根) diskutiert. Zugleich werden diese Shanzhai in erster Linie im Zuge einer übergeordneten Debatte über Chinas nachholende Modernisierung thematisiert: China wird als rückständiges Land beschrieben und daraus werden Politikanweisungen abgeleitet. Imitationen erscheinen in deren Rahmen als Beweise für Chinas Rückständigkeit oder als Instrumente, die Chinas Modernisierung beschleunigen sollen.

Welche Rolle Imitationen dabei genau zukommt, schwankt je nach Autor und Autorin. „Echtheit“ und „Imitation“ im Sinne der Trade Related Intellectual Property Rights (TRIPS) werden dabei zwar als Begriffe genutzt, jedoch keinesfalls von allen Autor\*innen gleichermaßen bewertet. So schreiben etwa Li und Xu das „Problem“ der Herstellung von Imitationen vor allem „rückständigen“ Gebieten zu und schlagen verschiedene marktkonforme Möglichkeiten vor, um die Verbreitung von Imitationen in diesen Gebieten zu unterbinden.<sup>32</sup> Im Gegensatz dazu argumentiert der bekannte Wirtschaftswissenschaftler Zhang Wuchang, dass Imitationen in China gerade ein Zeichen für eine lebendige, wachsende Wirtschaft seien.<sup>33</sup> Eine wieder andere Beziehung zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und Imitationen thematisiert Lin Zhibo in der Zeitung Renmin Ribao: Imitationen seien ein Weg, vom Westen zu lernen und einen Vorteil in der aufholenden Modernisierung Chinas zu erlangen. Er sieht für China „die Notwendigkeit und die Möglichkeit, von dem Phänomen der Imitationen Wissen und Erfahrung abzusaugen, um einen kostengünstigen Weg zur Modernisierung einzuschlagen.“ (中国有必要也有可能从山寨现象中吸取智慧和经验, 走低成本的现代化之路).<sup>34</sup> Entsprechend nimmt die Regierung auch tatsächlich

32 Qingquan Li, Xu Changgeng: 关于落后地区厂商造假问题的经济学分析. In: *Journal of Hunan University of Science and Engineering* 26, 1, 2005, S. 172–174.

33 Wuchang Zhang: 打假货蠢吗?. In: *商业故事* 1, 2010, S. 49.

34 Zhibo Lin: 人民论坛: 山寨现象与低成本现代化, <http://ip.people.com.cn/GB/8649576.html> (Zugriff: 10.09.2015).

eine ambivalente Haltung gegenüber der Regulierung von Imitationen ein. Teilweise wehrt die chinesische Regierung Versuche einer globalen Regulierung des geistigen Eigentums ab, teilweise greift sie Diskurse um geistiges Eigentum aber auch auf, um sich als Retterin der Bevölkerung vor den Gefahren der Imitationen zu stilisieren.<sup>35</sup>

In diesen Debatten treten Imitationen aber häufig nicht mehr als reale Gegenstände in den Blick, sondern bleiben eine generalisierte Abstraktion. Sie dienen als Symbole in politischen Diskursen über Chinas Entwicklung. Es geht nun vollends nicht mehr um materiale Objekte. Während auf dem Campus zumindest noch ein beliebiger Schuh getragen werden muss, werden hier höchstens noch grobe Produkttypen wie Kleidung, Filme oder Telefone benannt. Oft werden aber nicht einmal diese Produkttypen unterschieden, sondern unter einer allgemeinen Kategorie der Imitation subsumiert.

Gerade daran lässt sich erkennen, dass es in diesen Debatten nicht mehr um die konkreten Auswirkungen von Fälschungen geht, sondern dass sie eine grundlegendere Frage verhandeln: die Frage nach einer chinesischen Moderne. Soll China das „westliche“ Modell der Moderne übernehmen oder seinen eigenen Weg finden? Ist den Ratschlägen „amerikanischer“ Entwicklungstheorien zu trauen? Diese großen Fragen, die sich durch fast alle politischen Debatten in China ziehen, werden hier aufs Neue und mit Bezug auf Imitationen ausgefochten. Von den eigentlichen Imitationen bleibt dabei nur noch ein hyperreales Symbol, das eher auf westlich dominierte transnationale Wirtschaftsinstitutionen verweist denn auf ein beliebiges materiales Objekt. Insofern stellen diese Diskurse auch keinen Kontext für die oben beschriebenen Situationen dar: Sie wirken sich etwa am Marktstand gerade *nicht* aus, weil es dort um „Qualität“ und nicht um „Eigentumsrechte“ oder Chinas „Modernisierung“ geht. Statt Verflechtung und Zirkulation zeigen sich hier weitgehend entflochtene Situationen, die es fragwürdig erscheinen lassen, ob Marktstand, Campusleben und institutionelle Diskurse in einer Ethnographie als „Kontexte“ füreinander dargestellt werden sollten.

35 Yang Fan 2016 (wie Anm. 28).

## Fazit: Objekte in Situationen

Im Lichte der hier dargestellten Beobachtungen erscheint es überaus zweifelhaft, Objekten einen ihnen innewohnenden sozialen Effekt zuzuschreiben, der sich ohne Betrachtung ihrer situierten Benutzung theoretisch feststellen ließe. An materieller Kultur interessierte Forschende sollten möglicherweise vor allem versuchen, Objekte-in-Situationen zu thematisieren. Dies habe ich am Beispiel von Produktimitationen in drei verschiedenen Kontexten illustriert.

Angesichts der hier knapp umrissenen Ergebnisse halte ich eine Debatte um Auswirkungen „der Produktimitationen“ als Dinge an sich für fragwürdig: Stattdessen zeigt sich, dass die *procedural consequentiality* der Objekte situativ variiert: An *Marktständen* wird tatsächlich die Materialität der Objekte wirksam, und chinesische Studierende üben im Umgang mit Imitationen Fähigkeiten ein, die nicht an ökonomisches Kapital gebunden sind und über die beispielsweise deutsche Mittelschicht-Konsument\*innen nicht verfügen. Auf dem *Campus* zeigt sich dagegen ein gänzlich anderes Bild. Nicht nur spielen die materialen Eigenschaften der Objekte kaum eine Rolle, die Diskurse um Status und Distinktion sind so übermächtig, dass sie jegliches möglicherweise bestehendes subversives Potenzial der Imitationen zunichte machen. Es geht um Praktiken der Selbstdarstellung, um ein *doing class*, und nicht um Objekte. In *institutionellen Diskursen* über Imitationen tritt dies noch einmal verstärkt auf: Zwar handelt es sich um den einzigen Bereich, in dem Imitationen zum Teil positiv bewertet werden, doch im Grunde genommen stehen nicht die als Imitate eingestuft Objekte im Zentrum der Aufmerksamkeit. Imitationen sind hyperreale Konstrukte, Strohmänner für eine ganz andere Debatte – die Debatte um Chinas Weg zur Moderne.

Mit dieser Erkenntnis zerfällt das Thema „Imitation“ in verschiedene Situationsformen, die nicht mehr ohne Weiteres in eine Kernaussage zu integrieren sind: das Produkt am Marktstand, die Imitation in performativen Statusaushandlungen auf dem Campus, das Shanzhai in Modernisierungsdiskursen. Es würde in die Irre führen, mit einem übergreifenden Idealtypus der Imitation zu operieren, der sich in all diesen Situationen manifestiert. Eine „Kulturgeschichte der Imitation“ oder eine „Soziologie der chinesischen Imitation“ erscheint aus dieser Perspektive betrachtet nicht mehr sinnvoll.

Deutlich zeigt sich, was eine ethnomethodologische Perspektive den Dingen „antut“: Sie zerreißt sie in situierte Entitäten, denen nicht mehr

eine gemeinsame Existenz zugeschrieben werden kann, selbst wenn sprachliche Konventionen sie als mit sich selbst identische Phänomene bezeichnen. Zugleich unterlässt sie universelle Aussagen über die Relevanz der Dinge. Sie verschiebt die Bedeutung der Objekte – die Frage *if matter matters* – von einer paradigmatischen zu einer empirischen Frage: Es kommt auf die Situation an.

Außerdem tritt hervor, wie sich ein Konzept, das eine *procedural consequentiality* von Objekten annimmt, von den eingangs besprochenen Theorien unterscheidet, die ja auch nicht Objekte „an sich“ thematisieren, sondern auf deren „Kontextualisierung“ pochen. Folgt man der Idee einer situierten Vollzugswirklichkeit, so muss erst einmal aufgezeigt werden, dass die zwischen Situationen zirkulierenden Objekte dort jeweils eine gleichartige *procedural consequentiality* besitzen. Aufzuweisen gilt es also, dass es sich überhaupt um die „gleichen“ Dinge handelt, um von „flows“ oder „zirkulierenden Referenzen“ sprechen zu können. Hinsichtlich der hier besprochenen Turnschuhe lässt sich dies nicht behaupten: Orientiert man sich daran, welche Konsequenzen Objekte in einer Situation haben, so zeigt sich, dass es in verschiedenen Situationen jeweils um eine ganz andere Materialität geht: Beispielsweise hat am Marktstand die biegbare und einsteckbare Materialität von Kleidung situative Auswirkungen, jedoch deuten die Akteure und Akteurinnen diese Materialität nicht in Bezug auf Diskurse der „Echtheit“, sondern als „Qualität“. Am Campus steht dagegen „Echtheit“ im Zentrum der Aushandlungen, während jene materiellen Eigenschaften, die am Marktstand überprüft werden (etwa Stabilität und Elastizität), keine Vollzugsrealität zeigen, weil ihnen keine *procedural consequentiality* zukommt. Die Eigenschaft, „gefälscht“ zu sein, wird auf die Einschätzung der Person bezogen. Es lässt sich damit keine Zirkulation und auch kein „flow“ von aneinander anschließenden Transformationen feststellen – nicht weil es zu keinen Transformationen kommt, sondern weil diese nicht aneinander anknüpfen. Die eine Situation ist als Kontext für die andere vernachlässigbar. Es werden situativ Entflechtungen statt Verflechtungen hervorgebracht.

Damit stellt sich allerdings eine weitere Frage, die hier nicht mehr beantwortet werden soll: Gibt es nicht doch Verflechtungen zwischen diesen Situationen? Die ethnomethodologische Antwort darauf bleibt allerdings die gleiche: Die Verflechtungen zwischen Situationen müssten in der Situation nachgewiesen werden. Damit droht, wie Kritiker und Kritikerinnen immer wieder bemerken, die Perspektive auf unsichtbare Mechanismen der Macht verloren zu gehen. Gerade wenn man sich

aber für globale Verflechtungsprozesse interessiert, könnte das ungebremsste Anwenden vorgefertigter Theorien selbst einer der gefährlichsten Machtmechanismen sein. Ein ethnomethodologischer „Empirismus“ könnte daher als Gegengift gegen eine in das Forschungsfeld hineinprojizierte Gesellschaftskritik dienen, die leicht zu einem „theoretischen Imperialismus“<sup>37</sup> verkommt.

37 Schegloff 1997 (wie Anm. 19), S. 167.

**Marius Meinhof, Does Matter Matter? Methodological approaches to the situational effect of objects using the example of imitation products in China**

The article puts forward the ethnomethodological concept of *procedural consequentiality* as a proposed methodology for the study of objects. Instead of determining a universal relationship between discourses, practices and objects through a logically deduced social theory, this concept asks what effects discourses, practices or objects have on the course of observable, situated events. This takes into account the possibility that seemingly identical objects can give rise to very different consequences in different situations, or even that their material properties can be rendered completely irrelevant. In order to elucidate this approach, the article sketches out the *procedural consequentiality* of imitation products in three different situations in China. What purports to be the ‘same’ object has a completely different relevance in the different situations. Therefore, instead of developing an overarching phenomenology of imitation, the more productive approach appears to be a study of the situation-specific *procedural consequentiality* of things.



Mitteilungen





# Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit

Timo Heimerdinger

Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass ‚Dimensionen des Politischen‘ viel eher Gegenstand als Aufgabe kulturwissenschaftlicher Forschung sind.<sup>1</sup> Ich plädiere hier für ein Wissenschaftsverständnis, das einen kategorialen Unterschied zwischen politischer und wissenschaftlicher Aktivität annimmt und gerade darin ein relevantes Proprium der Forschung erkennt. Das Plädoyer ist in fünf Abschnitte gegliedert und kommentiert dabei jeweils anhand eines Begriffes Aspekte des Verhältnisses von (Geistes)Wissenschaft, Gesellschaft und den Dimensionen des Politischen. Die Stichworte lauten Elfenbeinturm, Third Mission, Werturteilsfreiheit, kritische Wissenschaft und Verantwortung.

## Elfenbeinturm

Im Grazer *kuckuck 2/15* – Themenschwerpunkt *Politiken* – findet sich ein Beitrag *Politisch, Kritisch, Öffentlich. Plädoyer für den Sprung aus dem Elfenbeinturm*, in dem der Autor den Begriff des Elfenbeinturms nicht nur prominent in den Titel setzt, sondern darin auch wie selbstverständlich vom „Alltag des wissenschaftlichen Elfenbeinturms“ spricht, in den „Anforderungen und Chancen einer gewandelten Informationsgesellschaft“

1 Bei diesem Text handelt es sich um die erweiterte Fassung eines Redebeitrags auf der Podiumsveranstaltung „Konstruktive Perspektiven: Gesellschaftspolitisches Engagement von Wissenschaft und Kunst in Zeiten der Krise“ am Ende der 28. Österreichischen Volkskundetagung „Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft“ vom 25. – 28. Mai 2016 in Graz – er reagiert damit auch auf Tagungs- und Podiumseindrücke. Aufgrund der Möglichkeit der vergleichsweise kurzfristigeren Open Access-Publikation erscheint der Beitrag an dieser Stelle.

angeblich nur langsam einsickerten.<sup>2</sup> Von Elfenbeintürmen ist immer wieder die Rede, wenn es um Universitäten oder die Wissenschaften allgemein und ihr Verhältnis zur außeruniversitären Öffentlichkeit geht. Bei Röhrich findet sich der Hinweis, dass der Begriff im 19. Jahrhundert zunächst in der französischen Literatur als Sinnbild für Weltabgewandtheit und abgeschiedener Zurückgezogenheit aufkam und dann eine Pejoration erfahren habe: „Die Redensart besitzt heute meist negative Bedeutung und enthält den Vorwurf, es sich leicht zu machen, indem man sich als Wissenschaftler von brennenden Problemen und der Alltagspolitik zurückhält und egoistische Interessen der Forschung und Kunst vorzuschützt, statt sich zu engagieren.“<sup>3</sup>

Ab Mitte des 20. Jahrhunderts stand der Begriff als Schlagwort für die Reformbedürftigkeit der Universitäten, 1960 stellte der Verband Deutscher Studentenschaften den 6. Deutschen Studententag unter das Motto *Abschied vom Elfenbeinturm*.<sup>4</sup> Seither ist jedoch viel passiert – Studentenbewegung, Bildungsexpansion, Abschied von der Ordinarienherrlichkeit und den muffigen Talaren, zuletzt die Bologna-Reform und die Etablierung vieler verschiedener universitärer Angebote unter dem Begriff ‚lebenslanges Lernen‘. Das Wort vom Elfenbeinturm ist jedoch immer noch nicht völlig verschwunden, aktuell wirbt etwa auch die Pressestelle der Universität Trier mit dem Slogan „Raus aus dem Elfenbeinturm“.<sup>5</sup> Ich muss ganz ehrlich gestehen: Mir ist unklar, wovon hier eigentlich die Rede ist. In meiner Wahrnehmung gibt es diese Elfenbeintürme schon lange nicht mehr. Sämtliche Universitäten, die ich näher kennenlernen konnte, kommunizieren permanent und intensiv mit unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen. Sie versuchen, die Öffentlichkeit anzusprechen, und bemühen sich auf unterschiedlichen medialen Kanälen um Verständlichkeit und Anschaulichkeit. Die verschiedenen Disziplinen tun dies natürlich in unterschiedlicher Intensität – gerade unser Fach gehört hier sicherlich nicht zu den Schlusslich-

2 Andreas Hackl: Politisch, Kritisch, Öffentlich. Plädoyer für den Sprung aus dem Elfenbeinturm. In: kuckuck. notizen zur alltagskultur. Politiken 2 (15), S. 52–65, hier S. 52.

3 Elfenbeinturm. In: Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg, Basel, Wien 2003, Bd. 1, S. 380.

4 Ulrich Lohmar: Abschied vom Elfenbeinturm? Der VI. Deutsche Studententag in Berlin. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 5, 1960, S. 292–295.

5 [https://www.uni-trier.de/fileadmin/organisation/Presse/Newsroom/Service\\_Pressestelle.pdf](https://www.uni-trier.de/fileadmin/organisation/Presse/Newsroom/Service_Pressestelle.pdf) (Zugriff: 06.04.2017).

tern. Für meinen Geschmack ist es sogar eher so, dass wir darauf achten müssen, uns vor lauter Tagen der offenen Tür, Nächten der Forschung, Medienanfragen, Kinder- und Seniorenunis etc. nicht in PR-Aktivitäten zu verlieren. Die Zeit der Elfenbeintürme halte ich jedenfalls für längst vorbei und ich wundere mich, warum immer noch und immer wieder davon die Rede ist. Ich halte diese Rede für gefährlich und diffamierend, denn schon allein der Gebrauch dieses Wortes insinuiert, dass es diese Orte weltabgewandter Selbstzufriedenheit und Ignoranz immer noch gebe und hier dringender Handlungsbedarf bestehe.<sup>6</sup> Wir sollten endlich damit aufhören, die Elfenbeintürme immer wieder selbst – zumindest verbal – heraufzubeschwören.

### Third Mission

Auch in dem Papier *Third Mission der Universität Wien. Erster Zwischenbericht 2016* wird der Elfenbeinturm mehrfach genannt.<sup>7</sup> Die Universität Wien macht sich hier ein Konzept zu eigen, das seit einigen Jahren zirkuliert und im Kern die Forderung erhebt, die Universitäten müssten und sollten – über ihre bisherigen Leistungen in Forschung und Lehre hinaus – ihre gesellschaftliche Rolle neu definieren, erweitern und damit auch neu rechtfertigen:

„Der Bedarf nach relevanter sozialer und technologischer Innovation ist in Anbetracht der gegenwärtigen rapiden Entwicklung und Veränderung der gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen enorm gestiegen. [...] Der Universität als größte soziale, politische und technologische Innovatorin kommt eine wegweisende Aufgabe zu. Neben der Beteiligung am Lösen globaler Probleme werden auch verstärktes regionales Engagement und Kooperation mit Unternehmen gefordert [...]. Die wissenschaftliche Community ist vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Vertrags zunehmend angehalten, die Rele-

6 Ein ähnlich diffamierendes Wort – allerdings im Zusammenhang mit der Forderung nach interdisziplinärer Zusammenarbeit – ist das vom „Tellerrand“, über den angeblich endlich mal geblickt werden müsse. Auch diese Rede re-etabliert, auch wenn sie gar nicht so gemeint sein sollte, selbst da Tellerränder, wo gar keine sind.

7 Christiane Spiel, Barbara Schober, Veronika Somoza: *Third Mission der Universität Wien. Erster Zwischenbericht 2016*, [http://thirdmission.univie.ac.at/fileadmin/user\\_upload/i\\_thirdmission/Third\\_Mission\\_der\\_Universitaet\\_Wien\\_Zwischenbericht2016.pdf](http://thirdmission.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_thirdmission/Third_Mission_der_Universitaet_Wien_Zwischenbericht2016.pdf) (Zugriff: 06.04.2017). „Elfenbeinturm“ auf S. 10, 23, 37 und 42.

vanz ihrer Aktivitäten zu begründen, den Nutzen für die Gesellschaft klar zu machen und ihre finanziellen Bedürfnisse zu rechtfertigen.“<sup>8</sup>

Offensichtlich wird hier zwischen relevantem und nützlichem und weniger relevantem bzw. unnützem Wissen unterschieden. Es scheint die Auffassung zu geben, dass die Wissenschaften bisweilen die Tendenz haben, nutzloses Wissen hervorzubringen, und dass sie dies künftig besser unterlassen sollten. Eine Innsbrucker Kollegin aus den Geschichtswissenschaften nennt in diesem Zusammenhang immer das „Mikroklima im Skischuh“ als Beispiel für Erkenntnisse, die angeblich niemand braucht. Der Ruf nach einem wissenschaftlichen Beitrag zu aktuellen Problemen klingt in volkskundlichen Ohren sehr vertraut, der entsprechende Halbsatz in der Falkensteiner Resolution, das Fach Volkskunde habe das Ziel, „an der Lösung sozio-kulturaler Probleme mitzuwirken“<sup>9</sup> klingt weiter nach und hat vielfältige Aktualisierungen erfahren, so etwa in Köstlins kritischer Gegenwartsdiagnose aus dem Jahr 1995: „Wir reiben uns immer weniger an der ersten Wirklichkeit, an Arbeitslosigkeit, Ungerechtigkeit, Wohnungsnot etc. Statt dessen traktieren wir lustvoll kleine, hochsymbolisch verpuppte Parteien.“<sup>10</sup>

Impliziert ist hier eine Hierarchisierung von Forschungsthemen entlang der Aspekte der Bezugnahme auf sozioökonomische Probleme und der potenziellen Mitwirkung an deren Lösung, mithin ihrer Nützlichkeit. Grundsätzlich gilt jedoch: Wissenschaft ist Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Ist die Forderung nach Nützlichkeit daher also überhaupt legitim? Doch selbst wenn man sich auf Forderung nach Nützlichkeit einlässt, so bleibt die Frage, ob scheinbar nutzloses Wissen dies wirklich ist. Auch aus zunächst zweckfreier Forschung kann Nützlich entstehen, und laut dem deutschen Wissenschaftsrat kann gerade die zweckfreie Wissenschaft, die keine spätere wirtschaftliche oder gesellschaftliche Verwendbarkeit zu antizipieren versucht, ihr Potential am besten entfalten.<sup>11</sup> Ich halte die Forderung nach einer Third Mission aus

8 Ebd., S. 9.

9 Vgl. Wolfgang Brückner (Hg.): Falkensteiner Protokolle. Frankfurt a. M. 1971, S. 303.

10 Konrad Köstlin: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 47–64, hier S. 60.

11 Vgl. Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland 2006, S. 13, <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7068-06.pdf> (Zugriff: 06.04.2017); Julian Nida-Rümelin: Humanismus als Leitkultur. Münster 2006, S. 61. Für diesen Hinweis danke ich Marion Näser-Lather.

zwei Gründen für hochproblematisch und lehne sie ab. Erstens weil ich denke, dass die Universitäten jetzt schon in Forschung und Lehre genau das gesellschaftlich beitragen, was sie am besten können: Sie unterrichten z. B. tagtäglich tausende Studierende, die dann – mit oder ohne Abschluss – die Institution verlassen und in allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen tätig werden und das Erlernte in der ein oder anderen Form zur Anwendung bringen. Das ist schon sehr viel. Die Forderung nach einer so genannten Third Mission kommt mir ähnlich schräg vor, als fordere man von einer einzelnen Schule, sie möge über den Unterricht von Kindern hinaus endlich überlegen, was sie der Gesellschaft, die sie schließlich finanziere, eigentlich bringe und darüber hinaus einmal darlegen, worin ihr Nutzen und Mehrwert bestehe. Zweitens ist aus grundsätzlichen Erwägungen eine a priori-Unterscheidung in wichtiges und unwichtiges Wissen, nützliche und unnütze Erkenntnisse hochproblematisch. Jede Form der inhaltlichen Vorfestlegung ist in Bezug auf wissenschaftliche Arbeit kontraproduktiv.

### Werturteilsfreiheit

Ich plädiere für das klassische Ideal der Werturteilsfreiheit in der kulturwissenschaftlichen Arbeit, durchaus im Sinne Max Webers.<sup>12</sup> Ich betone dabei: als Ideal, als ein wohl nie vollständig zu erreichendes aber doch immer anzustrebendes Ideal – das ist entscheidend. Ein moralisches a priori würde zu Blickverengungen und Befangenheiten führen. Deshalb also für Werturteilsfreiheit als Ideal, für Ergebnisoffenheit in der Forschung und für einen „kühlen Kopf“.<sup>13</sup> Nun ist mir natürlich auch bewusst, dass Weber für seine Forderung nach Trennung von Seins- und Sollens-Aussagen vielfach kritisiert wurde und dass diverse Debatten der letzten Jahrzehnte die Unmöglichkeit einer völlig neutralen

12 Vgl. Werturteilsfreiheit. In: Karl-Heinz Hillmann (Hg.): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1994, S. 931–932.

13 Max Weber: Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften (1917), S. 475–526, hier, S. 526 und Ders.: Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, S. 146–214 in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1951 [EA 1922].

Beobachterposition gezeigt haben.<sup>14</sup> Ich weiß, dass ich als Forscherpersönlichkeit immer unweigerlich positioniert und in meinen Themen, Ansätzen und Argumentationen enthalten bin, es objektive Erkenntnis daher nicht gibt und niemals vollständig geben kann. Aber ich denke nicht, dass es sinnvoll ist, ob dieser Einsicht in die unabänderliche subjektive Verwickeltheit gleich das Ideal der Werturteilsfreiheit als solches über Bord zu werfen und sich gewissermaßen hemmungslos moralischen oder wertenden Positionierungen hinzugeben. Ich plädiere im Gegenteil für den unablässigen Versuch, sich einer politischen oder moralischen Positionierung nach Möglichkeit zu enthalten oder zumindest intellektuell entgegenzustimmen – eine Aufgabe, die permanenter Anstrengung und Reflexion bedarf.

### Kritische Wissenschaft

Dies ist weder ein Plädoyer für positivistisch-affirmative Forschung, noch übersieht dieses Argument, dass wirklich freie Wissenschaft einerseits ihre Grenze in den geltenden Gesetzen und den Menschenrechten findet und andererseits natürlich bestimmter politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen bedarf, derer wir uns hierzulande glücklich schätzen dürfen und die selbstverständlich auch unter den Bedingungen des Bemühens um Werturteilsfreiheit nicht verhandelbar sind. Hierüber gilt es immer kritisch zu wachen, so wie Wissenschaft an sich untrennbar mit dem Anspruch kritischer Rationalität verbunden ist. Umso mehr wundert mich, welche Verwendung der Begriff der „kritischen Wissenschaft“ häufig findet und gefunden hat: nämlich als eigens hervorzuhebendes Merkmal der Selbstcharakterisierung.<sup>15</sup> Betont wird dabei wiederholt und ostentativ, „kritische Wissenschaft“ zu betreiben oder betreiben zu wollen. Ich frage mich dann immer, was dies eigentlich genau bedeutet.

14 Utz Jeggle diskutierte diese Frage in Kombination mit fachpolitischen Auseinandersetzungen bereits 1970: Wertbedingungen der Volkskunde. In: Ders., Klaus Geiger, Gottfried Korff (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 11–36.

15 Dies war etwa gehäuft in den Abstracts (vgl. <https://das-politische-2016.uni-graz.at/de/programm/abstracts/> (Zugriff: 06.04.2017)), Vorträgen und Redebeiträgen auf der Grazer Tagung zu beobachten, die den Anlass für diesen Text bot: Immer wieder wurde betont, man betreibe „kritische xy-Forschung“.

Wenn wir Kritikfähigkeit als eine Grundfunktion der denkenden Vernunft betrachten, als Prinzip der reflektierten Organisation unseres Argumentierens, als beständiges Hinterfragen und Analysieren sowohl unserer Gegenstände als auch der Formen und Voraussetzungen unserer Arbeit als WissenschaftlerInnen, dann betreiben wir natürlich kritische Wissenschaft, welche denn sonst? In dieser Hinsicht klingt „kritische Wissenschaft“ tautologisch. Zumindest stelle ich mir dann die Frage, welche Wissenschaft denn damit – gewissermaßen im diskursiven Hintergrund – als unkritisch adressiert wird, wenn betont wird, dass die eigenen Arbeit als kritische zu betrachten sei. Denn dass in der Wissenschaft kritische Rationalität sowohl auf die Gegenstände als auch das eigene Tun zu richten ist – das ist eine Selbstverständlichkeit, die eigentlich keiner gesonderten Betonung bedarf.

Wenn mit kritische Wissenschaft jedoch ein Arbeiten im engeren Sinne der *kritischen Theorie* der Frankfurter Schule gemeint sein sollte, dann stellen sich andere Fragen. Zum einen jene, ob der Befund einer drohenden „total verwalteten Welt“<sup>16</sup> heute tatsächlich noch in derselben Weise zutreffend ist und ob die Fundamentalkritik an den Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft genau das ist, was uns heute hauptsächlich beschäftigen muss. Zum anderen jedoch, und das halte ich für noch viel wichtiger, scheint mir in diesem Kontext das Verhältnis von persönlicher Empörung und wissenschaftlicher Analyse nur unzureichend geklärt.

Selbst wenn es wie ein Gemeinplatz klingen mag: Die Ungerechtigkeit der Welt ist fraglos ein Skandalon und eine sich als gesellschaftsbezüglich verstehende Geisteswissenschaft hat auch ideologiekritisch zu arbeiten, hat Machtstrukturen zu analysieren und die impliziten Mechanismen von Ein- und Ausgrenzung zu untersuchen und sichtbar zu machen. Aber ich halte es für fatal, das Moment der Empörung bzw. der moralischen Bewertung und die Analyse nicht möglichst sorgfältig voneinander zu trennen. In meinem Wissenschaftsverständnis kann – oder meinerwegen sogar: sollte! – die Empörung am Anfang und am Ende

16 Theodor W. Adorno 1969 in einem Brief an Herbert Marcuse, zit. nach Gerd Koenen: *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977*. Köln 2001, S. 35; vgl. auch Michael Greven: *Kritische Theorie und historische Politik. Theoriegeschichtliche Beiträge zur gegenwärtigen Gesellschaft*. Opladen 1994, S. 180–181.

der Arbeit stehen, der Raum dazwischen gehört jedoch dem analytischen Hauptteil, wo sie nichts zu suchen hat. Hier ist vielmehr Distanz, Unvoreingenommenheit, Ergebnisoffenheit und wenn man so will: analytische Coolness gefragt. Hier geht es darum, nicht zu bemitleiden, auszulachen oder zu verabscheuen, sondern zu verstehen<sup>17</sup>, bzw. darum, z. B. einen Streit nicht zu schlichten, sondern zu erfahren, „wie er funktioniert, was ihn am Laufen hält“<sup>18</sup>.

Wie also ist das Wort *kritisch* zu verstehen? Wenn es bedeutet, vorab eine politische Haltung als moralische Positionierung in der wissenschaftlichen Arbeit einzunehmen, dann verwahre ich mich dagegen. Wenn es jedoch bedeutet, offen und wach für das Unerwartete zu sein, das nicht Wohlfeile, nicht Naheliegende erkennen zu können, dann plädiere ich sehr für eine kritische Forschung. Hier könnte dann das Proprium der Wissenschaft im Zusammenspiel verschiedener gesellschaftlicher Kräfte und Institutionen liegen. Das Immer-schon-vorher-wissen-was-gut-und-böse-ist sollten wir anderen überlassen. Denn bei Auschwitz sind wir uns wohl schnell einig. Aber wie ist es beim Bau einer Straße, einer Flugreise, dem Verzehr von Südfrüchten oder der Erhöhung der Mehrwertsteuer?

## Verantwortung

Abschließend möchte ich noch kurz auf den Begriff der Verantwortung eingehen, der ebenfalls im Zusammenhang mit Fragen des Gesellschaftsbezugs oft auftaucht. Immer wieder wird die als Forderung gemeinte Behauptung aufgestellt, die Wissenschaften und Universitäten hätten eine „gesellschaftliche Verantwortung“. Das sagt sich leicht dahin und scheint auch schnell konsensfähig zu sein. Verantwortung klingt gut, wer wollte nicht Verantwortung und Verantwortlichkeit – im Sinne eines Gegenkonzepts zu Gleichgültigkeit – einfordern? Aber was ist damit eigentlich gemeint? Die Haftbarkeit für etwaige Weiter- und

17 Bourdieu in Anlehnung an Spinoza, in: Pierre Bourdieu u. a.: Das Elend der Welt. Konstanz 1997, S. 13.

18 Stefan Hirschauer mit Bezug auf Heinz Messmer, vgl. Stefan Hirschauer: Die Exotisierung des Eigenen. Kulturosoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Kulturosoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden 2010, S. 207–225, hier S. 211.

Andersverwendungen der gewonnenen Erkenntnisse? Oder etwa die Forderung nach einer Art kulturwissenschaftlicher Folgenabschätzung im Sinne von – noch ein neuer Begriff – „Responsible Science“<sup>19</sup>? Unter diesem Begriff firmiert eine aktuelle, auf EU-Ebene gestartete und sicherlich eigentlich gut gemeinte Initiative, die darauf zielt, künftig die Vergabe bestimmter Forschungsfördermittel an das nachweisliche gesellschaftliche Problemlösungspotenzial der Vorhaben zu knüpfen.

Ich habe Zweifel daran, ob diese Rede von Verantwortung sinnvoll ist und tatsächlich ernst gemeint sein kann. Zunächst einmal stellt sich ein ähnlicher Effekt ein wie bei der Verwendung des Wortes kritisch: Wer von verantwortlicher Wissenschaft spricht, impliziert damit unweigerlich, dass es auch unverantwortliche Wissenschaft gebe. Auch hierzu würde ich gerne Genaueres erfahren: Wer oder was ist damit – speziell im Feld der Geistes- und Kulturwissenschaften – konkret gemeint? Grundsätzlich gilt, dass jede Form des Wissens oder der Erkenntnis ganz unterschiedliche Verwendungen finden kann. Ein Messer kann ebenso in die Hand eines Kochs gelangen wie in die Hand eines Mörders. Der Kulturbegriff kann als heuristische Kategorie viele Erkenntnismöglichkeiten eröffnen, im Munde des Demagogen kann er aber auch für Hetze, Ausgrenzung und Diffamierung eingesetzt werden. Sollten wir allein deshalb keine Messer mehr herstellen oder nicht mehr über Kultur sprechen und nachdenken? Ich halte dies für sinnlos, dumm und falsch.

Was also heißt Verantwortung in der Wissenschaft? Ich denke unsere Hauptverantwortung liegt darin, sorgfältig, transparent und integer zu arbeiten und im Diskurs kritik- und dialogfähig zu bleiben. Sie liegt darin, unsere Arbeits- und Denkweise beständig zu reflektieren und offenzulegen. Und schließlich ist Wissenschaft – so anachronistisch dies in manchen Ohren auch klingen mag – primär der Wahrheitssuche bzw. dem Streben nach intersubjektiv überprüfbarem Erkenntnisgewinn verpflichtet. Im akademischen Versprechen der Universität Kiel etwa wird diese Ernsthaftigkeit der wissenschaftlichen Arbeit in dem Grund-

19 <http://www.responsiblescience.at/> (Zugriff: 06.04.2017). Gegenwärtig gibt es in Österreich im Zusammenspiel von ministerieller Ebene und Österreichischer Akademie der Wissenschaften Bemühungen, die Erhebung dieses Kriteriums zu operationalisieren. Im Windschatten des Verantwortungsbegriffs soll hier also nach Vorstellung des Ministeriums die Relevanzfrage in Bezug auf Forschung technokratisiert werden – ein abgründiges Unterfangen, das ebenfalls dem Verwertbarkeits- und Nützlichkeitsdenken Vorschub leistet.

satz formuliert, „nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu suchen und zu bekennen“.<sup>20</sup> Ich plädiere für die Aufrechterhaltung dieses Anspruchs und der Idee von Wahrheitssuche in der Wissenschaft. Selbst wenn diese Wahrheit notwendigerweise immer partikular, perspektivisch und historisch dimensioniert bleibt. Und auch selbst dann, wenn die gewonnenen Erkenntnisse uns persönlich politisch ungelegen kommen sollten. Auch dann müssen sie artikuliert werden können, denn es gilt ein Primat der Redlichkeit vor der politischen Erwünschtheit. Und es gilt ein „Vetorecht der Quellen“<sup>21</sup>. Andernfalls machen wir uns zu Steigbügelhaltern des Postfaktizismus und wären dadurch in einer Dimension politisch wirksam, die uns keinesfalls recht sein dürfte.<sup>22</sup>

20 <https://www.uni-kiel.de/aktuell/pm/2011/2011-091-fakultaetsfeier-philosophie.shtml> (Zugriff: 06.04.2017).

21 Stefan Jordan: Vetorecht der Quellen, In: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.02.2010, [https://docupedia.de/zg/Vetorecht\\_der\\_Quellen](https://docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen) (Zugriff: 06.04.2017). Ich danke Niels Grüne für diesen Hinweis!

22 Zur Notwendigkeit, in Zeiten postfaktischer Umtriebe am Konzept und wissenschaftlichen Ideal der Suche nach verlässlichem und überprüfbarem Wissen festzuhalten vgl. jüngst auch u. a. die Beiträge von Peter Weingart und Petra Kolmer in: Wahrheit. Aus Politik und Zeitgeschichte. Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung 13 (67), 2017, <http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/245227/wahrheit> (Zugriff: 06.04.2017).

# „Ihr Album unter der Lupe“ – Fotoalben als Nach-Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg Konzept und Genese einer Ausstellung zum alternativen Sprechen über private Fotoalben aus der NS-Zeit

Herbert Justnik und Anne Wanner

Von 2. Februar bis 30. April 2017 zeigte das Volkskundemuseum Wien die von Herbert Justnik und Anne Wanner konzipierte und umgesetzte Ausstellung *„Ihr Album unter der Lupe“ – Fotoalben als Nach-Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg*, in der Fotoalben, Feldpostbriefe und weitere materielle Zeugnisse von acht ehemaligen Wehrmachtssoldaten und SS-Angehörigen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs sowie ergänzende Dokumente aus späterer Zeit zu sehen waren. Dazu gab es Audiostationen mit O-Ton-Kommentaren der Nachkommen dieser ehemaligen Wehrmachtssoldaten und Inhaber ihrer Hinterlassenschaften. Entstanden sind diese Interviewausschnitte in einem bewusst offen gehaltenen Gesprächsformat zwischen Erb\*innen und den Kurator\*innen der Fotosammlung des Museums. Diese Gespräche drehten sich um die Materialien und den Zugang der Nachfahr\*innen zu der mit diesen Objekten verknüpften Problematik der andauernden, oft quälenden Präsenz des Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Im Fokus standen also nicht die Biographien, Taten und Erlebnisse der Kriegsteilnehmer selbst, sondern die davon im Familiengedächtnis erhalten geliebten Erinnerungen. Ziel des Projekts war es, eine neue Form der Auseinandersetzung mit und des Nachdenkens über die manchmal belastenden Zeugnisse anzustoßen – wobei in der Konzeptualisierung der Begriff der „Nach-Erinnerung“ („postmemory“) adaptiert wurde, wie er von

der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Marianne Hirsch zur Beschreibung des Fortlebens traumatischer Ereignisse und Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden in deren Nachfahren geprägt worden ist.<sup>1</sup>

### Ein neues Sprechen über das nationalsozialistische Familienerbe

„Fotoalben aus Privatbesitz gesucht!“ – diesen Aufruf startete das Volkskundemuseum Wien im Oktober 2016 im Rahmen der Ausstellung *Fremde im Visier – Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg*<sup>2</sup>, die von 13. Oktober bis 19. Februar im Museum gezeigt wurde. Die Ausstellung präsentierte Fotoalben ehemaliger Wehrmachtsoldaten, die teils aus Museen, teils aus Privatbesitz stammten und den Blick der Soldaten auf Menschen, Landschaften und Kulturdenkmale in den besetzten Ländern während des Zweiten Weltkriegs dokumentieren. Der Aufruf im Zuge des Rahmenprogramms richtete sich nun an alle jene, die heute noch private Kriegsfotos ihrer Väter, Onkel, Großväter oder auch weiblicher Verwandter besitzen – mit dem Ziel, mit den Nachkommen ins Gespräch zu kommen und über diese materialisierten Kriegserinnerungen zu reflektieren. Die Resonanz war überwältigend: Mehr als fünfzig Personen, die noch Fotos, Feldpostbriefe und andere einschlägige Objekte aufbewahren, haben sich gemeldet, und im Zeitraum von Anfang November bis Ende Dezember kamen schließlich etwa zwanzig Personen mit ihren Alben zu einem Gespräch ins Museum, einige sogar mehrmals. Geführt wurden die Interviews von Herbert Justnik und Anne Wanner als Kurator und Kuratorin der Fotosammlung, mit Unterstützung von Thassilo Hazod und Galina Sidorenko, die damals ein Volontariat im Museum absolvierten.

- 1 Marianne Hirsch: *Family Frames: Photography, Narrative and Postmemory*, Cambridge 1997; Marianne Hirsch: *The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture after the Holocaust*, New York 2012. Siehe auch Dori Laub: *Erinnerungsprozesse bei Überlebenden und Tätern*. In: Brigitta Huhnke und Björn Krondorfer (Hg.): *Das Vermächtnis annehmen. Kulturelle und biographische Zugänge zum Holocaust – Beiträge aus den USA und Deutschland*. Gießen 2002, S. 251–274. Zuletzt fragte der Wiener Künstler Friedemann Derschmidt, wie viel seiner teils tief im Nationalsozialismus verstrickten Familie in ihm selbst weiterlebt: *Friedemann Derschmidt: Sag du es deinem Kinde. Nationalsozialismus in der eigenen Familie*. Wien 2015.
- 2 Näheres dazu auf der Ausstellungshomepage: [www.fremde-im-visier.de](http://www.fremde-im-visier.de), bzw. im Begleitbuch zur Ausstellung: Petra Bopp und Sandra Starke (Bearb.): *Fremde im Visier: Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg*. Bielefeld 2009.

Die Familienangehörigen der Wehrmachtssoldaten, mit denen wir sprachen, standen zu ihren Vorfahren in sehr unterschiedlicher Beziehung: von in den 1940er Jahren Geborenen, die also selbst noch zu den „Kriegskindern“<sup>3</sup> zählen und die ihre Väter oder Onkel noch sehr lange erlebt haben, bis zu Jahrgängen der 1980er, die ihre Großväter nur als Kind gekannt hatten und die entsprechend andere (und zuweilen sehr brisante) Fragen zu deren nationalsozialistischer Vergangenheit heute an das Bildmaterial stellen. Wir sprachen mit Personen, die sich intensiv der Familiengeschichte während des Zweiten Weltkriegs widmen, mit solchen, für die dieses Thema weitgehend abgeschlossen ist, die aber dennoch ihre Alben ins Museum brachten, für die Ausstellung zur Verfügung stellten und danach wieder mit nach Hause nahmen. Schließlich führten wir auch Gespräche mit Personen, die ihre Alben ganz einfach los werden, aber nicht wegwerfen wollten und sie also gerne der Fotosammlung des Volkskundemuseums übergeben und der Forschung und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen wollten.

### Das Gesprächskonzept

Am Beginn des Projektes stand das einfache Angebot an die Nachkommen von Weltkriegsteilnehmern, mit uns ein offenes Gespräch über ihre privaten Fotoalben zu führen – inspiriert von dem bereits an anderen Stationen der Ausstellung *Fremde im Visier – Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg*<sup>4</sup> durchgeführten Begleitformat *Ihr Album unter der Lupe*, in dessen Rahmen Besucherinnen und Besucher ebenfalls aufgerufen worden waren, den photographischen Nachlass ihrer Vorfahren an den jeweiligen Ausstellungsort mitzubringen und mit Museumsmitarbeiter\*innen darüber zu sprechen.<sup>5</sup>

3 Vgl. hierzu u. a. Ludwig Janus (Hg.): *Geboren im Krieg. Kindbeiterfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen*. Gießen 2006; Sabine Bode: *Die vergessene Generation – Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. München 2015.

4 Die einzelnen Ausstellungstationen sowie eine ausführliche Ausstellungsdokumentation sind unter [www.fremde-im-visier.de](http://www.fremde-im-visier.de) abrufbar.

5 Im Historischen Museum Frankfurt, wo *Fremde im Visier* 2010 zu sehen war, wurden die so ans Haus gekommenen Alben außerdem in einer Finissage-Ausstellung mit Biographiefragmenten der Zeitzeug\*innen oder heutigen Albenbesitzer\*innen präsentiert.



Abb1 © Kramar / Kollektiv Fischka

In die inhaltliche Problematik der mitgebrachten Objekte führte bereits das Auspacken und gemeinsame Betrachten der Fotos, begleitet von ersten auf die Materialien bezogenen Fragen – Fragen, bei denen wir, wie im gesamten Gesprächsverlauf, keinem vorgefertigten Fragenkatalog folgten, sondern uns von der jeweiligen Gesprächssituation und den Erzählungen und Reaktionen der Befragten leiten ließen. Stockten die Gespräche, half meist die konkrete Hin- oder Rückführung zum Material. Wie ja überhaupt das Sprechen über die Objekte grundlegend war: Die Menschen, die mit ihren Alben zu uns kamen, sollten die Möglichkeit haben, in einer offenen, bewusst informell gestalteten Gesprächssituation ihren persönlichen Zugang zu den Fotos darzulegen und mit uns gemeinsam Fragen aufzuwerfen und sich diesen zu stellen.

Das Konzept ging auf: Alle nahmen die Einladung an, ihre Alben mit dem Fotosammlungsteam zu reflektieren und schließlich sehr offen ihre Einschätzung der Rolle, die ihre Väter, Onkel, Großväter und Großmütter im Krieg gespielt hatten, zu artikulieren. Auch waren alle Gesprächspartner\*innen bereit, ihre Geschichten und Materialien für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen.

„Mein Vater hat mir und meinem Bruder sein Kriegsalbum gezeigt, als wir noch Kinder waren. Irgendwann kam ein Foto, das einen verbrannten Panzerfahrer zeigt – da habe ich dann immer weggeschaut“, erzählte eine Gesprächspartnerin, die mit dem Fotoalbum ihres Vaters, der als Krafradmelder für die SS tätig war, ins Museum kam. Manchmal waren es aber nicht schockierende Kriegsphotos, sondern auf den ersten Blick unauffällig-harmlose Schnappschüsse, mit denen die Nachkommen schwer zurechtkamen – etwa das Foto eines jungen Mannes in Uniform mit Hakenkreuzbinde: „Es sind solche Fotos, die mich denken lassen“, meinte eine Frau angesichts dieses Bildes von ihrem Vater aus den frühen 1930er Jahren: Sie fragte sich vor allem, wie dieser vor Kriegsbeginn zum Nationalsozialismus gestand hatte. War er ein begeisterter Unterstützer des neuen Systems? – Fragen kann sie das den schon lange Verstorbenen nicht mehr – es bleiben nur mehr solche Bilder, von denen sie sich freilich keine endgültigen Antworten erhoffen kann.

## Die Ausstellungsmethodik

Während der Gespräche nahmen schließlich auch Ideen Gestalt an, wie die verschiedenen Geschichten in einer Ausstellung präsentiert werden

könnten. Bald waren es nicht mehr die dargestellten Soldaten selbst, die in den Mittelpunkt der Überlegungen rückten, sondern deren Söhne, Töchter oder Enkelkinder, die mit ihrer (oft unbewusst traumatisierenden) „Nach-Erinnerung“ konfrontiert waren. So entschieden wir uns, in der Ausstellung zwar die hinterlassenen Materialien zu zeigen, diese aber nicht mit historischen Erläuterungen, sondern mit den unmittelbaren Erzählungen der Nachkommen zu kommentieren. Diese schilderten in den Interviewausschnitten, die in der Ausstellung zu hören waren, wie und wo sie die Alben daheim entdeckt hatten, ob und welchen Dialog sie zu diesem Zeitpunkt darüber mit ihren Familienangehörigen führen konnten oder welche weiteren Recherchen sie zu den oft unkommentierten Alben unternommen hatten. Sie berichteten aber auch darüber, welche Fragen sie heute haben, was offen bleibt und wie sie die Kriegsteilnahme ihrer Väter oder Großväter heute einschätzen.

In dem Projekt hatte eine Bewertung der Zugänge und Umgangsweisen der Nachkommen keinen Platz: Mit der Ausstellung *„Ihr Album unter der Lupe“* sollte wertfrei die Bandbreite an Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie Nach-Erinnerungen der persönlichen Familiengeschichte während des Nationalsozialismus stattfinden (können). Dabei sollte und konnte es sich jeweils nur um einen ganz individuellen Umgang mit diesen Erinnerungen handeln – um zu generellen Schlüssen zu kommen, dafür reichte die Zahl an Interviewten nicht aus. Allerdings tauchte doch immer wieder bereits Bekanntes auf, das weitere Überlegungen in Richtung verallgemeinerbarer Erfahrungshorizonte fruchtbar erscheinen lässt. In der Möglichkeit ihrer exemplarischen Lesbarkeit gehen die jeweils individuellen Herangehensweisen doch zuweilen über die Subjektivität der Einzelbeispiele hinaus.

Die Dramaturgie der Ausstellung sollte jedenfalls unterschiedliche Positionen aufzeigen – und damit auch, dass die je eigenen Wege, sich diesem Vermächtnis zu stellen, eine jeweils gangbare Möglichkeit sind. Für viele Menschen stellt ja die familieninterne Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine Hürde dar, die nicht leicht zu überwinden ist. Vielleicht und bestenfalls können die gezeigten Beispiele eine Auseinandersetzung mit den eigenen Erinnerungen trotz aller Schwierigkeiten anstoßen – ohne Blick auf wissenschaftliche Deutungshoheiten in Bezug auf historische Materialien. Das war auch letztlich die Hauptmotivation für die Gespräche und die Ausstellung: die Hoffnung, dass sie zu einem vertieften Verständnis und zu individueller Auseinandersetzung mit einer schwierigen und oft belastenden Vergangenheit führen. So standen auch

die jeweiligen Aussagen der Nachkommenschaft in der Ausstellung für sich und wurden nicht von einer höheren wissenschaftlich-kuratorischen Instanz erläutert oder gar berichtet. Durch die Vielstimmigkeit der optischen und akustischen Exponate wird deutlich, wie sehr Erinnerungsprozesse sich voneinander unterscheiden und entsprechend differenziert betrachtet werden müssen.

Was die Nachkommen der Wehrmachtssoldaten für dieses Projekt zur Verfügung gestellt haben, ist ein Prozess der Auseinandersetzung, der nach der Erinnerung kommt. Der Umgang mit dieser Erinnerung stellte sich uns und unseren Gesprächspartner\*innen immer als ein vielschichtiger und fragmentierter, mehr von Unbekanntem und von Fragen als von konkret Gewusstem geprägter Prozess dar.

### Die Ausstellungsgestaltung

„*Ihr Album unter der Lupe*“ wurde als Ergänzung gegen Ende der Laufzeit der Ausstellung *Fremde im Visier* eröffnet. In einem eigenen Raum fanden sich in vier großen Vitrinen die jeweiligen historischen Materialien der Vorfahren der einzelnen Interviewten. Zu jeder dieser einzelnen Positionen konnten die Interviewausschnitte über Kopfhörer abgespielt werden, während man die Fotoalben, Feldpostbriefe, Tagebücher und andere Zeugnisse der Erinnerung vor Augen hatte. Umgeben war die Ausstellung von einem semitransparenten Vorhang, der sie innerhalb des Ausstellungsraumes zu einem eigenen Bereich machte und sich auch symbolisch vor die Materialien schob – Sinnbild zugleich all dessen, was einem differenzierten Erinnern in diesem Zusammenhang entgegensteht, und dass man – wie das auch die Besucher\*innen ganz konkret tun mussten – dieses Trennende zur Seite schieben muss, um Zugang zu dem Dahinterliegenden zu erhalten.

Situiert war die Zusatzausstellung im letzten Saal von *Fremde im Visier*, der als Ergänzung der Hauptausstellung konzipiert war und in dem deren Thematik – Fotoalben als Erinnerungsmedium – aus verschiedenen Perspektiven ergänzt wurde. Hier gab es faksimilierte Fotoalben, die die Haptik des Umgangs mit solchen Objekten nachvollziehbar machen und verdeutlichen sollten, dass es sich bei diesen weniger um Schauobjekte als vielmehr um eine mediale Praxis handelt – was auch mit einem Video angedeutet wurde, in dem ein historisches Album durchgeblättert wird. Außerdem stellte eine Videoprojektion eine Serie von



Abb 2+3 © Herbert Justnik/Volkskundemuseum Wien

FarbdiaPOSITIVEN vor – ein Hinweis auf den einschränkenden Eindruck, den die Dominanz der Schwarz-Weiß-Fotografie erzeugt. Eine Vitrine widmete sich den Vorläufern der Fotoalben der Wehrmachtssoldaten: Kriegsalben aus dem Ersten Weltkrieg und Reisefotoalben aus der Zwischenkriegszeit. Hatte also die Hauptausstellung *Fremde im Visier* sich vor allem aus wissenschaftlicher Expertise den Fotoalben in ihrer historischen Situation gewidmet, so wurde sie mit dem *Album unter der Lupe* um die Erinnerungsperspektive der heute lebenden Nachfahren erweitert.

### Zur Begrifflichkeit der Nach-Erinnerung

Viele Menschen berichteten, dass ihre (Groß)Väter und (Groß)Mütter nur in anekdotenhafter Form von ihren Kriegserlebnissen erzählt haben. Häufig drehten sich die Kriegsgeschichten um scheinbar Nebensächliches oder Alltägliches. Das Verschweigen traumatisierender Taten und Erlebnisse ist jedoch nicht immer bewusst gewählt: Die Betroffenen sind oftmals nicht in der Lage, über die Kernerfahrung des Erlebten zu sprechen. Spätere Beschreibungen der Ereignisse drehen sich stattdessen häufig um scheinbar kaum damit Zusammenhängendes oder darum, was zuvor oder danach geschah. Diese Randbereiche der Erinnerungen, diese sogenannten Deckerinnerungen, überlagern das nicht unterbewusst zugängliche Trauma.<sup>6</sup> Hinzu kommt, dass die Beziehung der Familienangehörigen untereinander eine erhebliche Rolle für die Auseinandersetzung spielt.

Erinnerungen sind immer etwas Vermitteltes, sie sind an bestimmte mediale Formen gebunden. Sie treten uns unter anderem als Bewusstseinsinhalt gegenüber, wenn wir sie alleine für uns im Gedächtnis abrufen, oder in Form von Sprache bei einer persönlichen Erzählung oder in diversen Varianten der audiovisuellen Speicherungsmöglichkeit. Wenn für diese Ausstellung der Begriff der „Nach-Erinnerung“ herangezogen wurde, so deshalb, weil der Fokus nicht auf eine möglichst adäquate Rekonstruktion des historischen Geschehens gelegt werden sollte, sondern darauf, wie Nachkommen mit den Erinnerungen ihrer Väter oder Großväter oder anderer Verwandter umgehen. Die Fotoalben der Kriegsteilnehmer und die meisten ihrer Dokumente könnte man

6 Zu Begriff und Konzept von Trauma und Deckerinnerung Werner Bohleber: Was Psychoanalyse heute leistet. Identität und Intersubjektivität, Trauma und Therapie, Gewalt und Gesellschaft. Stuttgart 2012.

einer primären Zeitschicht zuordnen, die im direkten Verhältnis zum historischen Geschehen stehen. Etwas anders verhält es sich mit den Erzählungen, die sie ihren Familienangehörigen präsentiert haben: Es sind Erinnerungsformen, die schon mit größerer zeitlicher Distanz zum Geschehen produziert wurden. Und in den Gesprächen und auch in der Ausstellung werden diese Gespräche noch ein weiteres Mal durch die uns präsentierten Erzählungen der Nachkommen vermittelt. Vermittelt und – auch wenn uns das vor allem bei Fotografien besonders schwer zu fallen scheint – gesteuert, sind jedoch alle Formen der Erinnerung. Sie sind vielfach geschichtete Überformungen vergangenen Geschehens.

### Die Nachwirkungen der Ausstellung

In den konkreten Begegnungen kamen die Wirkungen der Gedächtnisprozesse, die sich in den Gesprächen über die mitgebrachten Objekte entwickelten, immer wieder zur Entfaltung. So hat etwa, angeregt durch das Gespräch im Museum, die oben erwähnte Erbin des Fotos, das den jungen Mann mit Hakenkreuzbinde zeigt, selbstständig weiter recherchiert. Dabei hat sie Erkenntnisse gewonnen, die ein neues Licht auf die Kriegsteilnahme ihres Vaters werfen könnten, von der sie vorher nur wenig wusste. Das gemeinsame Sprechen über das Foto hat ihr die Scheu genommen, sich mit dem schwierigen Thema Nationalsozialismus in der eigenen Familie zu befassen.

Auch im Feedback von Ausstellungsbesucher\*innen schien sich diese Prozessualität des Erinnerns fortzusetzen. Nicht nur für unsere Interviewpartner\*innen, sondern auch für diejenigen, die ihnen nun zuhören konnten, fungierte die Auseinandersetzung mit den Dingen der Erinnerung als Zündfunke. Wir bekamen oft die Rückmeldung, dass gerade das so Persönliche der Schilderungen in den Interviewausschnitten unmittelbar berührend wirkte und zum tatsächlichen Nach-Erinnern anregte. Aber uns begegneten auch Reaktionen, die von Formen der Auslassung bis hin zu Verdrängung oder Abwehr eines differenzierteren Hinsehens reichten.

Schon bei der ersten, in den Jahren 1995 bis 1999 gezeigten Wehrmachtsausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* machte Petra Bopp – die Kuratorin von *Fremde im Visier* und ehemals Koordinatorin der Wehrmachtsausstellung – die Erfahrung, dass viele Menschen unaufgefordert mit historischen Materialien zu der Aus-

stellung kamen. Daraus entstand das Format *Ihr Album unter der Lupe*. Der Aufruf und die Gespräche, die dann zur Ergänzungsausstellung in Wien führten, ergaben einen vergleichbaren Befund. Das Vorhandensein dieser Zeugnisse ist kein marginales Phänomen, es gibt noch sehr viele dieser Materialien – und das Bedürfnis, mit ihnen umzugehen.

Es wäre wünschenswert, wenn diese Art der Auseinandersetzung fortgeführt werden könnte. Einerseits scheint die Thematik der Nach-Erinnerung eine Forschungsfrage, die einer breiteren wissenschaftlichen Untersuchung wert wäre. Andererseits hat das Format gezeigt, dass diese Art der Gesprächsführung und der Präsentation der Materialien dem bildungspolitischen Auftrag von Museen entspricht. In Österreich gibt es noch keine Institution, die systematisch und aktiv private Fotomaterialien zum Nationalsozialismus sammelt. Eine in diese Richtung gehende Sammlungspolitik ist ein Desiderat; mit ihr würde auch für die öffentliche Verhandlung einer kleinteiligeren Geschichte des Nationalsozialismus Quellenmaterial zur Verfügung stehen – auch um bestimmte visuelle Narrative verschieben oder diversifizieren zu können und damit das gesellschaftliche und auch das wissenschaftliche Bildrepertoire um private Materialien und Erzählungen zu erweitern.



Chronik der  
Volkskunde





„Ways of Dwelling. Crisis, Craft, Creativity“.

13. Kongress der International Society for Ethnology and Folklore (SIEF) in Göttingen, 26.–30. März 2017

---

Ende März diesen Jahres fand in Göttingen der 13. Kongress der International Society for Ethnology and Folklore (SIEF) statt. Mittlerweile wird dieser Kongress alle zwei Jahre abgehalten; die Veranstaltungsorte der letzten Jahre waren Lissabon (2011), Tartu (2013) und Zagreb (2015) gewesen. Nun war also – als erster deutscher Standort überhaupt – das Göttinger Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Reihe, das den Kongress durchweg vorbildlich vorbereitet, organisiert und durchgeführt hat. Das übergreifende Kongressthema lautete „Ways of Dwelling“; zur Debatte standen Praktiken und Materialisierungen des Wohnens und Hausens – und das in einem weiten Sinn. Ähnlich wie etwa 2011 in Lissabon, als das Thema „People make Places“ theoretische und empirische Beiträge zu allen Formen von Ortsbezügen und Raumpraktiken erlaubte, war auch diesmal in Göttingen das Thema so zugeschnitten, dass einerseits ein aktuelles und distinktes Forschungsfeld abgebildet wurde, aber dennoch möglichst viele der laufenden Forschungen aus der internationalen Folkloristik/Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie im Programm Platz fanden. Der vorliegende knappe Kongressbericht kann in keiner Weise eine inhaltliche Rückschau auf die rund 660 Forschungsbeiträge und Posters des Kongresses bieten, der mit seinen 21 parallel laufenden Panels vermutlich auch für den abgebrühtesten kulturwissenschaftlichen Workaholic eine glatte Überforderung darstellte. Er liefert nicht mehr als einige Impressionen vom Kongressgeschehen und deutet einige der Themen und Tendenzen an, die in Göttingen ihren Niederschlag gefunden haben.

Zum Einstieg lohnt sich ein Blick in den kleinen Text zum Thema, den die VeranstalterInnen dem Kongressprogramm vorangestellt haben und in dem sie ihr Verständnis der „ways of dwelling“ erläutern. Hier sind es vor allem die Fragen, die wegweisend sind: „How are the challenges occasioned by ever changing understandings of good, efficient, economical, compatible, or ecological homes intertwined with questions of building and safety, hospitality and boundary-drawing, ownership and sharing? How do craftsmen and designers, architects, planners and policy makers maintain and transform urban spaces and the countryside? What kinds of co-operations and oppositions emerge between the planned

and the do-it-yourself search for adequate housing? How does heritage interact with notions of home and belonging, with past structures and ways of life brought into the present? How are these represented in the museum and the archive? How is dwelling marked from daily repasts to ritual feasting?<sup>1</sup> Bei der Lektüre dieses Fragenkatalogs wird deutlich, dass das Thema zwar konzise klingt, aber ausgesprochen weit gespannte kulturanalytische Bezüge erlaubt. Dabei bietet das Schlüsselwort „dwelling“ – das ebenso als Substantiv wie als Verb gelesen werden kann – die Möglichkeit, Materialitäten und Praktiken immer schon zusammenzudenken. Das Wohnen ist nicht ohne die Wohnung vorstellbar, das Hausen nicht ohne die Behausung – und umgekehrt. Eben diese sozusagen dialektische Figur prägte viele der Göttinger Panels und Vorträge. Der besseren Übersicht diene dabei eine einprägsame Gliederung in übergeordnete Themenkomplexe, so dass etwa drei Panels zur Erzählforschung, acht Panels zu Themen rund um den Körper und neun Panels zu Fragen von „urban space“ abgehalten wurden. Die beiden mit jeweils elf Panels am stärksten besetzten Themenkomplexe waren mit den Kürzeln „Home“ bzw. „Migration“ versehen – ein zentraler Hinweis auf das Spannungsfeld von Zu-Hause- und Unterwegssein, welches den Alltag in der Spätmoderne bestimmt. Die Frage etwa, wie MigrantInnen sich ihr neues, fallweise nur temporäres und prekäres Zuhause schaffen, zog sich wie ein roter Faden durch die Kongresstage.

Dennoch: Bei nicht wenigen Panels und Vorträgen des Kongresses musste die Frage nach zwingenden Bezügen zum Thema „Ways of Dwelling“ offen bleiben – etwa wenn im von *Birgit Abels* (Göttingen) und *Barbara Titus* (Amsterdam) geleiteten, hochinteressanten und ergiebigen Panel „Dwelling in musical movement“ musikalische Praktiken aller Art auf das Leitmotiv des „Wohnens“ und „Hausens“ zurechtgebogen wurden. Oder an anderer Stelle, wenn *Viveka Torell* (Borås) und *Anneli Palmköld* (Göteborg) recht heterogene Beiträge zu traditionalistischen Handwerkstechniken unter dem Stichwort „Dwelling in craft“ versammelten. Insgesamt aber machte das Kongressthema durchaus Sinn und erzeugte einen spezifischen Erkenntnisgewinn, der mittels konsistenter Reflexionen von Raumpraktiken des Wohnens und Sich-Behausens erreicht wurde. Einmal mehr zeigte sich, dass die räumliche Dimension der sozialen Welt ein solider Schlüssel ist, um soziale Hierarchien,

1 *Ways of Dwelling. Crisis, Craft, Creativity. 13th SIEF Congress Göttingen Germany. March 26th – 30th 2017. Programmheft, Göttingen 2017, S. 7.*

Machtverhältnisse und Aushandlungsprozesse – eben im immer auch bildhaften Medium des Raums – sichtbar zu machen.

Im weiträumigen Hörsaal 11 des Zentralen Hörsaalgebäudes fanden die Keynote Lectures statt, von denen zumindest einige kurz erwähnt werden sollten. Zur Kongresseröffnung wurde das Projekt „Refugee Republic – a digital installation“ von *Dirk van Visser* und *Jan Roithuizen* (Amsterdam) vorgestellt und in einer kleinen, illustren KommentatorInnenrunde diskutiert. Ein überaus gelungener Auftakt – nicht nur weil die hier präsentierte, online abrufbare Installation hochinteressante und technisch glänzend umgesetzte Einblicke in *Domiz Camp*, eine 2012 entstandene Flüchtlingsstadt an der irakisch-syrischen Grenze, vermittelt, sondern auch, weil das Kongressthema dabei wunderbar eingeführt werden konnte. Mit den Fragen, wie sich knapp 60.000 Geflüchtete in der schwierigen Grauzone zwischen Transit und Sesshaftigkeit einrichten, welche Erinnerungen an ihr früheres Wohnen dabei eine Rolle spielen und welche Perspektiven auf das Wohnen sie heute haben, bot eine gute Diskussionsvorlage für die kommenden Tage. Das Schlüsselthema Migration wurde dann – über zahlreiche einschlägige Panels und Einzelvorträge hinaus – auch in dem Plenarvortrag von *Maja Povzanović Frykman* (Malmö) am Mittwochnachmittag aufgegriffen, die mit „Transnational Dwellings and Objects of Connection“ globalisierungstheoretische Perspektiven mit Ansätzen der kritischen Migrationsforschung verknüpfte. Kurz darauf beleuchtete der 90-jährige *Hermann Bausinger* (Tübingen), der eben von einer Südafrika-Reise zurückgekehrt war, im Festsaal der Universität den Zusammenhang von „Dwellings and Dwindlings“ und lieferte wie gewohnt einen nachdenklich-brillanten Kommentar mit ganz eigenen Akzenten. *Walter Leimgruber* (Basel) und *Beate Binder* (Berlin) standen schließlich vor der ungemein schwierigen Aufgabe, eine Art Bilanz des SIEF-Kongresses zu ziehen und „concluding perspectives“ zu liefern. Während Leimgruber in seinem reich bebilderten Vortrag den im Fach notorisch diskutierten Heimatbegriff zum Ausgangs- und Angelpunkt wählte, konnte Binder dem Kongressthema – unter anderem im Rückgriff auf Positionen der Queer Theory – neue, kritische Perspektiven abgewinnen. Nach einer Erholungspause folgte am Abend auf das etwas überteuerte Kongressdinner ein gelungenes Fest im Erdgeschoss der Göttinger Hauptmensa, bei dem zunächst eine opulente Bigband, danach eine kleine, feine Combo auf hohem Niveau aufspielten. Dass der Frontmann vorne auf der Bühne im Brotberuf eine Professur für Politische Soziologie an der Georg-August-Universität

bekleidet, war seinem unakademisch lässigen Blues- und Soul-Gesang keineswegs anzumerken.

Die Wege in Göttingen waren kurz und führten meist kreuz und quer über den „Platz der Göttinger Sieben“ im Zentrum des geisteswissenschaftlichen Campus der Georg-August-Universität. Das Foyer im Zentralen Hörsaalgebäude diente als Treffpunkt und Kaffee-Tankstelle in den Pausen zwischen den Panels; hier waren auch das Kongressbüro und die hochwertig bestückte Poster-Präsentation zu finden. Zu den Mittagszeiten war die „Mensa am Turm“ exklusiv für die TeilnehmerInnen des SIEF-Kongresses reserviert, was zusätzliche Möglichkeiten des intensiven Austauschs bot. Aber auch in der überschaubaren Göttinger Innenstadt konnte man sich fast immer sicher sein, auf KollegInnen zu treffen. Wie immer bei solchen wissenschaftlichen Mammut-Veranstaltungen waren es nicht nur die thematischen Vorträge und Diskussionen, sondern auch die Pausengespräche und Vernetzungsmöglichkeiten, die den Besuch absolut lohnend gemacht haben. Das beeindruckend umfangreiche Begleitprogramm verdient an dieser Stelle eine besondere Erwähnung – von Exkursionen und verschiedenen studentischen Stadtführungen über Präsentationen im „Exhibition Room“ bis hin zu einem kinematographischen Programm, das von den KollegInnen des Göttinger Forschungs- und Studienschwerpunkts zur visuellen Anthropologie kompetent gestaltet wurde, blieben kaum Wünsche offen. Das gemeinsame Jogging um 7 Uhr allerdings war ein vielleicht allzu forderndes Angebot, zu dem sich außer dem hier namentlich zu nennenden *Bernhard Tschofen* (Zürich) kaum KongressteilnehmerInnen einfanden.

Dass alles das in einer so offenen, konstruktiven und herzlichen Atmosphäre stattfinden konnte, dafür ist den Göttinger VeranstalterInnen und dem sehr engagierten Kongressteam aus Studierenden und MitarbeiterInnen des Instituts – allen voran der Gastgeberin *Regina Bendix* und dem unermüdlichen Organisator *Cornelius Hantscher* – zu danken. Der nächste SIEF-Kongress wird 2019 in Santiago de Compostela stattfinden; die akademische Pilgerfahrt dürfte sich sicherlich lohnen. Gastgeberin seitens der SIEF wird dann die in Göttingen neu gewählte Präsidentin *Nevena Škrbić Alempijević* (Zagreb) sein, die dieses Amt von *Valdimar Hafstein* (Reykjavík) übernommen hat.

*Jens Wietschorke*

---

SIEF Young Scholars Working Group Conference and  
SIEF General Conference Panel, Göttingen, 26th and 28th March 2017

---

This paper offers a report of two different academic events, both of which took place in Göttingen, Germany, in March 2017: 1) The First International Conference of the SIEF Young Scholars Working Group, entitled *Coming of Age: Young Scholars in the Field of Folkloristics, Ethnology, and Anthropology* (26<sup>th</sup> March), and 2) the panel *Re-enchantment, ritualisation, heritage-making: processes of tradition reconfiguration in Europe – historical and ethnographic examples*, which took place on the 28<sup>th</sup> of March during the general SIEF (Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore) Congress (26<sup>th</sup>–30<sup>th</sup> of March).

Founded in 2008 and revitalised in 2013, SIEF’s Young Scholars Working Group (YSWG) aims to bring together students and early-career scholars working in the fields of Ethnology, Anthropology, Folklore Studies, and similar disciplines. In order to facilitate their integration into SIEF, the YSWG enables the exchange of information, promotes networking and cooperation, and provides a platform for discussion.

As part of the group’s mission to connect young scholars and promote discussion, the board members of the YSWG – *Nada Kujundžić* (Turku, Zagreb), *Mathilde Lamothe-Castagnous* (Pau), *Arnika Peselmann* (Dresden), *Jón Þór Pétursson* (Reykjavik, Lund), and *Alessandro Testa* (Vienna) – organized the first international YSWG conference, *Coming of Age: Young Scholars in the Field of Folkloristics, Ethnology, and Anthropology*. The Conference was held prior to the official opening of the 13th SIEF Congress.

Organized with the generous support of the Institute of Cultural Anthropology/European Ethnology and the Faculty of Philosophy of the University of Göttingen, and the Göttingen Graduate School of Humanities, the Conference brought together more than 50 participants from around the world. They presented their research, professional experiences, and home institutions in two panels, three workshop sessions, and a roundtable discussion. Participants were also given the opportunity to present their research in the form of posters. The number of abstracts received by the organizers exceeded all expectations, both in terms of quantity and range of topics presented.

The academic event began with a welcome speech by SIEF President *Valdimar Tr. Hafstein* (Reykjavik). In his speech, he supported the

YSWG initiative and emphasized the need to increase the visibility of young scholars within SIEF.

The two panels – “How to Learn Our Trade” and “Paradigm Shifts and Crossings of Disciplinary Borders” – worked together to provide an overview of the past, present, and future of Anthropology, Ethnology, and Folklore Studies. In the first panel, chaired by Nada Kujundžić and Arnika Peselmann, participants presented the history, development, and current state of the three disciplines in their respective countries – Turkey, Spain, Portugal, Slovenia, the Czech Republic, and Latvia – and the specific ways in which they are taught at their respective universities and institutes. Current paradigms and interdisciplinary tendencies were the focus of the second panel, chaired by Mathilde Lamothe-Castagnous and Alessandro Testa, which also saw the participation of young scholars from very different countries (Spain, Latvia, UK, Brazil, Hungary, Germany, and Denmark), academic *milieux*, and areas of expertise.

Divided into three parallel sessions, the Conference workshop provided a venue for participants at different levels of education (primarily MA and PhD students) to present their current research projects and get valuable feedback from the audience. The rich variety of topics ranged from the use of the Ouija board among Icelandic teenagers (*Dagrín Ósk Jónsdóttir* – Reykjavík) and the social impact of memes (*Shany Kotler* – Jerusalem), to the application of discourse analysis in Ethnology (*László Koppány Csáji* – Pécs).

The Conference ended with a roundtable discussion, moderated by Arnika Peselmann and Alessandro Testa, during which five experts (*Cyril Isnart* – Aix-Marseille, *Francisco Martínez* – Helsinki, *Markus Tauschek* – Freiburg, *Anita Vaivade* – Riga, *Pavel Borecký* – Bern), working both within and outside of academia, talked about their professional paths and reflected on career possibilities available to young scholars.

The atmosphere during the event was mostly relaxed and highly supportive, which greatly facilitated networking and socializing among the participants. Many of the presenters (some of them giving a conference presentation for the very first time) expressed their satisfaction with the event, stating that they did not feel the pressure that often accompanies public performance of any kind, and that this ability to speak freely – coupled with constructive feedback from the audience – helped them gain some much-needed confidence. The roundtable discussion with experts proved very informative and even inspiring, as it introduced many

different career paths (both within and outside academia), as well as their challenges and advantages.

Organizational support was voluntarily offered by local Ph.D. candidate and organizer *Nathalie Knöhr* (Göttingen), and two students from Göttingen University, *Rhea Braunwalder* and *Bettina Enghardt*.

*Re-enchantment, ritualisation, heritage-making: processes of tradition reconfiguration in Europe: historical and ethnographic examples* was the title of panel “Herio5”, which took place during the general SIEF Conference 2017. The panel was said to have been much appreciated and with an above-average participation rate. It was convened by Alessandro Testa and Cyril Isnart, with the participation of *Sharon Macdonald* (Berlin) as a discussant.

The panel received 25 paper proposals, among which 14 papers were chosen (and 13 were actually presented at the event). It was divided into three sections roughly representing three different European macro-areas (Mediterranean Europe, Central Europe, and Northern Europe) and saw the presence of circa 50 attendants at each session.

The panel papers dealt with the symbolic, political, and religious reconfiguration of European “traditions” – in the broad emic and etic senses of the term – critically discussing or re-discussing concepts and interpretative tools social scientists have been using over the last few decades to interpret and understand the dynamics of cultural transformations in late-modern societies. Some of the concepts that were discussed are “invention of tradition”<sup>1</sup>, “ritual revitalization”<sup>2</sup>, “cultural commodification”<sup>3</sup>, “institutionalization” and “bureaucratization”<sup>4</sup>, and “past presencing”<sup>5</sup>. Explicit focus was put on different or alternative paradigms, for instance those of re-enchantment, ritualization, and heritage-making, which were used to open up the discussion about symbolic and sensitive dimensions of cultural dynamics. Hence, the panel aimed at rethinking the theoretical scope and significance of these notions vis-à-vis the more classical concepts that link culture to economics or politics. This was done on the basis of sources and empirical evidence informing the

1 Eric J. Hobsbawm, T. Ranger (eds.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983.

2 Jeremy Boissevain (ed.): *Revitalizing European Rituals*. London | New York 1992.

3 John L. Comaroff & Jean Comaroff: *Ethnicity, Inc.*, Chicago 2009.

4 Michael Herzfeld: *The Social Production of Indifference: Exploring the Symbolic Roots of Western Bureaucracy*. Oxford 1992.

5 Sharon Macdonald, *Memorylands: Heritage and Identity in Europe Today*, Routledge, London 2013.

ethnographic and historical case studies presented in the papers.

Some of the heuristic questions raised during the panel discussion were: How are magic and supernatural powers publicly experienced? How can the ritualisation of a craft interweave with its commodification? What place do individuals' sensations and feelings have in the construction and demonstration of cultural commons? What are the socio-cultural mechanisms at work in the process of heritagization?

Speakers were encouraged to present cases from rural as well as urban contexts, and problematize both institutional/well-established and new/unofficial religions, crafts, food, monuments, as well as representations of nature and/or human landscapes. Examples of heritage-making processes were offered which concerned not only UNESCO or NGO development policies and schemes, but also local, regional, and national groups and associations.

Lively debates filled the atmosphere towards the end of each session, and a final discussion offered by Sharon Macdonald – who had to perform the difficult task of individuating and pointing out common patterns in a set of papers different in scope, topics, and methodological approach – crowned and completed the panel discussion, which represented a special occasion, within the general SIEF Congress, of many hours of intense and stimulating exchange.

The papers presented during the panel were, in order: “What is ‘popular Frazerism’ and how is it at work in Europe today? Conceptualising re-enchantment, ritualisation, and heritage-making from a different perspective” (Alessandro Testa), “Transhumant routes: Between ways of pastoralism and heritage-making” (*Letizia Bindi* – Molise), “On the process of ‘heritagization’ of a natural area in Tuscany” (*Emanuela Rossi* – Firenze), “The re-enchantment of the purgatory souls: Embodying uncertainty” (*Pedro Antunes* – Lisbon), “Ambivalence as re-enchantment: Heritage, spirituality and intimacy in Lisbon” (Cyril Isnart), “Reconstruction as re-enchantment: On Swedish churches burned and rebuilt” (*Eva Löfgren* – Gothenburg), “Re-configuring the Celtic tradition: Invention, revitalization, and commodification” (*Máiréad Nic Craith* – Edinburgh), “Meeting the Vikings in the flesh: The Saga Museum and mythologized history” (*Guðrún Dröfn Whitehead* – Reykjavik), “Dwelling in the roots” (*Elsa Ósk Alfreðsdóttir* – Reykjavik), “From cleaning brushwood to storytelling: Re-enchantment of abandoned places in Aisne (North of France)” (*Tiphaine Barthélémy* – Picardie), “UNESCO and poetics of global heritage regime: From safeguarding measures to

creative destruction of cultural heritage” (*Mustafa Coskun – Tübingen*), “Protests against monuments: redefining heritage and nationhood in Macedonia” (*Goran Janev – Skopje*)<sup>6</sup>.

A selection of these papers, accompanied by a theoretical introduction and a foreword, will be published as a monographic issue of the journal *Ethnologia Europaea* (last issue of 2018 or first one of 2019), and will be edited by the panel chairs.

We would like to conclude this report by mentioning something curious, if not exceptional: in both the YSWG Conference and the aforementioned panel, the most represented national group was that of the Icelanders, who significantly outnumbered other nationalities. A positively remarkable presence and participation, considering that Iceland is one of the least populated European countries.

*Alessandro Testa, Nada Kujundžić*

6 The abstracts of these papers can be read at the following web-page <http://www.nomadit.co.uk/sief/sief2017/panels.php5?PanelID=4967> (accessed 2nd May, 2017).

ICOM CECA – Pre-Conference  
zum 27. Österreichischer Museumstag 2016 „Migration – Inklusion – Interaktion. Und die kulturelle Herausforderung an das Museum?“,  
5. Oktober 2016 in Eisenstadt

---

Welchen Herausforderungen begegnen Kunst- und Kulturvermittler\*innen im Museum der Gegenwart und Zukunft? Auf diese Frage reagierten bei der ersten ICOM CECA – Pre-Conference im Vorfeld des 27. Österreichischen Museumstages 2016 in Eisenstadt zwölf Beiträge, die Einblick in Initiativen der institutionellen Kulturvermittlungsarbeit zum Thema Migration und Inklusion gaben. ICOM CECA bezeichnet das “Committee for Education and Cultural Action” (CECA) des “International Council of Museums” (ICOM), welches sich für einen internationalen Austausch und die Förderung von Kunst- und Kulturvermittlung in musealen Einrichtungen engagiert. Unter dem Titel „Are we telling the story as it is, or is the story as we tell it?“ lud die ICOM CECA-Nationalkorrespondentin *Wencke Maderbacher* auf nationaler Ebene ein,

Initiativen und Projekte aus dem breiten Feld der Kunst- und Kulturvermittlung zu den Themenbereichen Migration, Inklusion und Integration einzubringen. Angekündigt wurden die eingereichten Beiträge als sogenannte „Best Practice“-Beispiele, die vielfältige Zugänge und Annäherungen an ein oftmals mehr oder weniger (un)berührtes Feld innerhalb museumspädagogischer Praktiken aufzeigen.

Die vorgestellten Projekte ließen sich auf die vielfältigen institutionellen Ansprüche ein, etwa Museen für eine breite Zielgruppe zu denken, Sammlungen neu zu befragen, Teilhabe an musealer Repräsentation zu ermöglichen, historische und gegenwärtige institutionelle Praktiken kritisch zu betrachten. Die exemplarischen Projektpräsentationen inspirierten mit einem Fundus an methodischen Strategien der Annäherung an ein als neu gekennzeichnetes, gesellschaftlich relevantes Feld der Kunst- und Kulturvermittlung. Wobei jedoch Migration und Inklusion nicht erst Themen der jüngsten Vergangenheit sind. Mit der großen Anzahl an Schutzbedürftigen, die seit 2015 nach Europa kamen, erhielt das Thema aber eine erneute Aktualität, die bis heute anhält.

Bleibt es der Ausstellung als Medium der Wissensvermittlung oft verwehrt, schnell auf aktuelle tagespolitische Ereignisse zu reagieren, so werden zunehmend Kunst- und Kulturvermittler\*innen innerhalb von Institutionen mit dieser Aufgabe betraut. Die zahlreichen engagierten Projekte, die daraus hervorgehen, eröffnen geschlechtersensible Räume der Kommunikation und Vielsprachigkeit sowie der Wissensaneignung und -weitergabe pluraler Kompetenzen. Ihre Zielgruppen sind schutzsuchende Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit und ohne Asylstatus sowie Deutschlernende. Einige Angebote richten sich darüber hinaus dezidiert auch an die lokale Bevölkerung, wodurch die integrative Funktion eines Museumsbesuches in den Vordergrund gerückt wird. Die vorgestellten Projekte haben meist eines gemeinsam: Sie sind kostenlos und es geht neben den thematischen Schwerpunkten einzelner Museen und außermusealer Orte vor allem um das Erfahrungswissen und die Expertise der Teilnehmer\*innen.

*Kathrin Unterleitner* und *Heidrun Schulze* (ScienceCenter-Netzwerk) verdeutlichten in ihrer Arbeit zu mobilen Wissensräumen, wie wichtig der soziale Austausch zwischen unterschiedlichen Zielgruppen im Umfeld ihres Wohnbereiches ist. Es geht um Beziehungsarbeit und auch darum, herauszufinden, welche Kompetenzen Menschen mitbringen, um mit ihnen gemeinsam nicht aufgrund ihrer Herkunft, sondern ihres Wissens und ihrer Kompetenzen Projekte zu verwirklichen.

*Sandra Kobel* (Salzburg Museum) plädierte in ihrem Vortrag für die Zusammenarbeit mit Künstler\*innen. Diese könne bei der Beziehungsarbeit mit geflüchteten Menschen, deren biographischer Hintergrund oftmals eine Herausforderung für Vermittler\*innen im Museum darstellt, bereichernd sein. „Künstlerische Kunstvermittlung“<sup>1</sup>, so Kobel in Anlehnung an die Vermittlungstheoretikerin Carmen Mörsch, biete Strategien, Ansätze und Methoden, welche innerhalb einer Vermittlungssituation von einer Person oft nicht geleistet werden können.

Wo beginnt und wo hört die Arbeit von Kunst- und Kulturvermittler\*innen auf? Eine zentrale Frage, welche auch die Vermittlungsabteilung der Oberösterreichischen Landesmuseen in Linz beschäftigte. Sie bezogen sich auf einzelne Vorfälle, bei welchen bei den Teilnehmer\*innen durch das Vermittlungsprogramm emotionale Erinnerungen und Assoziationen hervorgerufen worden waren und mit dessen Auswirkungen und Folgen sich die Kulturvermittler\*innen herausgefordert sahen. Ziel ihres Beitrages war darzustellen, dass die Trennung zwischen Vermittlungs- und Sozialarbeit eine oft schwer einzuhaltende Grenze darstellt. Welche Anforderungen werden damit an Kunst- und Kulturvermittler\*innen der Zukunft gestellt? Je nach Projektart, so die vertretenen Kulturvermittler\*innen der oberösterreichischen Landesmuseen, kann es durchaus notwendig sein, neue Kooperationsformen – beispielsweise mit Sozialarbeiter\*innen – anzudenken. *Katharina Richter-Kovarik* (Volkskundemuseum Wien) ging beispielsweise eine Kooperation mit einer Kunsttherapeutin ein, die Workshops für unbegleitete minderjährige Schutzsuchende anbot. Die daraus entstandenen Arbeiten, so zeigte Richter-Kovarik in ihrem Beitrag auf, wurden im Volkskundemuseum Wien präsentiert und gemeinsam mit den Jugendlichen besprochen.

Migration und Integration bedürfen also neuer Formen der Kooperation und Kommunikation. Zudem, so betonten *Dunja Schneider* (Lentos Kunstmuseum/Nordico Stadtmuseum Linz) und *Sandra Kobel* (Salzburg Museum), sei es von großer Notwendigkeit, zielgruppenübergreifend zu arbeiten. Das partizipative und integrative Ausstellungspro-

1 Siehe hierzu: Carmen Mörsch: Künstlerische Kunstvermittlung: Die Gruppe Kunstcoop© im Zwischenraum von Pragmatismus und Dekonstruktion. In: Victor Kittlausz, Winfried Pauleit (Hg.): Kunst – Museum – Kontexte. Perspektiven der Kunst- und Kulturvermittlung. Bielefeld 2006.

jekt *Wunschbilder gestern. heute. morgen*, das im Salzburg Museum 2016 von der Abteilung für Kulturvermittlung umgesetzt wurde, ermöglichte eine Begegnung von Künstler\*innen, Kunstvermittler\*innen und Menschen, die vom Projektteam zur Teilnahme eingeladen wurden. Die Teilnehmer\*innen bildeten eine Gruppe von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Interessen und Ausbildungen. Im Rahmen des Projekts gingen sie ihren Wunschbildern hinsichtlich ihres Arbeitsplatzes, Gesundheit, Schönheit und Heimat nach.

*Dunja Schneider* (Lentos Kunstmuseum/Nordico Stadtmuseum Linz) gab anschließend Einblick in das Vermittlungsformat *Neue Nachbarn*. Die Intention des nach wie vor im Lentos Kunstmuseum bestehenden Angebots besteht darin, durch gemeinsame Aktivitäten im Museum „alte Nachbarn“ mit Immigrant\*innen, die erst kurze Zeit in Linz leben, bekannt zu machen. Auf das Mission Statement des Lentos Kunstmuseum Linz verweisend, begreift Schneider die Kunst als „Mittel zur Erprobung sozialer Möglichkeiten“<sup>2</sup>. Vor allem aber trug sie mit ihrem Beitrag zu einem reflexiven und differenzierten Blick auf die oft unüberlegte Verwendung von Begrifflichkeiten im Kontext von Migration und Integration bei.

*Dan Fisherman* (Jüdisches Museum Wien) richtete den Fokus in seinem Beitrag auf die Erwartungen und Vorkenntnisse von Personen, die ins Museum kommen. Als einer unter wenigen Männern präsentierte er ein Vermittlungskonzept des Jüdischen Museums Wien, welches er als weitgehend ergebnisoffen vorstellte. Das Format #objects geht davon aus, dass Museumsbesucher\*innen nur das sehen, was sie bereits kennen oder wozu sie assoziativ einen Bezug herstellen können. Die Aufgabe der Besucher\*innen besteht bei diesem Format darin, ein Objekt, das ihnen gefällt, und ein Objekt, das ihnen nicht gefällt, auszusuchen. Das Medium der Handyfotografie dient dabei als Instrument, um einen assoziativen Zugang zu erleichtern. Ähnlich ging auch das Projekt „Vienna to go“ des Architekturzentrums Wien vor, das *Anne Wübben* vorstellte: Gemeinsam mit dem Fotomuseum Westlicht und dem Haus Ottakring des Arbeiter Samariter Bunds konzipierte das Architekturzentrum ein Stadterforschungs-Projekt für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge und Schüler\*innen. Jeweils zu zweit bewegten sich die Jugendlichen durch die Stadt. Dabei standen das

2 [http://www.lentos.at/images/Media/LENTOS\\_Presstext\\_lang.pdf](http://www.lentos.at/images/Media/LENTOS_Presstext_lang.pdf)  
(Zugriff, 23.5.2017)

gemeinsame Entdecken des urbanen Raumes und ein Teilen der eigenen Sichtweisen im Mittelpunkt des Projektes. Die dabei entstandenen Bilder wurden anschließend im Architekturzentrum Wien ausgestellt.

Zeit und Raum stellten auch in der Präsentation von *Silvia Renhart* (Archäologiemuseum Schloss Eggenberg, Universalmuseum Joanneum) zentrale Kategorien dar. Um das Thema Stadtentwicklung entwickelte sie ein Vermittlungsprogramm, welches im Archäologiemuseum Schloss Eggenberg einen Ort des interkulturellen Lernens herstellte.

*Anja Weisi-Michelitsch* und *Nina Zmugg* (Steirisches Feuerwehrmuseum) zeigten am Beispiel des Steirischen Feuerwehrmuseums auf beeindruckende Weise, wie sich das Museum offen auf unterschiedliche Nutzungen der Ausstellungsräumlichkeiten einließ. Im Mittelpunkt des Projektes, mit dem leider Dualismen unterstreichenden Titel „Orient trifft Okzident“, stand die Begegnung, Vernetzung sowie die gemeinsame Gestaltung der Ausstellungsräume von Menschen unterschiedlicher Herkunft. Auf ähnliche Weise engagierten sich auch *Saskia Sailer* und *Christine Humpl-Mazegger* vom Arnulf Rainer Museum, die im Rahmen der *Langen Nacht der Flucht* in Zusammenarbeit mit den vor Ort wohnenden Schutzsuchenden zu einem internationalen Begegnungstag einluden. Beide Projekte veranschaulichten, wie durch die Öffnung des Museums eine gemeinsame Auseinandersetzung mit den Bewohner\*innen aus der Umgebung über Flucht, Migration und Zusammenleben möglich wurde. Die Ergebnisse wurden in Form von Fotografien und Kunstwerken in den jeweiligen Ausstellungsräumen sichtbar.

*Beatrix Hain* und *Maria Bruck* (Technisches Museum Wien) berichteten über ihre Erfahrungen, einen Begegnungsort von Frauen für Frauen zu schaffen, in dem die Besucherinnen über ausgestellte Alltagsobjekte im Technischen Museum Wien dazu angeregt werden sollten, Wissen und Erfahrungen auszutauschen und miteinander und voneinander zu lernen.

Bei der Besprechung dieser doch beachtlichen Vielzahl engagierter Projekte dürfen dennoch wesentliche Momente einer kritischen Auseinandersetzung nicht übersehen werden. In den Beiträgen wurden museale Repräsentationen in Frage gestellt und die Nutzung musealer Räume erweitert. Eine zentrale Diskussion, die immer wieder aufgenommen wurde, nahm den wichtigen Aspekt der Rolle von Kunst- und Kulturvermittler\*innen bei Vermittlungsinitiativen für Schutzsuchende oder Deutschlernende auf und der damit einhergehenden Ungewissheit darüber, welche Voraussetzungen Kunst- und Kulturvermittlungsabtei-

lungen dafür mitbringen müssten und wie viel Verantwortung sie tragen können.

In den einzelnen Projektpräsentationen und anschließenden Diskussionen verblieben jedoch die Auseinandersetzung mit der Autor\* inner-schaft innerhalb von Vermittlungsinitiativen sowie die theoretische Auseinandersetzung mit post-repräsentativen und post-kolonialen Forderungen musealer Wissensproduktion im Hintergrund. Im Versuch der Inklusion bisher benachteiligter sozialer Gruppen besteht immer auch die Gefahr der gleichzeitigen Ausgrenzung. Diese Gefahr zeigt sich beispielsweise, wenn ein Museum Menschen zum interkulturellen Austausch einlädt, da sie als „ExpertInnen ihrer Kultur“ wahrgenommen und damit einmal mehr als *die Anderen* gekennzeichnet werden. Momente wie dieser verdeutlichen, dass neben der ambitionierten Konzeption von integrativen Vermittlungsprogrammen, eine permanente Reflexion des eigenen Tuns nicht zu kurz kommen darf. Gerade der Blick auf die Belegschaft in den einzelnen Museen hinsichtlich internationaler Diversität lässt die Frage aufkommen: „Wer vermittelt hier was für wen und wie?“, die leider kaum thematisiert wurde.

Insgesamt verwies der Tag auf die zunehmende Relevanz von Kunst- und Kulturvermittler\*innen innerhalb und außerhalb musealer Institutionen, nicht zuletzt dadurch, dass es im Rahmen eines österreichischen Museumstages zum ersten Mal zu einem Treffen von Kunst- und Kulturvermittler\*innen in Form einer Pre-Conference kam. Bis auf wenige Ausnahmen waren es jedoch wie so oft vor allem die Abteilungsleiter\*innen, die an dem Austausch teilnahmen. Für die Zukunft erschiene es mir in diesem Zusammenhang sinnvoll zu sein, auch die einzelnen Projektpartner\*innen oder jene Kunst- und Kulturvermittler\*innen, die dann tatsächlich in prekären oder weniger prekären Anstellungsverhältnissen mit den während der Tagung diskutierten Herausforderungen umzugehen haben, einzuladen. Dies könnte zu einer Vielstimmigkeit auch außerhalb repräsentativer musealer Praktiken beitragen und den Diskurs um entscheidende Aspekte erweitern.

*Raffaella Sulzner*

---

## Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2016<sup>1</sup>

---

### Mitglieder

Neue Mitglieder: 39

Ausgetreten: 39

Mitgliederzahl: 590

### Besucherinnen und Besucher

Gesamt: 37.617

Vermittlung: 8.730

NÖ Card: 2.528

### Weiterlaufende Ausstellungen

(siehe Jahresbericht 2015)

- Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung / Furniture Moves Memory, 2.10.2015–10.7.2016, Birgit Johler
- Startfeld Bethlehem. Die barocke Jaufenthaler Krippe aus Tirol, 22.11.2015–24.1. 2016, Kathrin Pallestrang

### Ausstellungen 2016

- Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung / Furniture Moves Memory in ACFNY New York, 21.9.2016–15.1.2017, Birgit Johler
- Highlights aus der Schmucksammlung, 9.11.2016–12.3.2017, Dagmar Butterweck
- „Matthias“ tanzt. Salzburger Tresterer on stage, 18.11.2016–19.2.2017, Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Thomas Hörl, Kathrin Pallestrang

### Gastausstellungen und Kooperationen

- Der Riese, ein Zeichner und eine schöne Landschaft, 19.1.–30.1.2016, Isidora Krstić
- Vertriebene und Verbliebene erzählen. Tschechoslowakei 1937–1948. Ausstellung und Videoinstallation, 10.2. –10.4.2016, Georg Traska

<sup>1</sup> Kurzfassung, die Vollversion ist auf [www.volkskundemuseum.at](http://www.volkskundemuseum.at) einzusehen.

- SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten, 27.4.–21.8.2016, Niko Wahl, Philip Rohrbach
- Pop-up Museum: Sharing Stories – Dinge sprechen. Das Weltmuseum Wien zu Gast im Volkskundemuseum Wien, 30.5.–15.7.2016, Tal Adler, Claudia Augustat, Elisabeth Bernroitner, Bianca Figl, Herbert Justnik, Jani Kuhnt-Saptodewo, Karin Schneider, Lisa Zalud
- Fotoausstellung des Monatsmagazins Servus in Stadt und Land, 17.06.–21.08.2016
- SHIBORI UNLIMITED. Ein Färbeexperiment. Traditionelle Muster neu interpretiert, 14.7.–25.9.2016, Akademie der Bildenden Künste
- Unter fremdem Himmel. Aus dem Leben jugoslawischer GastarbeiterInnen, 2.9.–16.10.2016, Verein JUKUS
- Infrequently Asked Questions. Im Rahmen der Vienna Design Week 2016, 30.9.–16.10.2016, Ebru Kurbak
- Fremde Im Visier – Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg, 14.10.2016–19.2.2017, Petra Bopp, Sandra Starke

#### Sammlungen

- Zuwachs: 601 Nummern (87.588 – 88.188), davon 577 Schenkungen

#### Leihgaben

- 168 Leihgaben, 10 Dauerleihgaben, 58 Objekte in eigenen Ausstellungen
- 308 Dauerleihnahmen

#### Digitalisierung Sammlungen

- Datenbestand: 56.091 Datensätze in der Datenbank, Inventarisierung von 882 digitalen Fotografien

#### Donatorinnen und Donatoren von Sammlungsgegenständen

(Entscheidung über Angebote fällt in KuratorInnensitzungen)  
 Anonymus, Dr. Martin Adel, Mag. Ingeborg Baumann-Marinelli, Dr. Ilse Draxler, Ingrid Erkingler, Claudia Friesinger, Susanne Gföhler, Dr. Elfriede Haslauer, Irmgard Heinzl, Dr. Gertrud Heß-Haberlandt, Dr. Erich Kaessmayer, Ing. Gabriele Klein, Friederike Kohsem, Hilmar Kräftner, Christiana Krenn, Edith und Dipl.-Volksw. Edmund

Kuhlmann, Mag. Martina Marinelli, Dr. Klaus Pollheimer, Winfried Pollheimer, DI Anton Prochazka, Doris Rakar-Weidinger, Mag. Erika Schmidt, Hermine Anna Steinmetz, Mag. Joachim Stingl, Alois Unterkircher, Dr. Peter Christoph Wagner, Lisa Wögenstein

#### Forschung & Projekte

- Ausstellungsprojekte (siehe oben)
- Handschriftenforschung im Sammlungsbestand, Alena Andrlová Fidlerová
- Museum auf der Flucht. Pilotprojekt zum Thema Flucht & Inklusion zum Aufbau eines Forschungs-, Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungsschwerpunktes im Volkskundemuseum Wien, Alexander Martos, Niko Wahl
- Lehrgang für ehrenamtliche MitarbeiterInnen am Volkskundemuseum Wien 2015/2016, Marlene Schütze
- NS-Provenienzforschung, Claudia Spring
- Ausstellungs- und Forschungsprojekt „Heimat : Machen in Wien. Das Volkskundemuseum zwischen Alltag und Politik“ (Arbeitstitel) gefördert im Wissenschaftskommunikationsprogramm des FWF/ Austrian Science Fund, Birgit Johler, Magdalena Puchberger
- Jugendprojekt im Rahmen der österreichweiten Initiative *culture connected*, „my home“ – woran hängt dein Herz? Über die Bedeutung von Gegenständen im eigenen Wohnumfeld“, BAKIP 8 Lange Gasse, Claudia Peschel-Wacha

#### Tagungen, Workshops & Performances

- 8. Jahresmitgliederversammlung von netzwerk mode textil e.V. 2016 in Wien
- Ideal Paradise von Claudia Bosse, theatercombinat im Volkskundemuseum
- Massenbilder anders ausstellen. Zum Umgang mit historischem Bildmaterial, Workshop in Kooperation mit der Museumsakademie Joanneum

#### Publikationen

- Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai – 1. Juni 2013, Matthias Beitzl und Ingo Schneider (Hg.)

- Highlights aus der Schmucksammlung. 38 Objekte, Dagmar Butterweck
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. LXX, Gesamtserie Bd. 119
- Nachrichtenblatt Volkskunde in Österreich, Jg. 51
- 10 Beiträge der Museums- und VereinsmitarbeiterInnen

### Bibliothek

- BesucherInnen: 280, Anzahl der benutzten Medien ca. 900, Zuwachs an neuen Medien ca. 1561, Anzahl Retrokatalogisierung: 143
- Gesamter Datenbestand per 31.12.2016: 54.864, davon 31.346 AC-Daten
- Tauschverkehr mit 230 fachverwandten Institutionen weltweit

### Archiv

- Beantwortung von Archivanfragen
- Transkription und Digitalisierung der Vereinsprotokolle der Jahre 1938–1946; Beginn der Transkription des Geschäftsbuches für die Jahre 1897–1898.
- Transkription und Digitalisierung der Korrespondenz von und rund um Rudolf Trebitsch, Eugenie Goldstern und Viktor Geramb; Bereitstellung zur Integration in die Online-Sammlungen
- Erstellung einer Liste der Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde von 1945 bis heute
- Archivierung der Bestände im Direktionsbüro

### Vermittlung

- ehrenamtlich geführte Deutschkurse in Kooperation mit dem Flüchtlingsdienst der Diakonie
- kostenlose Führungen für KulturpassbesitzerInnen
- Lange Nacht der Forschung
- Kooperation mit kinderuni Wien
- Indoor Spielplatz Jänner bis März
- Teilnahme an externen Vermittlungsprojekten und Wiener Veranstaltungen
- 589 Führungen zu verschiedenen Vermittlungsangeboten
- Programme im Rahmen von Ferienspieltagen, Kinderaktivtagen

### Veranstaltungen

- 129 Veranstaltungen (Vorträge, Workshops, Tagungen, Exkursionen, ...)
- Langer Tag der Flucht, Tag des Denkmals, ORF Lange Nacht der Museen, Home Movie Day u. a. m
- Kooperation mit dotdotdot Kurzfilmfestival (40 Veranstaltungen, ca. 4.700 BesucherInnen)
- Kooperation mit Filmklub ETHNOCINECA, monatlich
- Sommertheater „Der kleine Prinz“

### Kommunikation

- Weiterentwicklung der Drucksortengrafik mit Matthias Klos (Grafik)
- Arbeiten an der Struktur der Webseite
- Auflagen- und Qualitätssteigerung des Nachrichtenblattes Volkskunde in Österreich
- Verdichtung der Medienpräsenz
- Weiterentwicklung der Social Media Präsenz

### Kooperationen mit Institutionen (national / international)

Agenda Josefstadt, Akademie der Bildenden Künste Wien, AusTraining Lern.ziel GmbH, Austrian Cultural Forum London, Austrian Cultural Forum New York, Basis Kultur Wien, Bezirk Josefstadt, Blumengärten Hirschstetten, Bundesanstalt für Kindergartenpädagogik im 8. Bezirk (baki8), Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres, Central College, Diakonie Flüchtlingsdienst, Diana Köhle, Die Buchbinderin Kerstin Czerwenka, Die Eiermacher, Facultas, Familienbund Wien, Funkfeuer Wien, Hunger auf Kunst und Kultur, Institut für Sprachwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz / FWF-Projekt „Netzwerk des Wissens“, ITA (Institut für Technikfolgenabschätzung), Jugend am Werk Begleitung von Menschen mit Behinderung GmbH, Kunsthistorisches Museum, Kunstschule Herbststraße, KulturKontakt Austria, MA 42 Die Wiener Stadtgärten, MASN Austria, Sozial- und kulturanthropologische/s Kompetenzzentrum und Vernetzungsplattform, Museum Schloss Ritzen Saalfelden, netzwerk mode textil, Österreichische Akademie der Wissenschaften, OeAD Österreichische Austauschdienst-GmbH, Österreichisches Volksliedwerk, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, Servus, Tanzquartier Wien, PlanSinn, Schulgarten Kagran, Science

Center Netzwerk, Sigmund Freud Museum London, SOHO-Ottakring, Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Graz, Soroptimist International Clubs Wien, Verein JUKUS, Verein Kultur & Gut, Verein zur Förderung des Salzburger Landesinstitutes für Volkskunde

#### Personal

- 15 Vertragsbedienstete (teilw. 50%), 5 Vereinsangestellte, 10 Freie DienstnehmerInnen
- Ehrenamt: 30 Personen mit 2.074 Arbeitsstunden in allen Bereichen des Museums
- Volontariate: 45 VolontärInnen (aus Bulgarien, Österreich, USA, Kroatien, Deutschland, Slowakei, Russland) mit 5.426 Arbeitsstunden

#### Infrastruktur

- Einbau von drei Wandvitritten im Foyer
- Aufstellung von zwei Garderobekästen für BesucherInnen
- Einrichtung eines Mehrzweckraumes samt Kochinsel für die Kulturvermittlung
- Neugestaltung der Teeküche im 1. Stock
- Sekretariat: Neugestaltung der Einrichtung, des Entrées und der Arbeitsplätze; Parkettboden neu versiegelt
- EDV: Erweiterung der automatisierten Aboverrechnung

#### Einnahmen/Ausgaben 2016 Verein für Volkskunde

Einnahmen gesamt	897.226
davon die wichtigsten Positionen	
BKA Subvention	397.500
(1. Rate 2016 Eingang im Dez 2015: 132.500)	
Förderungen	189.598
Eigene Einnahmen	190.518
davon Einnahmen aus Vermietungen:	48.129
Ausgaben gesamt	925.096
davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand	376.686
(Mieten, Betrieb, Energie, Sammlungen, Bibliothek, ...)	

---

Personalkosten Verein (inkl. Kulturvermittlung)	219.981
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung, ...)	49.414
Ausstellungen	77.859
Projekte	32.669
Kulturvermittlung (Sachkosten/Rahmenprogramm)	15.847
Publikationen	30.288
PR, Werbung	19.295

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde:

Normalpreis € 38,- / Mitglieder € 26,-

Generalversammlung des Vereins für Volkskunde, 17. März 2017

Tagesordnung

Beginn: 17:00 Uhr

1. Begrüßung, Feststellung der Beschlussfähigkeit
2. Jahresbericht 2016 Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde
3. Kassenbericht 2016
4. Bericht der Rechnungsprüfenden und Entlastung der Vereinsorgane
5. Festsetzung des Mitgliedsbeitrags
6. Präsentation der Vorhaben für 2017 in Auswahl
7. Allfälliges

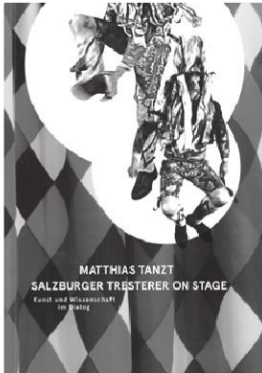
*Matthias Beitzl*

---

# Neuerscheinung

---

## Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on stage. Kunst und Wissenschaft im Dialog.



Die prächtigen Tresterertänzer, die Anfang Jänner im Pinzgau und in der Stadt Salzburg umlaufen, und die Interpretation dieses Brauchs durch den international ausgebildeten und ausgezeichneten Künstler Thomas Hörl werden in diesem Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Volkskundemuseum umfangreich in Wort und Bild dargestellt. Der ausführliche zentrale Beitrag von Ulrike Kammerhofer-Aggermann versammelt die einzelnen historischen Quellen, die über das Trestern vorhanden sind, und interpretiert sie wissenschaftlich nüchtern: Bezugslinien, Brüche und Umdeutungen bis in die Gegenwart werden von ihr nachvollziehbar offengelegt. Vitus Weh analysiert die Intentionen und Funktionsweisen der Installation „Matthias“ von Thomas Hörl, die im Zentrum der Ausstellung und damit der Auseinandersetzung mit diesem Salzburger Brauch steht. Sie bezieht sich auf Matthias Eder, der als „letzter Perchtentänzer“ 1939 für das Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften gefilmt wurde. Ausstellungsgestalterin Lisi Breuss erläutert die Visualisierung des Projekts als einen wahren Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft. Über die ältesten erhaltenen Trestererkostüme, die im Volkskundemuseum

verwahrt sind, und ihren Zusammenhang mit der Museumsgründung schreibt Kathrin Pallestrang in ihrer textilhistorischen Betrachtung. Ein Verzeichnis aller von Hörl für die Ausstellung gestalteten Werke und die Abbildung der Präsentationstableaus mit den Ausstellungstexten zum Nachlesen ergänzen dieses informative und ästhetisch überzeugende Buch.

---

Wien/Salzburg 2017, 176 Seiten,  
85 teils großflächige farbige und  
23 s/w Abbildungen, brosch. mit Flappen  
ISBN: 978-3-902381-54-5

und 978-3-901681-16-5

(=Kataloge des Österreichischen Museums  
für Volkskunde, Bd. 103; Salzburger Beiträge  
zur Volkskunde, Bd. 24)

€ 23,- (exkl. Versand), Ermäßigungen  
siehe unten

---

### Vorzugsausgabe

Buch gemeinsam mit Vinylsingle des Remixe  
„Matthias“ von Sly Wonski mit Cherry Sunkist  
und das\_em in handbemalter Hülle von Tho-  
mas Hörl mit Lesezeichen, Auflage: 35 Stück,  
nummeriert und signiert: € 49,-

---

### Bestellungen

Verein für Volkskunde /

Österreichisches Museum für Volkskunde

Laudongasse 15-19, 1080 Wien

Tel.: +43 1 4068905, Fax: +43 1 4085342

E-mail: [office@volkskundemuseum.at](mailto:office@volkskundemuseum.at)

Vereinsmitglieder erhalten 33% Rabatt  
oder

Salzburger Landesinstitut für Volkskunde

Land Salzburg, Referat 2/04, Dienststelle 904

Michael-Pacher-Straße 40, 5020 Salzburg

Tel.: +43 662 8042 2350,

Fax: +43 662 8042 3079

E-mail: [volkskunde.stivk@salzburg.gv.at](mailto:volkskunde.stivk@salzburg.gv.at)

Literatur der  
Volkskunde





Walter Graßkamp: Das Kunstmuseum.

Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion.

München: Verlag C. H. Beck 2016, 186 Seiten, s/w-Abb.

---

Wie Arbeitsalltage bis hinein in den Umgang mit Räumen und Objekten durch Gründungslegenden, Mythen und Diskurse bedingt sein können, dies führt Walter Graßkamp aufs schönste und wie immer in präziser, klug abwägender und höchst anregender Form am Beispiel des Kunstmuseums vor. Der Kunstwissenschaftler und Museologe seziiert im vorliegenden Band Logiken und Paradoxien des Kunstmuseums und die damit verbundenen Probleme und Entwicklungen, wie sie heute auch auf andere Bereiche und Genres der Museumslandschaft ausstrahlen. Insofern sei dieser Band – wie insgesamt die Schriften Graßkamps – gerade auch, freilich keineswegs nur, der Lektüre volkskundlich-ethnographisch orientierter MuseologInnen wärmstens empfohlen.

Es sind paradigmatische Felder, in denen Graßkamp die nicht selten fatalen Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und Praktiken der Arbeitswelt Kunstmuseum aufzeigt. Dabei ist es ihm ein grundsätzliches Anliegen, die gegenwärtig sich abzeichnenden Problemlagen immer auch in Beziehung zur Geschichte der Institution Kunstmuseum zu setzen. Den Referenzrahmen seiner Argumentation (weswegen auf diesen ausführlicher eingegangen wird) liefert Graßkamp mit einem einführenden Kapitel, in dem er die vielfachen Paradoxien des Kunstmuseums auffächert. Damit relativiert er von vorneherein jene Erklärungsversuche, die die allenthalben diskutierten Schwierigkeiten des Kunstmuseums vor allem anderen in deren Abhängigkeit von ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen sehen wollen: „Viele Gründe für die Krisenanfälligkeit des Kunstmuseums sind aber in seiner Konstruktion angelegt, die von Grund auf paradox sind.“ (S. 29) Graßkamp spricht eingangs vom grundlegenden ökonomischen Paradox, wonach das Kunstmuseum Objekte erwirbt, die mit hohen, teilweise unkalkulierbaren Folgekosten für die Institution verbunden sind, die nicht als kostendeckend gedacht war und angelegt ist. Das Kunstmuseum, eine weitere Paradoxie, sammelt Dinge, die „eigens für das Sammeln hergestellt worden sind“ (S. 30), sammelt diese immer weiter und sammelt auch Dinge, die sich aufgrund ihrer Materialität nicht für das Sammeln eignen. Damit komme es zu einer immer deutlicheren Schieflage zwischen Depotbeständen und vergleichsweise wenigen Exponaten in der Schausammlung, zu einer

„spezifischen *Dynamik des Verbergens*“ (S. 31), mit Verschiebungen in der Präsenz von älteren und alten Werken zugunsten zeitgenössischer Kunst. Da das Sammeln „immer noch als die eigentliche Tätigkeit eines Kunstmuseums“ (S. 32) angesehen wird, führt dies dazu, dass hier viel und, angesichts der Marktdynamiken, schnell und rechtzeitig erworben wird; durch diese Politik der Kunstmuseen wiederum werden Vermarktungslogiken und Preisentwicklung vorangetrieben. Damit gibt die Institution ihre gründungsbestimmende Aufgabe als Instanz einer distanzier- ten und kritischen Beurteilung von Kunst weitgehend auf, stattdessen stehe, so Graßkamp, „Besitzstandserweiterungswahrung“ (S. 36) im Vordergrund, die einher gehe mit kostspieligen Neubauten und vermehrt zu Sparmaßnahmen im Alltagsbetrieb der jeweiligen Museen führe. Trotz all dieser Folgekosten und Budgetfallen seien, damit schließt Graßkamp dieses Kapitel, laufend Neugründungen zu verzeichnen: „Es scheint – und das wäre dann das letzte Paradox – jedenfalls immer noch einfacher, ein Museum zu gründen als eines zu schließen...“ (S. 40).

In der Betrachtung der Konsequenzen dieser grundlegenden Paradoxien geht Graßkamp auf die allenthalben zu beobachtenden Diskussionen um Verkäufe aus dem Museumsbesitz und auf Verkaufstabus ein, hinter denen deutlich wird, in welchem Maß Kunstmuseen Akteure der Kulturökonomie sind, auch wenn dies in den einschlägigen Debatten weitgehend ausgeblendet bleibt (Kapitel „Der Traum des Kämmerers“). Da eher der Ankauf, kaum aber die Bewahrung und die Erforschung der Objekte den jeweiligen Häusern öffentliche Aufmerksamkeit bei potentiellen Stiftern und Mäzenen einbringt, sieht Graßkamp auch den Generationenvertrag der Institution Kunstmuseum gefährdet („Tradition als Generationenvertrag“). In Schiefelage befinde sich zudem das Verhältnis zwischen Schausammlung und Wechselausstellung („Bildwechsel“) wie auch das Verhältnis zwischen KünstlerInnen und RestauratorI/innen, die sich in der Gegenwart immer häufiger als Widersacher in unüberbrückbaren Interessenlagen gegenüberstehen („Die Aura als Baustelle“). Die Bevorzugung jüngerer, oftmals großformatiger Erwerbungen gegenüber älteren und alten Werken stellt Graßkamp in einem weiteren Kapitel in den Zusammenhang von nicht selten vertraglich festgelegten Regelungen mit den jeweiligen KünstlerInnen, in denen festgelegt ist, in welchen Räumen und wie lange deren Werke ausgestellt bleiben sollen („Bleibe- verhandlungen des Zeitgeists“). Unter dem Titel „Zunehmendes Nachlassen“ beleuchtet Graßkamp abschließend die immer intensiveren Bemühungen von KünstlerInnen, den eigenen Nachlass oder sogar Vorlass zu

organisieren, und die Schwierigkeiten, die sich aus dem Umgang mit diesem Erbe für das Kunstmuseum, aber auch andere Institutionen ergeben.

Alle diese Dimensionen der zeitgenössischen Entwicklung von Kunstmuseen veranschaulicht Graßkamp an Streitfällen und Debatten, in denen in mehr oder weniger larmoyantem Ton die Krise des Kunstmuseums ausgerufen wird. Graßkamp dagegen nimmt derartige Vorfälle zum Anlass, mit analytischer Distanz an die Grundlegungen der Problem dieser Institution heranzugehen – ganz im Sinne einer „lobbyfreie[n] Theorie des Kunstmuseums“ (S. 24), für die, so der Autor in der Einleitung, der vorliegende Band ein erster Baustein sein soll. Schon diesem Buch und dessen Thesen ist eine breite, neugierige und diskussionsfreudige Leserschaft zu wünschen, die sich an diesem Projekt beteiligt.

*Klara Löffler*

**Manfred Seifert (Hg.): Die mentale Seite der Ökonomie.  
Gefühl und Empathie im Arbeitsleben.**

Dresden: Thelem Verlag 2014, 281 Seiten, Abb.

Der Band dokumentiert die Beiträge einer Tagung der Kommission Arbeitskulturen und des Bereichs Volkskunde am Dresdner Institut für Sächsische Geschichte zum Thema Arbeit und Emotionen. Beide Forschungsbereiche gelten als neu, sind in den Kulturwissenschaften jedoch gut etabliert, wie *Manfred Seifert* in seiner informierten und vorbildlich aufgebauten Einleitung aufzeigt. Er skizziert zunächst das Forschungsfeld der transformierten Arbeitswelt im späten Kapitalismus und macht dabei deutlich, welche Rolle Gefühle auf dem postfordistischen Arbeitsmarkt spielen. In der subjektivierten Arbeit, z. B. beim Arbeitskraftunternehmer, sind affektive Qualitäten von konstitutiver Bedeutung. Als Meilensteine diesbezüglicher Forschung führt Seifert die Studien von Arlie Russel Hochschild und von Eva Illouz aus. Hochschild untersucht in „*The Managed Heart*“ (1983) den strategischen Einsatz von Gefühlsbekundungen in Serviceberufen (z. B. bei Flugbegleiterinnen). Gefühle werden aktiv als Zusammenspiel neurologischer Abläufe und soziokulturell gesteuerter Akte erzeugt. Damit sind Gefühlssignale keine steuerbare Inszenierung, sondern Teil des emotionalen Selbstverständnisses der Akteur/innen. Gefühlsmanagement wird mit Hochschilds Konzepten von *emotion work*

(Gefühlsarbeit), d. h. der Fähigkeiten, Gefühle subjektiv modellieren zu können, und *feeling rules* (Gefühlsnormen), also die sozialen Voraussetzungen und Erwartungen für die Gefühlsregulation, analytisch fassbar.

*Gertraud Koch* schließt in ihrem programmatischen Beitrag direkt an diese Konzepte an und macht sie für die Kulturanalyse allgemein fruchtbar. Wenn Individuen Gefühle als Mittel der sozialen Ratifizierung am Arbeitsplatz erlernen, werden diese zum emotionalen Kapital und vermarktbar. Das Konzept der *feeling rules* dient als Bindeglied zwischen individueller Emotionspraxis und sozialer Struktur und bietet damit einen Zugang zu der zentralen kulturanalytischen Frage, wie der Dualismus von Praxis und Struktur überwunden werden kann. Interessant wird es vor allem dort, wo Marktlogiken nicht greifen, sondern ein anderes Kalkül den Gefühleinsatz reguliert. So wird in Berufen der Rechtsprechung, Medizin und Bildung Emotionsarbeit geleistet, um ethisch-moralische Ziele aufrecht zu erhalten, und nicht, um Klientel und Kundschaft zufrieden zu stellen.

Die zweite grundlegende Studie, mit der *Seifert* einleitet, stammt von der Soziologin Eva Illouz. Sie historisiert den Umgang mit Gefühlen und setzt die Entstehung von Romantik in Beziehung zur Entwicklung des Kapitalismus (1997, 2007). Liebesbeziehungen werden ökonomisiert, die Vorstellung einer romantischen Beziehung wird kommodifiziert (Geschenke, Kino- und Restaurantbesuche gelten als Ausweis eines gelungenen romantischen Abends). Am Arbeitsplatz werden eine angenehme Atmosphäre und gute zwischenmenschliche Beziehungen wichtig, welche in den Bereich von weiblichen Arbeitskräften fallen. Zu diesem emotionalen Stil der Arbeit gehören im Spätkapitalismus gute kommunikative Fähigkeiten, die Kompetenz zur Kooperation und zur Empathie sowie die Konstitution eines reflexiven Selbst. Die Gefährdung dieses reflexiven Selbst stellt *Heiner Keupp* in den Mittelpunkt seines Beitrags: Depression, Burnout und andere psychische Krankheiten sind im globalisierten Kapitalismus weit verbreitet. Den Zumutungen und Zurichtungen von Subjektivierung und Entgrenzung kann seiner Meinung nach nur durch eine Kultur des Scheiterns entgegengewirkt werden. Durch einen offenen Umgang mit Fehlern ließen sich sowohl Hilfestellungen im Umgang mit Identitätskrisen implementieren als auch Arbeitsbedingungen konkret verbessern.

Die Kategorien der Entgrenzung und Subjektivierung überschreiben die folgenden Beiträge: *Martina Röthl* untersucht Privatvermieterinnen in Tirol und beschreibt, wie diese mit Emotionen wirtschaften

(z. B. liebevolle Dekoration semi-öffentlicher Räume wie der Küche). Die Vermieterinnen arbeiten zuhause und mit dem Subjektangebot der fürsorglichen Frau und Versorgerin. Der Fürsorgeauftrag ist ein strategischer, muss aber „echt“ wirken, um den Erwartungen der Gäste und auch den Anforderungen der Frauen an sich selbst zu genügen. Das Dilemma der Gefühlsarbeit wird hier deutlich: Alltägliche Anstrengung, Verzicht auf Privatsphäre und Rationalisierung bleiben unter der Oberfläche, die freundliche Vermieterin verschleiert ihr ökonomisches Kalkül nicht nur vor den Gästen, sondern auch vor sich selbst. Solche Verschleierungstaktiken (Pierre Bourdieu) stehen auch im Mittelpunkt der Beiträge von *Lydia-Maria Ouart* und *Astrid Baerwolf*. In der von *Ouart* untersuchten Altenpflege sind Ökonomisierungs- und Kommodifizierungsprozesse von Pflegetätigkeiten deutlich spürbar. Verträge dienen den Pflegenden und den Gepflegten dazu, Distanz zu wahren und Grenzen zu ziehen. Auch hier wird die Frage nach der Authentizität der ökonomisierten Fürsorge gestellt: Kann gekaufte Pflege gute Pflege sein? Im Sinne einer ausgeglichenen Reziprozität kann sie das nach *Ouart* durchaus, denn sie hebt Fragen von Macht, Barmherzigkeit und Angewiesensein aus, zumindest für diejenigen, die über die ökonomischen Mittel verfügen, um am Tauschsystem teilzuhaben. Analog könnte man bei *Baerwolfs* Beitrag fragen: Kann eine professionell agierende Mutter eine gute Mutter sein? *Baerwolfs* Untersuchungsfeld ist die neue Care-Ökonomie in Ostdeutschland vor dem Hintergrund der strukturellen Transformation von Mutterschaft und Kinderbetreuung seit 1989. Die einstmals pragmatischen DDR-Mütter sind heute professionalisierte und mit neuen Standards an Elternwissen ausgestattete Mütter. Zugleich ziehen sich Mütter heute aus dem Arbeitsmarkt zurück bzw. suchen sich mütterliche Nischen in der neuen Care-Ökonomie. Dadurch erfährt die Vorstellung von Mütterlichkeit eine Entgrenzung ins Ökonomische, während zugleich weibliche Professionalität privatisiert wird. *Hannes Krämer* fragt nach der Rolle sinnlich-affektiver Arbeitsweisen in der Werbebranche. Brainstorming als Kreativform suggeriert Eingebundenheit und Zugewandtheit („voll dabei“, S. 125) im Produktionsprozess. Ideen und Entwürfe werden emotional verteidigt, Ablehnungen rufen Enttäuschung und persönliche Kränkung hervor. Die Anrufung des Affektiven bewirkt dabei einen Subjektivierungsprozess, der über Emotionsmanagement geführt wird. *Anke Bahl* untersucht *feeling rules* im Versicherungswesen und besonders als Strategie der Nachwuchssicherung in einer Branche mit schlechtem Ruf. Dem abstrakten Produkt einer Versicherung und ihrem angstbe-

setzten Anlassfall soll Gefühlsarbeit Sicherheit und Geborgenheit entgensetzen, indem sie im Ernstfall „sicht- und spürbar“ (S. 118) wird.

Einen Beitrag zur Körperlichkeit der Affekte liefern *Neele Behler*, *Margaux Erdmann*, *Peter F.N. Hörz* und *Markus Richter* am Beispiel einer täglich betriebenen Dampfeisenbahn im Schmalspurformat: Die dort, wo es „dreckig“, „laut“ und „einfach toll“ (S. 182) ist, Beschäftigten fühlen nicht nur Nostalgie, sondern auch eine männlich-körperliche Bindung an die Maschine. Dass die Fahrt mit der Dampfeisenbahn mittlerweile zur Erlebnisökonomie umfunktioniert wurde, schmälert die Liebe zu „Muddi“, so der Spitzname der Bahn, nicht. So liefert die Gefühlsarbeit eine Möglichkeit, mit gesellschaftlichem Wandel umzugehen, wie auch die Beiträge von *Anja Decker* und *Lukas Nieradzik* zeigen. *Decker* untersucht eine tschechische Gemeinde, in der nach 1989 Transformationsprozesse den Arbeitsmarkt fast gänzlich zerstörten. Hervorgegangen aus der Krise sind zwei Frauen, die Lebensmittel und Milchprodukte selbstständig verkaufen und als Kleinstunternehmerinnen weniger ökonomisch als immateriell und emotional reüssierten. Ihre Zufriedenheit und ihr mentales Arrangement mit den veränderten Lebensbedingungen ist für die Gemeinde eine lokal höchst wirksame Ressource. *Nieradzik* belegt am Beispiel von Wiener Schlachthöfen im 19. Jahrhundert, dass Rationalisierung, Technisierung und Arbeitsteilung des Schlachtens den Umgang mit Grausamkeit verschiebt: Das Schlachten verschwand zusehend aus dem öffentlichen Raum, neue Techniken entkoppelten Betäuben und Töten.

Persönliche Veränderungen stehen bei der Untersuchung von Beschäftigten und ihrem affektiven Umgang mit einer Unternehmensfusion bei *Julia Setter* im Vordergrund. Die hohe emotionale Identifikation mit dem Mutterkonzern, mit dessen Traditionen und geschichtsreichem symbolischem Kapital wird angesichts des Konzernwechsels deutlich. Nach *Nancy Konvalinkas* Beitrag zeitigt die strukturelle Transformation der spanischen Gesellschaft angesichts eines engen Arbeitsmarktes und Austeritätspolitik konkrete lebensweltliche Auswirkungen in der Familienplanung einer ganzen Generation. Trotz einer traditionell familienorientierten Sozialstruktur verschiebt sich der „richtige Zeitpunkt“ für die Familiengründung stark nach hinten und bedeutet ein Dilemma zwischen ökonomischen Voraussetzungen, kulturellen Konstruktionen und biologischen Bedingungen. Emotionale Strategien im Umgang mit Perspektivlosigkeit und ökonomischer Marginalisierung untersuchen auch *Gilles Reckinger* und *Diana Reinert* bei österreichischen Jugendlichen ohne Schulabschluss bzw. mit abgebrochener Ausbildung. Auffällig sind

hier die „mittelständische Erinnerung“ (S. 238) und die emotional besetzten Formen der Bindung an einen familiären Habitus, die den Jugendlichen zur biografischen Sinnkonstruktion dienen. Andere Optionen sind Selbstaktivierung, Widerstand gegen nicht eingelöste Integrationsversprechen und letztlich die Verinnerlichung von Prekarität. *Reckinger* und *Reiners* weisen besonders auf das Paradoxon hin, dass gerade die Selbstmobilisierung, die ja im gesellschaftlichen Diskurs den Weg aus der Prekarität bedeuten soll, eigentlich besagt, dass sich Akteur/innen unterwerfen und diejenigen Bedingungen akzeptieren, die sich gegen sie richten.

Wie Bedingungen von Arbeitsmarkt und Ökonomisierung auch außerhalb von konkreten (Nicht-)Beschäftigungsverhältnissen wirken und Freizeit strukturieren, zeigen *Enrico Sperfeld* und *Ute Holfelder*. Die politische Philosophie von Józef Tischner, die im Umfeld der Solidarność-Bewegung gezeigt hat, wie aus der Krise der sozialistischen Planwirtschaft ein oppositionelles politisches Programm entstehen konnte, stellt *Sperfeld* als sinnstiftende Ethik vor. So ist beispielsweise der Streik weniger Ruf nach mehr Lohn als die Forderung danach, den grundlegenden Sinn von Arbeit wiederherzustellen. Tischners Thesen lassen sich in der Europäischen Ethnologie wie auch in anderen Disziplinen vielversprechend mit der Aktualisierung eines Konzeptes von moralischer Ökonomie zusammendenken. *Ute Holfelder* untersucht die jugendliche Freizeitpraktik des Handyfilms und die Verbreitung der Filme mit dem Ziel der Selbstdarstellung und Vergemeinschaftung. Das Filmen geschieht während der Arbeits- und der Freizeit; während der Arbeitszeit ist es zwar oft verboten, erfolgt aber trotzdem und ist manchmal sogar erwünscht (z. B. wenn das Anrichten eines Büffets von einem Koch stolz gefilmt und gepostet wird). Das Herstellen der Filme ist eine Art immaterieller Arbeit, bei der Entgrenzungs- und Selbstermächtigungsprozesse gleichzeitig auf das Subjekt wirken.

Diese Gleichzeitigkeit wird in den Aufsätzen immer wieder treffend und stichhaltig formuliert. *Emotion work* und *feeling rules* liefern hierfür sinnvolle analytische Kategorien, die sowohl die Arbeits- als auch die Gefühlsforschung bereichern. Der zuweilen einseitigen Erforschung von normativen Subjektformationen setzt der Band damit eine Reihe innovativer empirischer Fallstudien entgegen, die mit einem aufmerksamen Blick auf Subjektivierungsweisen und deren vielfältige Wirkungen auf das Subjekt überzeugen.

*Silke Meyer*

**Dieter Kramer: Konsumwelten des Alltags  
und die Krise der Wachstumsgesellschaft.**

Marburg: Jonas Verlag 2016, 174 Seiten.

---

Menschen sind bereit, im alltäglichen Miteinander Einschränkungen hinzunehmen. Wenn man diese These bei Dieter Kramer liest, fällt es einem auf Grund des weltpolitischen Geschehens erst einmal schwer, sie zu glauben. Doch Kramer zeigt mit Forschungsergebnissen aus der Europäischen Ethnologie und den Kulturwissenschaften einerseits, wie Konsum unseren Alltag bestimmt, und andererseits, dass wir nicht ausschließlich bestimmten Konsummustern folgen. So ist auch Suffizienz – „selbstgewählte Begrenzung“ (S. 95) – immer wieder ein Motiv, von dem wir uns leiten lassen, und somit konsumieren wir auch jenseits von Nutzenmaximierung. Das impliziert auch eine Kritik an Rational-Choice-Modellen, die die Eigeninteressen der Menschen in den Vordergrund stellen. Kramers kulturwissenschaftlicher Blick auf Konsum und Alltag positioniert prominent die Fragen: Wie wollen wir leben und wie lassen sich im Alltagsleben Anknüpfungsmöglichkeiten für Nachhaltigkeit und einen sozialökologischen Wandel finden?

Ausgangspunkt des Buches ist die Krise der Wachstumsgesellschaft inklusive ihrer Bedeutung für den Konsum im Alltag – wobei deutlich gemacht wird, dass es sich um eine „Vielfachkrise“ (S.85) handelt – Klimakrise, Flüchtlingskrise, Finanzkrise –, deren verschiedene Aspekte auch unterschiedliche Bedeutung für die Menschen haben. Während etwa die Finanzkrise auf viele Menschen einwirkt, erreicht die ökologische so manchen Alltag kaum, da dieser Alltag oft von jeweils eigenen Problemen dominiert wird: „Die Brücken von da hin zu den Krisen zu schlagen, ist nicht leicht, aber darum geht es in dem ganzen Buch“. (S. 27) Bemerkenswert, auf den ersten Blick seltsam anmutend, aber letztlich doch schlüssig ist der durchgehende und bewusste Verzicht auf die Begriffe „Modernisierung“ und „Fortschritt“ (S. 17). Denn diese sind vorbelastete und wertende Begriffe, die in idealtypischer Konstruktion die westlichen Industriegesellschaften ins Zentrum stellen. Freilich gelingt es nicht immer, diesen Eurozentrismus ganz aufzulösen, schließlich, so Kramers Argumentation, spielen sich in der „westlichen Welt“ die wichtigsten Prozesse der globalen Menschheit ab. So werden nur in wenigen Passagen Staaten wie China und Indien in die Verantwortung geholt: „Je eher in Europa und USA (und China und Indien) vorbildliche Formen

der sozialökologischen Transformation entwickelt werden, desto mehr Chancen für die Lebenswelt gibt es.“ (S. 147)

Dieter Kramer analysiert seine Thematik anhand zahlreicher global verorteter historischer und gegenwärtiger Beispiele, mit denen er die krisenbestimmten kulturellen Dimensionen des Alltags, die Entwicklung der Marktgesellschaft und die vielschichtigen globalen Dimensionen des Konsums behandelt, wobei Fragen des Wachstums und der Lebensqualität in den Fokus gerückt werden und stets ein Bezug zur Nachhaltigkeit hergestellt wird. Als Leser/in ist man so mit einer Fülle von Informationen konfrontiert, was zuweilen auf Kosten der inhaltlichen Tiefe geht: An manchen Stellen wäre es wünschenswerter gewesen, Einiges ausführlicher zu behandeln. Trotzdem sind die gewählten Veranschaulichungen vielschichtig und stellen ein breites Bild von Suffizienz im Alltag dar – und das sogar manchmal mit absurden Beispielen, etwa aus dem militärischen Sektor, wo derzeit über „umweltfreundlichen Sprengstoff“ geforscht wird (S. 50). Kramer macht durch seine kulturwissenschaftliche Analyse deutlich, dass die „Wachstumsgesellschaft“ keiner Naturgesetzlichkeit folgt, sondern dass „es Entscheidungsspielräume, Pfadabhängigkeiten [gibt]“ (S. 29). Die historischen Beispiele verdeutlichen, dass es in der Menschheitsgeschichte immer wieder Phasen gab, in denen Pfade und Wege jenseits des Wachstums eingeschlagen worden sind – was als Indiz dafür gesehen wird, dass ein relativ stabiles gemeinschaftliches Zusammenleben nicht unbedingt Wachstum bedeuten muss. Als Beispiel wird dafür immer wieder die Tokuwaga-Zeit in Japan zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert herangezogen, in der bewusst auf wirtschaftliches Wachstum verzichtet wurde.

Wenn sich Kramer der Frage stellt, wie wir global Wachstum überwinden können, sieht er Chancen dazu in neuen Innovationen wie Big Data oder dem Internet der Dinge oder in neuen Konsumgewohnheiten (Stichworte: Öko-Design, Re-Enactement, kollaborative Ideen wie Commons und Vegetarismus bzw. Veganismus). Doch damit allein können künftige Anforderungen nicht gemeistert werden, „deshalb muss es auch Suffizienz geben – selbstgewählte Begrenzung“ (S. 95). Hier geht Kramer von den Individuen aus, die über ihre nachhaltigen Praktiken Druck auf höhere Ebenen, sprich öffentliche Institutionen ausüben können, um so zu versuchen, diese „Suffizienz als gesellschaftliche Strategie anzustreben“ (ebd.). Kramer spricht sich aber gegen asketische und Verzichtspraktiken aus, die die Lebensqualität der Menschen verschlechtern, denn er fasst Lebensqualität neben Zukunftsorientierung und Suffizienz

als einen jener drei Dimensionen auf, in denen die Chancen zu „molekularen Veränderungen“ liegen. Dabei spricht er dem Staat die zentrale Rolle zu, ein „Regierungsmodell für den Wohlstand“ (S. 154) zu ermöglichen, das Wachstumsgrenzen ebenso setzt wie es neue Definitionen von „Wohlstand, Lebensqualität und Entwicklung berücksichtigt“ und so die nötigen Instrumente zur „Selbstverpflichtung“ entwickelt (ebd.), die nicht durch Zwang, sondern durch Vorbildfunktion Veränderungen herbeiführen. Ebenso setzt Kramer auf das „sanfte Gesetz“ (S. 155) – kleine Ereignisse, die auf Veränderungen in der Mikro- und Makroebene hinauslaufen und die im Wechselspiel sich nicht nur gegenseitig beeinflussen, sondern auch verstärken.

Das Buch ist eine konsumkritische Auseinandersetzung jenseits ökonomischer, moralischer und philosophischer Standpunkte, aber mit dem Appell, eine neue Werte- und Sozialkultur zu verankern, die tief in den Alltag hineinreicht und diesen nachhaltig verändert. Denn erst wenn die Lebensqualität nicht nur auf materiellen Konsum gerichtet ist, werden laut Kramer Chancen für globale Nachhaltigkeit und alternative Lebensformen jenseits des Wachstums möglich. „Konsumwelten des Alltags und die Krise der Wachstumsgesellschaft“ ist so ein wertvoller Beitrag zur Konsumkritik – allerdings nicht immer zur Systemkritik, und manchmal entsteht der Eindruck, dass im grünen Kapitalismus der richtige Konsum alles richtet. In Konsequenz wird dann auch zu wenig auf die Frage eingegangen, wer die Entscheidungen trifft und wer nicht. Die Stärke des Buchs liegt eben vor allem darin, einen Beitrag zur Konsumkritik zu leisten, und zwar durchaus aus kulturwissenschaftlicher und ethnologischer Perspektive, denn: „Zukunft ist ein kulturelles Programm“ (S. 15). Dieter Kramer macht Spielräume und Handlungsmöglichkeiten der Subjekte sichtbar und zeigt auf, dass Menschen nicht nur habgierige, auf ihren Eigennutz gerichtete Lebewesen sind. Damit bietet er eine fundierte Kritik an dem dominierenden Menschen-Bild des *homo oeconomicus* – und das Plädoyer, dass Menschen auch nein sagen können.

*Maurice Kumar*

Dieter Kramer: Fremde gehören immer dazu.  
Fremde, Flüchtlinge, Migranten im Alltag von Gestern und Heute.  
Marburg: Jonas Verlag 2016, 201 Seiten.

---

Seit den 2000er Jahren sprach die Europäische Kommission im Zusammenhang mit Migrationsbewegungen verschiedenster Art immer wieder von Krisenzuständen. Und spätestens im Jahr 2015 wurde der Begriff „Flüchtlingskrise“ zum vielzitierten Schlagwort, das die deutschsprachige Medienberichterstattung zu dominieren begann. Der mit dem Begriff der Krise auf den Punkt gebrachte und immer wieder aufgerufene Problemdiskurs bestimmt seither sowohl die öffentliche als auch die politische Diskussion über Migration innerhalb der Europäischen Union und an deren durch Stacheldraht, Zäune und Mauern verstärkt befestigten Außengrenzen.

Gegen diesen europäischen Problemdiskurs schreibt Dieter Kramer in „Fremde gehören immer dazu“ an. Indem er versucht, zwischenmenschliche Fremdheitserfahrungen und damit einhergehende kulturelle, soziale und politische Möglichkeiten und Konflikte zu historisieren, untergräbt Kramer den Aktualitäts- und Singularitätsanspruch der gegenwärtigen Debatte. Und damit leistet er zweierlei: Erstens entschleunigt Kramer den Diskurs, der in seiner Problemrhetorik maßgeblich von der Schnellebigkeit der Bilder und der Halbwertszeit der Schlagzeilen getragen wird. Und zweitens versucht er in der Zusammenschau von gegenwärtiger und historischer Praxis Fremdheitserfahrung als vielfältig erlebbares Phänomen des menschlichen Daseins zu erklären.

Kramers jüngster Titel umfasst sieben Kapitel, ergänzt durch ein „Vorspiel“ und einen voranstehenden „Exkurs“ des Autors. In diesem unterscheidet er seine „kulturwissenschaftlichen“ von „sozialwissenschaftlichen Überlegungen“ (S. 18) und macht deutlich, dass im Folgenden insbesondere durch historische lebensweltliche Beispiele aus dem Alltag „konkreter Menschen“ (S. 20) exemplarisch das Mögliche menschlicher Erfahrung – menschlicher Fremdheitserfahrung – aufgezeigt werden soll. Sein exemplifizierendes Vorhaben verfolgt Kramer dann auch konsequent, so sind die folgenden Kapitel stark gegliedert und wirken mit ihren mitunter zwölf Unterkapiteln stellenweise ausgefranst und in sich nur lose aneinander gebunden, jedenfalls aber reich an Material. Ihnen allen geht jeweils eine kurze Einleitung voraus, die Intention und Inhalt im einzelnen wiedergibt und so etwas Orientierung im Dickicht der Beispiele bietet.

Insgesamt erscheint der Text wie eine Zusammenstellung verschiedener Gedanken und Schriften aus dem Œuvre des seit mehr als vier Jahrzehnten tätigen Wissenschaftlers. Dementsprechend präsentiert er sich als schlaglichtartige Zusammenschau einer Vielfalt von Einzeldarstellungen. Damit bespielt Kramer zwar eine weite Bandbreite, zugleich fällt es aber immer wieder schwer, einen deutlichen und sinnhaften Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten herzustellen. So streift Kramers Blick im ersten Kapitel mit „Danzig um 1770 als Beispiel für den multikulturellen Alltag der Vergangenheit“ (S. 24) historische Praktiken des als „selbstverständlich“ verstandenen „Umgangs mit Fremden“ (S. 23). Unterdessen schielt er im selben Abschnitt aber auch auf die „viele Tausend Jahre alte Gletscherleiche Ötzi“ als Symbolfigur der „eindrucksvollen Wanderungen in Vor- und Frühgeschichte“ (S. 28), um dann wiederum anhand von „Symbolwelten“ und „sagenhaften Parallelwelten“ (S. 23) mit „ganz Fremden unter uns“ (S. 34) auf alltäglichen „Umgang mit Fremden in der Vergangenheit“ zu verweisen (S. 35). Daran anschließend überlässt auch das zweite Kapitel den Leser\_innen eine Fülle an nebeneinander stehenden Beispielen, die, als „Fremde in der europäischen Ständegesellschaft“ überschrieben, eine vage historische und geographische Verortung finden, in ihren Ausführungen aber wenig Präzisierung erfahren. Neben der Erwähnung von „Pilgern“, „Scholaren“, „Handwerksburschen“ und „Schwabenskindern“ finden sich Darstellungen zu „Wandermusikanten“, „Bänkelsängern“ und „Bettlern“ wie auch ein Abschnitt über Goethes „Jahrmaktfest zu Plundersweilern“ (S. 6) als „Beispiele für das Nebeneinander einer geordneten Vielfalt von Menschen verschiedener kultureller und religiöser Prägung“ (S. 55). Das dritte Kapitel versucht in seiner Kürze (S. 85–98) auf „Integration, Inklusion und Exklusion“ (S. 85) sogenannter Minderheiten einzugehen – provokant kategorisiert mit den Überschriften „Es geht nicht ohne Juden“ (S. 86), „Es geht auch nicht ohne Zigeuner“ (S. 91), „Muslime können integriert werden“ (S. 94) und „Hexen als ausgegrenzte Fremde?“ (S. 97). Neben der Wortwahl in diesem Abschnitt irritieren Feststellungen wie „Die Juden sind eigentlich keine Fremden, denn sie sind ja meist schon sehr lange in den entsprechenden Umfeldern heimisch“ (S. 86). Sprachliche Umsicht, Sorgfalt und Sensibilität vermisst die Rezensentin an vielen Stellen, so mutet auch die durchgängige Ignoranz oder Ablehnung gendersensibler Begrifflichkeiten in einer Veröffentlichung aus dem Jahr 2016 im besten Fall antiquiert an.

Es folgen in den Kapiteln vier bis sieben weitere historische wie gegenwärtige Einzelfalldarstellungen. Sie allesamt scheinen mit belese-

ner, sammelnder, aber wenig analysierender Geste zusammengetragen worden zu sein – einem Streifzug durch die europäische, oft deutsche Geschichte gleich, der aber eine eingehende Analyse an vielen Stellen vermissen lässt. So spannen sich der zeitliche Horizont des vierten Abschnitts vom beginnenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart und die thematische Breite des mit „Exotik, Bildung, Neugier“ (S. 99) überschriebenen Bogens entsprechend weit. Angeführt werden: prägende Bilder und Wissensbestände über „Fremde“ in der Schulbildung zu sich konstituierender europäischer Nationalstaaten (S. 100); „Völkerschauen“ im Wiener Tiergarten (S. 105); literarische Werke; internationale Solidaritätsbewegungen; und „Tourismus“ als eine „spezielle Form der Begegnung mit Fremden“ (S. 118). Theoretisch etwas angereichert präsentiert sich Kapitel fünf, in dem Kramer die Forderung nach „Neugier statt Arroganz und Abschottung“ an den Anfang stellt (S. 121) und eine begrifflich differenzierende Auseinandersetzung mit Toleranz bietet, die einen zweiten Exkurs einleitet: die auszugweise wiedergegebene „Stellungnahme der Ethnologen des Museums der Weltkulturen in Frankfurt am Main von 1999“ mit dem Titel „Kriege sind nicht ethnisch“ (S. 135). Namentlich handelt es sich beim Autor dieser Stellungnahme, die im Jahr 2000 und noch einmal 2003 veröffentlicht wurde, um Dieter Kramer selbst, der bis 2005 Oberkustos im Museum für Völkerkunde (heute Museum der Weltkulturen) in Frankfurt a. M. war. Kramers Autorschaft wie auch der Literaturbeleg bleiben an dieser Stelle aber unerwähnt. Appellierenden Charakter haben die darauf folgenden Vorschläge für die praktische Umsetzung von „Formen des Umgangs“, um „argumentationsresistente Milieus“ aufzubrechen (S. 121). Unter anderem fordert Kramer dazu auf, Prozesse des gesellschaftlichen Ausschlusses und deren Triebkräfte zu erforschen, miteinander ins Gespräch zu kommen und „Wandel durch Annäherung“ zu initiieren (S. 141). Erstaunlich spät stellt der Autor im sechsten Kapitel „Migration im Weltzusammenhang“ (S. 150) dar, dass seine Betonung dabei auf der historischen Varianz, aber auch der überindividuellen Konstanz menschlicher Wanderbewegungen unterschiedlicher Art liegt. Auf wenigen Seiten (S. 171–184) verweist Kramer dann im letzten Kapitel sieben auf „aktuelle Handlungsmöglichkeiten“ (S. 171). Mit schnellen aber informativen Strichen skizziert er unter Verweis auf das von Gilles Reckinger beschriebene Beispiel des zivilen Zusammenlebens von Flüchtenden und Ansässigen auf der Mittelmeerinsel Lampedusa die prägendsten Merkmale von „bürokratischer formeller“ und „ungeregelter informeller Integration“ (S. 172). Gerade in

der zweiten genannten Form sieht Kramer Potential, auch „große Gruppen, die über das Mittelmeer oder sonst woher kommen“, in Europa aufzunehmen (S. 173). Außerdem plädiert er für ein „weltweites System des Staatenfinanzausgleichs“ als planvolles und sinnvolles Instrument, um „Armut und Elend zu mindern“ und das „Problem der weltweiten Migrationsströme [zu] entschärfen“ (S. 182). Zuletzt nimmt Kramer in einem Nachtrag zur innenpolitischen Situation in Deutschland im Frühjahr 2016 Stellung und zeigt damit noch einmal an, was dieses Buch vor allem auch ist: ein Projekt, das Seite um Seite das gesellschaftspolitische Anliegen des Autors transportiert. Denn wenn eines trotz sprachlicher Mängel deutlich wird, dann, dass Dieter Kramer Position bezieht: gegen Rassismus und Ausgrenzung, für Toleranz und ein gewaltarmes Miteinander.

*Nadja Neuner*

Jan Carstensen, Heinrich Stiewe (Hg.): Orte der Erleichterung.

Zur Geschichte von Abort und Wasserklosett

(= Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold 38).

Petersberg: Michael Imhof Verlag 2016, 126 Seiten, Abb.

---

Der gut aufbereitete, großzügig bebilderte und leicht lesbare Begleitband zur Sonderausstellung „Scheiße sagt man nicht!“ des LWL-Freilichtmuseums Detmold widmet sich aus der Perspektive verschiedener Disziplinen den historischen Entwicklungen von öffentlichen und privaten Toiletten, diesbezüglichen Hygienevorstellungen und -maßnahmen und den landschaftlich-landwirtschaftlichen Prägungen und Modifikationen des veränderten Umgangs mit Fäkalien.

Wenngleich sich die inhaltliche Anordnung der zehn Beiträge nicht ganz erschließt, so werden die einzelnen sehr ausführlichen und informativen Texte dem Anspruch einer umfassenden Betrachtung der Themen gerecht. Die durchwegs gut gewählten und präzisen Unterüberschriften geben den Lesenden zudem gleich zu Beginn einen Überblick über die jeweils behandelten Aspekte. Die Artikel sind gut in den Kontext des Ausstellungsthemas eingebunden, sind fundiert und ausreichend belegt, sowie trotz ihres wissenschaftlichen Anspruchs und den jeweils unterschiedlichen disziplinären Zugängen ansprechend und spannend zu lesen.

Zum Großteil arbeiten die Autor\_innen in ihren Studien mit den Objekten der Ausstellung, des Museums und aus der regionalen Umgebung. Somit liegt der Schwerpunkt auf der Darstellung regionaler Entwicklungen von Abortanlagen, diesbezüglicher baulicher Vorschriften und Veränderungen an Häusern, Toilettenvorrichtungen im Inneren der Häuser wie Nachttöpfen oder Leibstühlen sowie Wasserzufuhr und Kanalisation. Eine Erweiterung des Blicks bietet eine Abhandlung zu den weltweit verschiedenen Toiletten und Hygienestandards. Die weiteren Beiträge widmen sich der Konzeption und der Durchführung des Ausstellungsprojektes, den historischen Abortanlagen in Westfalen mit besonderem Blick auf die Ausstellungsstücke im Museum, einer Betrachtung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Abortanlagen, der historischen Entwicklung von Scham und Intimität sowie den Anstandsregeln in Bezug auf die Toilette und schließlich der Fäkalienentsorgung und Hygiene ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Anzumerken ist hier noch, dass in den oben genannten Artikeln wiederholt ein Abriss über die Entwicklung des Aborts bis zur heutigen Spültoilette gebracht wird, was beim Lesen vor allem gegen Ende des Buches etwas redundant erscheint.

Zwei Beiträge zum Umgang mit Inkontinenz und zu Graffiti an öffentlichen Toiletten heben sich nicht nur durch die Rotfärbung der Seiten von den anderen ab: Sie sind textlich kurz gehalten und verwenden Fotografien zu den jeweiligen Gegenständen für die Argumentation, welcher jedoch insbesondere im ersten Artikel schwer zu folgen ist. Diese Beiträge geben den Leser\_innen einen teilweise voyeuristisch anmutenden Einblick in ihre Themen und überlassen der Leser\_innenschaft eine weitere Deutung des Bildmaterials.

Ziel des Buches ist es laut Editorial, die Regionalgeschichte mit den jeweiligen Besonderheiten aufgrund der im Museum vorhandenen Gebäude und Objekte zum Sujet Toilette mit Blick auf Landschaftsökologie, Hygiene und Toilettenkultur aufzuarbeiten – und dies ist überaus gelungen. Es ist ein lehrreicher Band mit viel Anschauungsmaterial entstanden, der die Lust am Besuch und am Entdecken der historischen Besonderheiten des Museums und der Umgebung weckt. Dennoch: Die Ausstellung wirbt mit dem Titel „Scheiße sagt man nicht!“ und weist dadurch explizit auf die aktuelle Tabuisierung in Bezug auf Fäkalien (hier im sprachlichen Bereich) hin, was im Editorial besonders hervorgehoben wird: „[D]ie öffentliche Resonanz schon im Vorfeld der Ausstellung zeigt, dass es richtig war, diese neuartigen Ausdrucksformen den wissenschaftlich recherchierten Inhalten gegenüberzustellen.“ (S. 9). Doch die

kontemporären Relationen zwischen Scham, Ekel und dem Umgang mit öffentlichen Sanitäreinrichtungen und Fäkalien kommen hier nur marginal zur Sprache.

Die historischen Abhandlungen weisen zwar mehrfach auf die Unbedarftheit im Umgang mit dem Besuch der Toilette in den vergangenen Jahrhunderten hin und wenden sich der kulturellen Herausbildung von Scham zu (beispielsweise in den Beiträgen zu Scham und Intimität und zu den Anstandsregeln), doch bleiben es insgesamt doch geschichtliche Betrachtungen mit wenig Gegenwartsperspektive. Demgegenüber gelingt es *Janina Raub* mit ihrem in journalistischem Stil geschriebenen, aber dennoch sehr sachlich gehaltenen Beitrag zu Toiletten in weltweiter Perspektive einen aktuellen und lockeren Konnex zur vielfach noch problematischen Situation der Frischwasserversorgung und Abwassersysteme in vielen Teilen der Welt zu schaffen. Die Analyse bietet trotz des ernststen Gegenstands einen humoristischen Einblick in kulturelle Eigenheiten und aktuelle Trends und Entwicklungen der modernen Toilette.

Auch orts- und fachfremden Leser\_innen ermöglicht *Heinrich Stiewe* in seiner gut aufgebauten Abhandlung zu den historischen Abortanlagen der Region durch anschauliche Erläuterungen einen sehr guten Einblick in bauliche und hygienische Änderungen seit dem Mittelalter. Explizit weist er auf die Unterschiede zwischen adeligen, bürgerlich-städtischen und ländlich-ruralen Entwicklungssträngen und Bauweisen hin und berücksichtigt auch Wirts- und Pfarrhäuser sowie Schulen. Dabei belegt er seine Ausführungen stringent mit Bild- und Textdokumenten – verschiedene Verordnungen und Diskussionen um bauliche Aspekte, den Abtransport und die Verwendung von Fäkalien komplettieren das Bild. Auch scheinbar widersprüchliche Befunde erklärt der Autor klar und schlüssig und bietet den Lesenden eindruckliche Impressionen zur Diversität der Baulichkeiten.

Ein weiterer, sehr lohnender Artikel in diesem Band ist der Beitrag von *Stefan Nies* zur Fäkalienentsorgung und Hygiene ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, der inhaltlich sehr gut an die oben genannte Studie anschließt. Durch detaillierte, aber keineswegs müßige Ausführungen mit zahlreichen Belegen in Wort und Schrift zeigt der Autor die sich gegenseitig bedingenden Entwicklungen in der Reinigung und Entleerung der Aborte, des Ausbaus der Wasserversorgung und der Kanalisation sowie der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse in den Bereichen der Hygiene und Bakteriologie. Gleichzeitig bindet er die damaligen Debatten um Sinnhaftigkeit und Gefahr der Nutzung von Fäkalien als

Dünger in der Landwirtschaft ein, was den Leser\_innen insgesamt ein anschauliches Bild über den Alltag und die kulturellen Diskurse der jeweiligen Zeit gibt.

Besonders hervorzuheben ist schließlich noch die Untersuchung von *Martina Padberg*, die sich mit der Verwendung der Toilette als stilistisches Mittel in der Kunst befasst. Der Blick reicht von der bildenden Kunst über Literatur bis hin zu Film und Musik, wobei es der Autorin sehr gut gelingt, die diversen Zugänge zueinander in Bezug zu setzen und eine Vorstellung von den Absichten der Künstler\_innen im jeweiligen zeitlich-kulturellen Kontext zu vermitteln. Die Lektüre ist kurzweilig, der Text ist durchgängig interessant und informativ. Die Autorin argumentiert schlüssig und interpretiert behutsam und überlegt, sodass die Leser\_innen den Gedankengängen folgen können, aber dennoch Raum für eigene Deutungen bleibt.

„Orte der Erleichterung“ ist insgesamt ein sehr gelungener und aufschlussreicher Lese- und Bildband mit vornehmlich historischen Themenschwerpunkten, der den Besuch der Ausstellung zum Thema nicht voraussetzt. Ein noch stärkerer Anschluss an gegenwärtige kulturelle Entwicklungen und Tendenzen hätte dem Band jedoch gut getan.

*Sabine Merler*

Rolf Lindner: Berlin, absolute Stadt.

Eine kleine Anthropologie der großen Stadt.

Kulturverlag Berlin: Kadmos 2016, 157 Seiten, Abb.

---

Rolf Lindners schmaler Band ist von einer Einleitung und einem kurzen Epilog eingefasst, zwischen denen sich der Autor in zwei etwa gleich langen Essays auf komplementäre Weise der Stadt Berlin zu Beginn des 20. Jahrhunderts als eine von explosivem Wachstum geprägte „Menschenwerkstatt“ sowie als „Hauptstadt der Populärmoderne“ widmet. Die Bezeichnung der absoluten Stadt übernimmt er Kulturhistoriker und Kunsttheoretiker Wilhelm Hausenstein, welcher damit Berlin als voraussetzungslose, durchwegs moderne Stadt beschrieb, wie Lindner in der Einleitung des Bandes ausführt. Hier soll es also nicht um eine Großstadt gehen, sondern um die universale Großstadt schlechthin. Zugleich stellt Lindner die Eigenheiten der deutschen Hauptstadt

heraus. Er unternimmt also den Versuch, Urbanitätsforschung, die sich im Sinne der Stadt als Labor der Moderne um eine Bestimmung von Urbanität als Idealtypus städtischen Lebens bemüht, mit einer Habitus-der-Stadt-Forschung zu verbinden, die nach Eigenheiten und Spezifika bestimmter Städte sucht, und diese beiden Ansätze gegenseitig fruchtbar zu machen. Lindner geht es in seiner „kleinen Anthropologie“ um das Zusammenspiel und die Wechselwirkungen von Stadt und Mensch, um die Verwicklungen von Stadt als Gebilde und den damit verbundenen Geisteshaltungen, die er in Berlin insbesondere in einer Schaulust, einer Schnäppchenmentalität und einer Orientierung an Sensationen und dem Spektakel erkennt.

Dazu beschreibt Lindner im ersten Teil des Bandes Berlin mit dem Begriff von Heinrich Mann als Menschenwerkstatt, welche den in der Stadt ankommenden Neuling formt und durch dessen Anpassung in einer „inneren Urbanisierung“ (Gottfried Korff) zum Stadtmenschen macht. Er spannt einen weiten Bogen großstadtspezifischer Alltagskultur im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts, von transitorischen und anonymen Orten wie dem Hotel, dem möblierten Zimmer des Angestellten sowie den neuartigen Verkehrsmitteln wie Bus, Straßenbahn und U-Bahn über die „Neues“ anpreisende Großstadtpresse, Figuren wie den Trickbetrüger und Verhaltensweisen, die sich an der „Fassade“ und Äußerlichkeiten orientieren, bis zu zeitgemäßen Wahrnehmungsweisen und einem Gefühlshaushalt, welche bei einer schnellen Auffassungsgabe zugleich von Abwehrmechanismen und Sachlichkeit geprägt sind. Lindner zeigt, inwiefern diese Phänomene Berlins eine gemeinsame Logik des Idealtypus Großstadt teilen: Bewegung und Beweglichkeit als prägende Prinzipien einer sich auch rhythmisch neu formierenden Moderne. Schnelles Tempo und rhythmischen Wechsel sieht Lindner gleichfalls in der zeitgenössischen Kunst und Unterhaltung am Werk, nicht zuletzt in den zunehmend populären Revuen und Varietés. Begleitet wurden diese aktuellen Erscheinungen städtischen Lebens von neuen Formen des Wissens: etwa die Psychotechnik als Variante der angewandten Psychologie oder die Physiognomie, die Lindner als typisch großstädtische Wissensproduktion des distanzierten Lesens, Decodierens und Typisierens versteht, aber ebenso die aufkommende Stadtsoziologie, deren Wissen über Rollen und Typen der Orientierung im großstädtischen Gefüge diene. Berlin war demnach nicht nur die absolute Stadt, sondern zugleich einer der Geburtsorte der Stadtforschung: Dem Beobachter als wissenschaftlicher Figur kam eine herausragende Rolle zu, war doch in ihm der distanzierte

Blick auf Äußerlichkeiten, die auf ein sozial bestimmtes Inneres verweisen, angelegt. Der Flaneur ist wohl der bekannteste Vertreter dieses Spürenlesens. Lindner folgt in seiner Diagnose der absoluten Stadt damit ganz den Theoretikern der ersten Urbanisierung, welche eine neu entstehende, großstädtische Mentalität beschrieben, die von Versachlichung und sozialer Distanz geprägt schien. Berlin dient Lindner einerseits als Beispiel, andererseits als Paradigma, an dem sich der moderne Mensch in absoluter Weise formt und geformt wird – Berliner zu sein heißt, sich jenseits der eigenen Herkunft eine neue Rolle anzueignen.

Im zweiten Teil des Bandes steht Berlin als Hauptstadt der Populärmoderne und Kulturindustrie im Zentrum. Dabei legt der Autor den Fokus auf Elektrizität und die elektrotechnische Großindustrie, welche Lindner, im Sinne seiner Theorie des Habitus der Stadt, als das Alltagsleben, insbesondere Körper und Freizeit prägende Ökonomie begreift. Das Alltagsleben in der „Elektropolis“ wurde neuen Rhythmen, einer neuen Zeitlichkeit und einer neuen Körperlichkeit unterworfen – etwa durch die Straßenbeleuchtung, welche der Stadt das Nachtleben eröffnete. Nicht zuletzt Design und künstlerische Avantgarde ließen sich von der Elektrizität in neuen Darstellungsmodi der Sachlichkeit und Nüchternheit inspirieren. In den für diese Zeit typischen Gewerbeausstellungen vereinten sich schließlich ökonomische Erneuerung und Unterhaltungsbestreben. Das Schaufenster – und dessen Gestaltung von Avantgardenkünstlern wie Friedrich Kiesler – wurde zum paradigmatischen Modus von Visualität und Schaulust auf der Bühne Stadt, welcher sich ebenso in der Schlagzeile, der Werbung und dem politischen Transparent niederschlug. Nicht zuletzt fing auch der Film diese städtische Erfahrung ein und setzte die Logik des Schaufensters fort. Mit der Textilindustrie, deren Konfektionsware als „Mode“ zum massenkulturellen Signum für die Suche nach dem Transitorischen und für die Liebe zum Neuen wurde, schließt Lindner an den ersten Teil des Bandes an.

Lindner vereint auf den ansehnlich bebilderten Seiten in einer im virtuosen, schnellen Wechsel selbst an eine Revue erinnernden, stellenweise auch redundanten Rundschau eine Vielzahl an Anekdoten und Geschichten aus unterschiedlichen Kontexten: Alltagsbegebenheiten, Texte aus Schul- und Kinderbüchern, Plakate ebenso wie zeitgenössische Beobachtungen und Analysen von Schriftstellern und Theoretikern wie Kurt Tucholsky, Erich Kästner, Georg Simmel, Walter Benjamin und vor allem Siegfried Kracauer bilden die Bezugspunkte seines kulturanalytisch-immersiven Vorgehens. Im kurzen Epilog unterstreicht Lindner

nochmals die Bedeutung der Elektrizität und Elektroindustrie als das die Stadt Berlin und ihre BewohnerInnen formende Charakteristikum.

Lindner reklamiert damit für Berlin einen städtischen Exzeptionalismus. Er verweist immer wieder auf andere Städte wie Chicago, New York, London, Paris und Wien, zieht Vergleiche und zeigt Gemeinsamkeiten auf. Berlin gilt ihm aber als die städtischste bzw. modernste unter den Metropolen des frühen 20. Jahrhunderts. Hier fällt in Bezug auf eine relationale Kulturanalyse auf, dass eine entscheidende Relation nicht genannt wird: Nicht nur die europäischen Großstädte, sondern auch die europäischen Kolonien stellten Laboratorien der Moderne und des Urbanen dar und waren mitunter Vorläufer der Entwicklungen in den Städten Europas (Paul Rabinow). Zugleich proklamiert Lindner für Berlin einen städtischen Universalismus. Ist Berlin die absolute Stadt, dann ist sie die Stadt schlechthin, die universale Stadt. Spezifische und universale Stadt fallen also in eins. Teilen die Konzepte der paradigmatischen Stadt und der Stadtspezifik hier die Tendenz zur holistischen Abschottung, was sich nicht zuletzt in der Abwesenheit jeglicher Brüche in der Schilderung der Spezifik und Universalität Berlins zeigt, bleibt das Verhältnis von universaler und spezifischer Stadt unklar. Wie kann eine Stadt Eigenheiten besitzen und zugleich universal sein? Damit bleibt auch unklar, ob andere Städte überhaupt denkbar seien. Stellen alle anderen Städte also nur eine defizitäre Form, unperfekte Blaupausen einer absoluten Stadt Berlin dar? Gibt es also schlussendlich nur eine wirkliche Stadt: Berlin?

Aus der Perspektive gegenwärtiger Verschränkungen und Verwicklungen unterschiedlicher Logiken städtischen Lebens, in welcher die klassischen Kategorien der Urbanitätsforschung kaum noch greifen, wird deutlich, dass auch die absolute, universale Stadt Berlin nur eine historische, partikulare ist. Ließe sich Berlin also nicht vielmehr als absolute Stadt eines bestimmten städtischen Typs denken, als eine unter mehreren absoluten Städten verschiedener Modernen? Die Voraussetzungslosigkeit Berlins steht überdies in starkem Kontrast zum gegenwärtigen Imperativ der Kulturalisierung und Historisierung der Städte (zu der auch der Band von Lindner seinen Teil beiträgt), was die Frage aufwirft, ob die kulturalisierten Metropolen der Gegenwart demnach weniger moderne Städte wären.

Das Büchlein ist nicht nur ein Begleiter für Berlin-, sondern generell für Stadtinteressierte und findet sicherlich auch jenseits wissenschaftlicher Auseinandersetzungen ein empfängliches Publikum. Von den geschilderten konzeptionellen Leerstellen abgesehen, regt es nicht nur

zum Wiederlesen an, sondern auch dazu, die vielen zitierten Texte selbst zur Hand zu nehmen und etwa in das Berlin von Emil und den Detektiven einzutauchen.

*Georg Wolfmayr*

Eva Kubalek: Früher war die Arbeit bequemer.  
Weinbau und Arbeitswelt der Weinbauer in der niederösterreichischen  
Thermenregion am Beginn des 21. Jahrhunderts  
(= Volkskultur in Niederösterreich – Wissenschaft & Forschung, Bd. 1).  
Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich GmbH 2015,  
237 Seiten, Abb.

Anzuzeigen ist der erste Band einer neuen von der „Kultur.Region.Niederösterreich GmbH“ herausgegebenen Reihe, deren Publikationen sich „nach akademischen Maßstäben“ und in „praxisnaher Feldforschung“ einer (so die Geschäftsführung im Vorwort) „fundierten Auseinandersetzung mit volkskulturellen Themenbereichen regionalen Ursprungs“ widmen sollen. „Wissenschaft & Forschung“ möchte so künftig jene Bild- und Textbände der genannten Kulturorganisation flankieren, die dem Publikum in vor allem optisch ansprechender Weise die niederösterreichischen Natur- und Kulturlandschaften nahebringen (s. Besprechung in ÖZV 68/117, 2014).

Der vorliegende Beitrag zu Weinbau und Weinbauer kann im Fach auf bemerkenswerte Vorläufer zurückblicken. Dabei ist nicht nur an die „Weinbau-Volkskunde des Südbahngebietes“ von Helene Grün (1988) zu denken, auf die sich die Autorin explizit und immer wieder bezieht und als deren Ergänzung sich ihre – als Dissertation am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien eingereichte – Arbeit versteht, sondern vor allem an Georg Schreibers „Deutsche Weingeschichte“, die 1980 posthum herausgekommen ist und mit dem der Münsteraner Volkskundler, Kulturpolitiker und Geistliche (1882–1963) eine zeitlich und thematisch weit ausholende Kulturgeschichte des Weines „in Volksleben, Kult und Wirtschaft“ geschrieben hat.

Die aktuelle Studie stellt demgegenüber die heutigen Produktionsbedingungen und -vorgänge in den Mittelpunkt und handelt – neben einem kurzen Abriss der (auch überregionalen) Geschichte des Weinbaus –

„klassisch“ volkskundliche Thematik in verhältnismäßig kleinem Umfang ab. So wird etwa, gewissermaßen in chronologischer Fortführung von Grünns Arbeit, nur knapp auf rezente regionale „Bräuche“ eingegangen: auf säkulare Veranstaltungen wie Weinlesefeste (inklusive eines Exkurses über ländliche Burschenschaften), „Weinherbst“, Weinverkostungen oder Events wie das Tattendorfer „Jungweinfestival“ oder auf religiös konnotierte wie Erntedank, Weintaufen und Weinsegnungen. Dass der Schwerpunkt der Arbeit konsequent auf gegenwärtigen Verhältnissen liegt, zeigt sich auch in dem kleinen Abschnitt über „Bekleidung“ bzw. „Arbeitskleidung“: Die „überlieferte Tracht der Weinbauer im Südbahnweingebiet“, wie sie Helene Grünns noch beschwört, verortet hier Eva Kubalek nüchtern in jener folkloristischen Nische, die sich der „Trachtenerneuerungswelle“ um 1980 oder dem 2008 erstmals ausgerufenen „Dirndlgwandsonntag“ verdankt.

Umso ausführlicher widmet sich Kubalek – die ihr früheres Studium der Gärungstechnik und Lebensmitteltechnologie nicht verleugnen kann – den „Grundlagen des Weinbaus“: von den klimatischen und bodenstrukturellen Bedingungen in der Thermenregion über die einzelnen grundlegenden Arbeitsschritte (von der Anlage der Weingärten über Pflanzung, Rebschnitt, Laubarbeit, Bodenpflege und Rebschutz) bis zur eigentlichen Weinproduktion (von der Lese über den Ausbau bis zur Abfüllung und Vermarktung). Dabei vergisst sie nicht, die verschiedenen Qualitätsweinrebsorten zu beschreiben, die gesetzlichen Bestimmungen um den Weinbau zu skizzieren, ja selbst einen Exkurs zur Weinbeurteilung (inklusive der unterschiedlichen Formen von Weingläsern) anzufügen. Und wenn im letzten Teil der Arbeit einschlägige Museen und Weinwanderwege in der Region vorgestellt werden und auch ein knapper Hinweis auf einige Weinguides und Weinreiseführer sich findet, so zeigt sich der erste Band der neuen niederösterreichischen Publikationsreihe selbst als eine Art Vademecum durch das Weinland Thermenregion.

*Herbert Nikitsch*

## Eingelangte Literatur

- Alker, Stefan, Bruno Bauer und Markus Stumpf: NS-Provenienzforschung und Restitution an Bibliotheken. – Berlin; Boston: De Gruyter Saur, 2017. – VII, 133 Seiten. – (Praxiswissen). – Literaturhinweise & Orientierungshilfen S. 102–109
- Barboza, Amalia, Stefanie Eberding, Ulrich Pantle und Georg Winter [Hrsg.]: Räume des Ankommens. Topographische Perspektiven auf Migration und Flucht. – Bielefeld: transcript, 2016. – 237 Seiten. – (Urban studies). – Literaturverzeichnis: Seite 227–228
- Bareither, Christoph: Gewalt im Computerspiel. Facetten eines Vergnügens. – Bielefeld: transcript, 2016. – 364 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis). – Zugl. Dissertation, Eberhard Karls Universität Tübingen, 2015
- Bauer, Ingrid und Christa Hämmerle [Hrsg.]: Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017. – 359 Seiten. – Literaturangaben
- Berger, Tristan u. a.: Eisstockschießen. A riesen Gaudi für jedermann. – Wals bei Salzburg: Servus, 2016. – 62 Seiten. – (Das große kleine Buch; 40)
- Bleyer, Andrea: Das Bachhäusl – eine Pinzgauer Sölde. Aus Zell am See/Thumersbach im Salzburger Freilichtmuseum. – Großgmain: Eigenverlag des Salzburger Freilichtmuseums, 2017. – 44 Seiten. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 24). – Quellenverzeichnis: Seite 41. – Literaturverzeichnis: Seite 42–44
- Blom, Philipp: Die Welt aus den Angeln. Eine Geschichte der Kleinen Eiszeit von 1570 bis 1700 sowie der Entstehung der modernen Welt, verbunden mit einigen Überlegungen zum Klima der Gegenwart. – München: Carl Hanser Verlag, 2017. – 302 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 271–294
- Bretschneider, Uta u. a. [Hrsg.]: Verordnete Nachbarschaften. Transformationsprozesse im deutsch-polnisch-tschechischen Grenzraum seit dem Zweiten Weltkrieg. – Dresden: Thelem, 2016. – 220 Seiten. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; Bd. 35)
- Bünz, Enno u. a. [Hrsg.]: Sachsen: Weltoffen! Mobilität – Fremdheit – Toleranz. – Dresden: Thelem, 2016. – 118 Seiten. – (Spurensuche; Band 6)
- Burgstaller, Cassandra u. a.: Religionen in Österreich – Kalender 2017. – Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2016. – 32 ungezählte Seiten. – (Salzburger Beiträge zur Volkskunde; Band 23). – Verwendete Literatur und Internetquellen: S. 32
- Carstensen, Jan und Katarina Frost [Hrsg.]: Creating Museums – Museen erschaffen. 50 Years Association of European Open-Air Museums, 50 Jahre Verband Europäischer Freilichtmuseen. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 208 Seiten. – Literaturangaben. – Beiträge teilweise englisch, teilweise deutsch
- Coelsch-Foisner, Sabine und Timo Heimerding [Hrsg.]: Theatralisierung. Jahrestagung 2014 der Österreichischen Forschungsgemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft Kulturelle Dynamiken in Wien. – Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2016. – 238 Seiten. – (Wissenschaft und Kunst; Band 30) (Kulturelle Dynamiken/Cultural Dynamics)
- Dahm, Friedrich [Hrsg.]: Die Josephskapelle in der Wiener Hofburg. – 1. Auflage. – Horn: Verlag Berger, 2016. – 213 Seiten. – (Fokus Denkmal; 1)
- Dörrenbächer, Judith und Kerstin Plüm [Hrsg.]: Beseelte Dinge. Design aus Perspektive des Animismus. – Bielefeld: transcript, 2016. – 165 Seiten. – (Design; Band 35). – Literaturangaben

- Dowley, Tim: Der Atlas zur Reformation in Europa. – Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Aussaat, 2016. – 160 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 148–149
- Eisler, Cornelia und Silke Göttisch-Elten [Hrsg.]: Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. Wissenschaftliche Konzeptionen, mediale Vermittlung, politische Funktion. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 235 Seiten. – (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte; Band 12) – (Aus dem Inhalt: Konrad Köstlin, *Minorities all? Ein Begriff als Kulturmuster*. 13–31; Christian Marchetti, *Selbsterfindung und Diversität – Kleine Volkskunden in Südosteuropa*. 67–97; Jana Nosková, *Zur (Selbst-)Darstellung der Deutschen in Mähren und Schlesien während der Zwischenkriegszeit in der Tschechoslowakei. Eine erste Analyse der Zeitschrift *Deutschmährische Heimat**. 145–162; Sabine Bamberger-Stemmann, *Volksgemeinschaft als Siedlungsgemeinschaft: Das Volksgruppenkonzept von Rudolf Brandsch und seine Wirkung in den 1930er Jahren*. 191–217)
- Enss, Carmen M. und Gerhard Vinken [Hrsg.]: Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 277 Seiten. – (Urban studies). – Literaturangaben. – Zusammenfassung in englischer Sprache
- Enzinger, Stefan u. a.: Farbe. – St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Kunst und Kultur, 2016. – 64 Seiten. – (Denkmalpflege in Niederösterreich; 55) (Mitteilungen aus Niederösterreich; 2016, Nr. 7). – Literaturverz. S. 62
- Frith, Alice: Eine Engländerin in Wien. Das Kriegstagebuch von Miss Alice Frith, August 1944 bis April 1945. Eine zweisprachige kritische Ausgabe = An Englishwoman in Vienna: the war diary of Miss Alice Frith, August 1944 to April 1945. A bilingual critical edition. Hrsg. von Manfred Draudt und Andreas Weigl. – Innsbruck; Wien; Bozen: StudienVerlag, 2017. – 197 Seiten. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; Band 60). Literaturverzeichnis S. 183–188. – Beiträge in deutsch und englisch
- Fröschl, Gabriele u. a.: Wäre Ada ein Mann ... Frauen in Technik, Naturwissenschaften und Medien. – Wien: Technisches Museum Wien, 2016. – 151 Seiten. – (Edition TMW; 7). – Literatur- und Internetverzeichnis S. 149–151
- Gerdes, Aibe-Marlene und Michael Fischer [Hrsg.]: Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 316 Seiten. – (Populäre Kultur und Musik; Band 16). – Literaturangaben
- Gerersdorfer, Daniel und Stephan Doleschal (Fotografien): Ghostletters Vienna. Spuren urbaner Identität. Hrsg. von Tom Koch. – Wien: Falter Verlag, 2016. – 159 Seiten. – Text in deutsch und englisch
- Giampaoli, Elena und Eloisa Guarracina [Hrsg.]: Erfüllbare Träume? Italienerinnen in Berlin. – Berlin: Staatliche Museen zu Berlin, 2016. – 82 Seiten. – (Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 15). – Beiträge deutsch, italienisch und englisch
- Göttl, Bertl: Vom Fasten und anderen Osterbräuchen. – Wals bei Salzburg: Servus, 2016. – 63 Seiten. – (Das große kleine Buch; 41)
- Gozzer, Laura: Zum Wohnen. Ethnographische Perspektiven auf eine geförderte Neubausiedlung in Wien. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2016. – 186 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; Band 41). – Literaturverzeichnis Seite 170–180
- Grabowsky, Ingo [Hrsg.]: Luther. 1917 bis heute. Katalog zur Sonderausstellung der Stiftung Kloster Dalheim. LWL-Landesmuseum für Klosterkultur, 31. Oktober 2016 bis 12. November 2017. – Münster: Ardey, 2016. – 447 Seiten

- Gruber, Elisabeth und Andreas Weigl [Hrsg.]: Stadt und Gewalt. – Innsbruck; Wien; Bozen: StudienVerlag, 2016. – 303 Seiten. – (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas; 26). – Enthält Literaturangaben. – (Aus dem Inhalt: Wolfgang Maderthaler, Enthusiasmus und Regression – Der große Krieg und die urbanen Intellektuellen: das Beispiel Wien. 177–200)
- Habsburg-Lothringen, Bettina [Hrsg.]: Die Produktion der Dinge. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Museum im Palais, 15. September 2016 bis 7. Mai 2017. – Graz: Universalmuseum Joanneum, 2016. – 88 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 86
- Haider, Margret: Seilbahngondeln statt Förderkörbe. Der Protest gegen den Bergbau in Kitzbühel (1970). – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 338 Seiten. – (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse; Band 3). – Dissertation, Universität Innsbruck, 2014
- Hofelder, Ute und Klaus Schönberger [Hrsg.]: Bewegtbilder und Alltagskultur(en). Von Super 8 über Video zum Handyfilm. Praktiken von Amateuren im Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung. – 1. Auflage. – Köln: Herbert von Halem Verlag, 2017. – 318 Seiten. – (Klagenfurter Beiträge zur visuellen Kultur; 6)
- Holzer, Anton und Frauke Kreutler [Hrsg.]: Robert Haas. Der Blick auf zwei Welten. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Wien Museum vom 24. November 2016 bis 26. Februar 2017. – Berlin: Hatje Cantz, 2016. – 200 Seiten. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 412). – Literaturverzeichnis: Seite 194–195
- Hovi, Tuomas: Finding heritage through fiction in Dracula tourism. – Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia, 2016. – 253 Seiten. – (FF communications; 311). – Literaturverzeichnis: Seite 238–250
- Johler, Reinhard: Universität. Diversität! Wir? 13 Momentaufnahmen aus dem Tübinger Uni-Alltag. Die Beiträge wurden von 15 StudentInnen im Masterprojekt des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft vom WiSe 2015/2016 bis WiSe 2016/2017 verfasst. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2017. – 259 Seiten
- Kahleyß, Julia: Die Kirchenrechnungen der Zwickauer Kirche St. Marien (1441–1534). Edition und Analyse ausgewählter Rechnungen. – 1. Auflage. – Dresden: Thelem, 2016. – 224 Seiten. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 34)
- Kammerhofer-Aggermann, Ulrike [Hrsg.]: Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on Stage. Kunst und Wissenschaft im Dialog. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Salzburger Landesinstitut für Volkskunde (SLIVK) und dem Verein zur Förderung des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde. 18. November 2016 bis 19. Februar 2017. Wien 2017, 176 Seiten, zahlr. Ill. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 103) – (Inhalt: Kathrin Pallestrang, Tresterer zwischen Fiktion und Realität. 21–22; Lisi Breuss, Der Dialog zwischen Wissenschaft und Kunst in der Ausstellung Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on Stage. 23–27; Vitus Weh, Tresterer-Autoerotik. Zur Ausstellung „Matthias“ von Thomas Hörl. 29–34; Thomas Hörl, „Matthias“. 41–62; Kathrin Pallestrang, Der Anfang einer Institution: Wilhelm Hein und die Trestererkostüme im Österreichischen Museum für Volkskunde. 63–76; Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Herkunft und Entwicklung des Tresterer-Brauches in Salzburg. 77–132)

- Kania-Schütz, Monika [Hrsg.]: Die Glentleiten entdecken. Museumsführer für das oberbayerische Freilichtmuseum. – 1. Auflage. – Großweil: Freilichtmuseum Glentleiten, 2017. – 272 Seiten
- Karimi, Edith: Mimetische Bildung durch Märchen. Phantasie, Narration, Moral. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 339 Seiten. – (European studies in education; 34). – Dissertation, Freie Universität Berlin, 2016
- Kimmich, Dorothee und Schahadat Schamma [Hrsg.]: Diskriminierungen. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 156 Seiten. – (Zeitschrift für Kulturwissenschaften; 2016, 2). – Enthält Literaturangaben
- Kropf, Rudolf und Gert Polster [Hrsg.]: Die Volksgruppe der Roma und Sinti bis 1938. Tagungsband der 34. Schläiningener Gespräche, 14. bis 18. September 2014. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abteilung 7, Landesmuseum, 2016. – 484 Seiten. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland (WAB); Band 157) Literaturangaben. – Text in deutscher und englischer Sprache. – (Aus dem Inhalt: Michael Weese, Widersprüchliche Erzählungen und Darstellungen zulassen. Annotationen zur Ausstellung *Romane Thana. Ort der Roma und Sinti*. 259–268; Birgit Johler und Barbara Staudinger, Entfernung – Österreich und Auschwitz. Neue österreichische Ausstellung im Staatlichen Museum der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau. 269–279; Ursula Hemetek, Romamusik im Spannungsfeld zwischen Klischees, Zuschreibungen und Selbstbehauptung. 297–308)
- Leeb, Rudolf, Walter Öhlinger und Karl Vocelka [Hrsg.]: Brennen für den Glauben. Wien nach Luther. Katalog zur 413. Sonderausstellung des Wien Museums vom 16. Februar bis 14. Mai 2017. – Salzburg; Wien: Residenz Verlag, 2017. – 411 Seiten
- Leitner, Nobert: Das Messer. Faszination eines Werkzeuges. – Wals bei Salzburg: Servus, 2016. – 61 Seiten. – (Das große kleine Buch; 49)
- Lewe, Christiane, Tim Othold und Nicolas Oxen [Hrsg.]: Müll. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Übrig-Geliebene. – Bielefeld: transcript, 2016. – 251 Seiten. – (Edition Kulturwissenschaft; Band 87). – Literaturangaben. – Beiträge teilweise deutsch, teilweise englisch
- Loinig, Elisabeth und Martha Keil [Hrsg.]: Quellen zur jüdischen Geschichte Niederösterreichs. Die Vorträge des 33. Symposions des NÖ Instituts für Landeskunde gemeinsam mit dem Institut für jüdische Geschichte Österreichs im Jubiläumsjahr 2013, St. Pölten, 19. bis 20. November 2013. – St. Pölten: NÖ Institut für Landeskunde, 2016. – 180 Seiten. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; Band 58)
- Lukács, László: Objekte, Lebensformen, Volksbräuche. Thematische volkskundliche Abhandlungen. – Székesfehérvár: 2016. – 590 Seiten. – (Mitteilungen des König Sankt Stephan Museums. Serie A; Nr. 49) Aus dem Ungarischen übersetzt. – Literaturangaben
- Mandel, Birgit [Hrsg.]: Teilhabeorientierte Kulturvermittlung. Diskurse und Konzepte für eine Neuausrichtung des öffentlich geförderten Kulturlebens. – Bielefeld: transcript, 2016. – 287 Seiten. – (Kultur- und Museumsmanagement). – Literaturangaben. – Beiträge teilweise in englischer Sprache
- Marian, Günter: Studien zum mittelalterlichen Adel im Tullnerfeld. – St. Pölten: Verein für Landeskunde von Niederösterreich, 2017. – 472 Seiten. – (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich; 39). – Quellen und Literatur:  
Seite 402–429

- Melichar, Peter und Nikolaus Hagen [Hrsg.]: Der Fall Riccabona. Eine Familiengeschichte zwischen Akzeptanz und Bedrohung im 20. Jahrhundert. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im vorarlberg museum, Bregenz, 2. Dezember 2016 – 17. April 2017. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2017. – 503 Seiten. – (vorarlberg museum Schriften; 22). – (Aus dem Inhalt: Nikola Langreiter, Markt-gasse 13. Ein Haus und seine Bewohner. 132–157; Susanne Breuss, Bitte lächeln Sie freundlich! Die Familienfotos der Riccabonas und Perlehefters im fotohistorischen Kontext. 158–187)
- Meyer, Lioba und Florian Nikolaus Reiß [Hrsg.]: Höchste Eisenbahn. 150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg. – Oldenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2017. – 324 Seiten. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; Bd. 47)
- Neuwirth, Waltraud: Wiener Porzellan. Text- und Bilddokumentation. Blütenrätsel, Blumensprache und Blumenalphabet im Biedermeier. Blumenakrosticha auf Wiener Porzellan. – Wien: Selbstverlag Dr. Waltraud Neuwirth, 2016. – 220 Seiten. – (Neuwirth Editionen; Band 13)
- Niem, Christina, Thomas Schneider und Mirko Uhlig [Hrsg.]: Erfahren – benennen – verstehen. Den Alltag unter die Lupe nehmen. Festschrift für Michael Simon zum 60. Geburtstag. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 468 Seiten. – (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, Volkskunde; Band 12) – (Aus dem Inhalt: Wolfgang Brückner, Neuer Realismus gegen Relativismus und Konstruktivismus. Oder: „Eingreifende Wissenschaft“ ganz anders. 49–58; Timo Heimerdinger, „Der Gefoppte wird staunend vor diesem Rätsel stehen“. Scherzartikel und die kohäsive Kraft des Lachens. 151–159; Gunther Hirschfelder, Luther und das Bier. Anmerkungen zu einem prekären Verhältnis. 171–182; Petr Lozoviuk, Ethnografische Praxis und Paradigmenwechsel. Zu einem beinahe vergessenen Beitrag zur Migrationsforschung. 219–228; Silke Meyer, Folk-Lore – Arno Funke als Trickster. 239–248; Bernd Rieken, Der strafende Gott der Volkssage. Moralischer Rigorismus im lebensgeschichtlichen Kontext. 279–290)
- Niemeczek, Edgar u. a.: Für ein neues Landesbewusstsein. Die Vielfalt in der Einheit. 60 Jahre Volkskultur Niederösterreich. 1956–2016. – 2. erweiterte Auflage. – Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich, 2016. – 228 Seiten
- Nieradzki, Lukasz und Brigitta Schmidt-Lauber [Hrsg.]: Tiere nutzen. Ökonomien tierischer Produktion in der Moderne. – Innsbruck; Wien; Bozen: StudienVerlag, 2016. – 209 Seiten. – (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes; 13). – Mit englischen Zusammenfassungen. – (Inhalt: Lukasz Nieradzki und Brigitta Schmidt-Lauber, Ökonomien tierischer Produktion. 7–14; Michaela Fenske, Reduktion als Herausforderung. Kulturwissenschaftliche Annäherungen an Tiere in ländlichen Ökonomien. 15–32; Ernst Langthaler, Tiere mästen und essen. Die Fabrikation des globalen Fleisch-Komplexes. 33–48; Lukasz Nieradzki, Sinnlichkeit und Entsinlichung des Tötens. Ein Beitrag zur Grausamkeit, „Humanität“ und Mysophobie im Wiener Fleischergewerbe im Fin de Siècle. 49–65; Christoph Winckler, Tierwohl in der Nutztierhaltung aus tierschutzwissenschaftlicher Perspektive. 66–72; Susanne Waiblinger, Die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung für eine tiergerechte Nutztierhaltung. 73–87; Jadon Nisly, „Er komme von seinem Viehe nicht hinweg“. Mensch-Nutztier-Beziehung in einem volksaufklärerischen Mustergut (1782–1795). 88–104; Christian Dölker, Von unbehaglichen Tieren. Legitimationsstrategien der Tiernutzung in der *Gartenlaube* – *Illustriertes Familienblatt*. 105–115; Peter Moser,

- Von „Umformungsprozessoren“ und „Überpferden“. Zur Konzeptualisierung von Arbeitstieren, Maschinen und Motoren in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft 1850–1960. 116–133; Barbara Wittmann, Vom Mistkratzer zum Spitzenleger. Stationen der bundesdeutschen Geflügelwirtschaft 1948–1980. 134–153; Veronika Settele, Die Produktion von Tieren. Überlegungen zu einer Geschichte landwirtschaftlicher Tierhaltung in Deutschland. 154–165; Alexandra Rabensteiner, Vom guten und schlechten Fleisch. Zur medialen Inszenierung des Lebensmittels in Fleischzeitschriften. 166–182; Raffaella Sulzner, Von den guten Bienen. Mensch-Tier-Begegnungen in der urbanen Imkerei Wiens. 183–194; Brigitte Semanek, Menschen und Tiere – und Räume. Erzählweisen zweier Ausstellungen in Ober- und Niederösterreich. 195–202)
- Özbaş, Ali, Joachim Hainzl und Handan Özbaş [Hrsg.]: 50 Jahre jugoslawische Gastarbeit in Österreich. Auch als Begleitbuch zur Wanderausstellung „Unter fremdem Himmel – aus dem Leben der GastarbeiterInnen des ehemaligen Jugoslawien seit 1966“. – Graz: CLIO, 2016. – 236 Seiten. – Literaturangaben
- Pesch, Dorothee und Beate Spiegel [Hrsg.]: Sparen, verschwenden, wiederverwenden. Vom Wert der Dinge. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung vom 2. April bis 10. September 2017 im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld und vom 15. März bis 15. Juli 2018 im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren. – Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2017. – 84 Seiten. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 56)
- Rieken, Bernd [Hrsg.]: Erzählen über Katastrophen. Beiträge aus Deutscher Philologie, Erzählforschung und Psychotherapiewissenschaft. Dieser Band versammelt die Beiträge der achten Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 3. bis 9. September 2014 im Alpenhotel Gösing an der Mariazellerbahn. Münster; New York: Waxmann, 2016. – 288 Seiten. – (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur; Band 16)
- Rohrbach, Philipp und Niko Wahl [Hrsg.]: Austria – a soldier's guide = Österreich – ein Leitfaden für Soldaten. Übersetzt von Evelyn Steintaler. – Wien: Czernin Verlag, 2017. – 79 Seiten. – Text deutsch und englisch
- Rudigier, Andreas und Bruno Winkler [Hrsg.]: Sichten. vorarlberg museum 2013 bis 2016. – Bregenz: vorarlberg museum, 2016. – 157 Seiten. – (vorarlberg museum Schriften; 23). – (Aus dem Inhalt: Bernhard Tschofen, What's within? Raum- und Objektepistemen eines neuen Regionalmuseums. 32–33)
- Schabus, Wilfried: Pozuzo. Auswanderer aus Tirol und Deutschland am Rande Amazoniens in Peru. – Innsbruck: Universitätsverlag Wagner, 2016. – 448 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 435–440
- Schlittler, Anna-Brigitte und Katharina Tietze [Hrsg.]: Über Schuhe. Zur Geschichte und Theorie der Fußbekleidung. – Bielefeld: transcript, 2016. – 226 Seiten. – (Fashion Studies; 6). – Literaturverzeichnis: Seite 211–226
- Schöne, Anja [Hrsg.]: Stern über Bethlehem. 76. Telgter Krippenausstellung vom 12. November 2016 bis 28. Januar 2017. – Telgte: RELiGIO – Westfälisches Museum für religiöse Kultur GmbH, 2016. – 120 Seiten
- Sparacio, Felicia: Pendeln im Alter. Eine Fallstudie zu transnationaler Migration zwischen Deutschland und der Türkei. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2016. – 291 Seiten. – (Untersuchungen / Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft; 119) Gekürzte und überarbeitete Fassung der Dissertation, Universität Tübingen, 2014. – Zusammenfassung in englischer Sprache

- Springer, Christian M. u. a.: Wiener Bier-Geschichte. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2017. – 279 Seiten. – Verzeichnis der verwendeten Literatur: Seite 275–278
- Struve, Klaus, Michael Schimek [Hrsg.]: Tür auf – Licht an! Leuchten und Türbeschläge 1900–1960. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 6.11.2016 – 31.3.2017. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, 2016. – 169 Seiten. – (Materialien & Studien zur Volkskultur und Alltagsgeschichte Niedersachsens; 46)
- Traska, Georg [Hrsg.]: Geteilte Erinnerungen. Tschechoslowakei, Nationalsozialismus und die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung 1937–1948. Begleitband zur Ausstellung *Vertriebene und Verbliebene erzählen* im Volkskundemuseum Wien vom 9.2.2016–10.4.2016. Wien: mandelbaum Verlag, 2017. – 229 Seiten. – Texte in dt., tschech. und slowak. Sprache
- Ulbing, Katharina: Die schönsten Kinderspiele von früher. – Wals bei Salzburg: Servus, 2016. – 62 Seiten. – (Das große kleine Buch; 48)
- Uphoff, Ina Katharina u. a.: Winter, Weihnacht, Winterschlaf auf Schulwandbildern. Katalogheft zur Sonderausstellung im Mainfränkischen Museum Würzburg, 6.12.2016–26.3.2017. – Würzburg: Mainfränkisches Museum Würzburg, Forschungsstelle Historische Bildmedien der Universität Würzburg, 2016. – 35 Seiten
- Walravens, Hartmut: Schriftenverzeichnis des Wiener Ethnologen, Sexualwissenschaftlers, Schriftstellers und Verlegers Friedrich S. Krauss (1859–1938). – Berlin: Simon-Verl. für Bibliothekswissen, 2010. – 260 S.
- Weitensfelder, Hubert: Draht und Drachenblut. Die Warenkunde-Sammlung des Technischen Museums Wien. – Wien: Technisches Museum Wien, 2016. – 159 Seiten. – (Edition TMW; 6). – Literaturverzeichnis S. 149–158
- Wrede, Martin und Laurent Bourquin [Hrsg.]: Adel und Nation in der Neuzeit. Hierarchie, Egalität, Loyalität, 16.–20. Jahrhunderts. – Ostfildern: Thorbecke Verlag, 2016. – 339 Seiten. – (Beihefte der Francia; Band 81)
- Yildiz, Miriam: Hybride Alltagswelten. Lebensstrategien und Diskriminierungserfahrungen Jugendlicher der 2. und 3. Generation aus Migrationsfamilien. – Bielefeld: transcript, 2016. – 228 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis). – Dissertation, Universität Köln, 2015

## Internationale Zeitschriftenschau

- Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 23. Jahrgang, 2017, Heft 1 (Nr.44). Dieser Band beschäftigt sich mit „Lebens-Enden. Zum Umgang mit Sterben und Tod in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde“.
- Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Neue Folge 51, 2015(2017). Themenband: Handwerk. Anthropologisch, historisch, volkskundlich.
- Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde. Band 57, 2016. Aus dem Inhalt: Konrad Köstlin, Marteniza. Hybrides Märzchen und beredete Moderne. Festvortrag zur Verabschiedung von Elka Tschernokoshewa am 4. Mai 2015 im Garten des Sorbischen Instituts in Bautzen. 130–145; Konrad Köstlin, Nachruf Tamás Hofer (1929–2016). 146–149; Werner Mezger, Hermann Bausinger 90. 150–153.

- Kuckuck, 31. Jahrgang, 2016, Heft 2. Das Heft mit dem Thema „Vor-Stadt“ versammelt folgende Aufsätze: Johanna Rolshoven, Vor der Stadt. Die Tentakel der Moderne und die Entpolitisierung des Sozialen. 4–11; Daniel Habit, Bukarests Mahala. Konzeptionen, Dynamiken und Konjunkturen eines Toponyms. 14–17; Laura Gozzer, Berichte aus dem „Herzen Simmerings“. Von neuem Wohnbau auf Vorstadtbrachen. 20–25; Suraya Scheba und Andreas Scheba, The Cape Flats. Living in the Shadow of Table Mountain. 28–31; Judith Laister, Die Kunst der Vorstadt. Motive zwischen Fortschrittseuphorie, Elendsvoyeurismus und Empowerment. 34–42; Klaus Ronneberger, Rom am Rand. Zur Geschichte der borgate. 44–47.
- LUD. Organ Polskiego Towarzystwa Ludoznawczego. Band 100, 2016. Aus dem Inhalt: Alexandra Schwell, Kierunek – Wschód! A personal discovery of Poland. 103–112.
- Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 146. Band, 2016. Aus der Abteilung Volkskunde: Andreas Kusternig und Franz Pieler, Adresse wider Willen – Wohnen im OFLAG XVIIA Edelbach. Das Leben in einer Kriegsgefangenenbaracke 1940–1945. 169–192.
- Narodopisná revue. 26. Jahrgang, 2016, Heft 3. Hierin findet sich der Beitrag von Simone Egger: Funkce „Trachtu“ v životě obyvatel severní části bavorského lesa (současný stav). Mit einer Zsfassung i. engl. Sprache: Function of the „Tracht“ in the Live of Inhabitants in the Northern Part of the Bavarian Forest (the present situation). 201–213.
- Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. 61. Jahrgang, 2016. Aus dem Inhalt: Andreas Hartmann, Emotionen aus volkskundlicher Perspektive. Eine Umkreisung. 21–31; Oliwia Murawska, Die vier Elemente – eine volkskundliche Spurensuche. 33–54; Ximin Yan, Lebensgeschichten chinesischer Gastronomiewarbeiter. Eine volkskundliche Fallstudie. 179–203; Stefan Groth, EU/Kultur: Zu Flexibilität und Kohärenz des Kulturbegriffes im Rahmen europäischer Kulturpolitik. 205–224; Stefan Groth und Ove Sutter, Kulturelle Repräsentationen von „Region“ in der politisch-ökonomischen Entwicklung ländlicher Räume. 225–245; Hinrich Siuts, Bruno Schier (1902–1984) und die volkskundliche Hausforschung. Anmerkungen zu einigen aktuellen fachhistorischen Publikationen und Positionen. 267–277; Nachrufe auf Heinrich L. Cox (1935–2016), Ruth-E. Mohrmann (1945–2015) und Wolfgang Kleinschmidt (1937–2015).
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 112. Jahrgang, 2016, Heft 2. Beiträge: Elisa Frank, Raumplanung als Zukunftspraxis. Konkretisierungen im Urner Talboden. 109–124; Karin Bürkert, Fotografierte Fasnacht. Eine visuelle Spurensuche zum Wandel volkskundlicher Wissenskultur. 125–149; Ueli Gyr, Erntebrauch und Stadtereignis. Anmerkungen zur „Sichlete“ in Bern. 150–168; Beat Hodler, Transnationale Verflechtungen zwischen der Schweiz und dem Dritten Reich. Ein Fallbeispiel aus der Theaterwelt. 169–180; Harm-Peer Zimmermann, Das Märchen als Kunstwerk. Max Lüthi's strukturalistische Ästhetik und Anthropologie. 181–198.

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitzl

Österreichisches Museum für Volkskunde  
1080 Wien, Laudongasse 15–19  
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Prof. Dr. Andrea D. Bührmann

Institut für Diversitätsforschung  
Georg August Universität Göttingen  
37703 Göttingen, Platz der Göttinger  
Sieben 3  
andrea.buehrmann@uni-goettingen.de

Prof. Dr. Timo Heimerdinger

Institut für Geschichtswissenschaften  
und Europäische Ethnologie  
Universität Innsbruck  
6020 Innsbruck, Innrain 52  
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

Mag. Herbert Justnik

Österreichisches Museum für Volkskunde  
1080 Wien, Laudongasse 15–19  
herbert.justnik@volkskundemuseum.at

Prof. Dr. Reiner Keller

Lehrstuhl für Soziologie  
Universität Augsburg  
Philosophisch-Sozialwissenschaftliche  
Fakultät  
86159 Augsburg, Universitätsstraße 10  
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Maurice Kumar

6176 Völs, Herzog Sigmund Straße 5a  
maurice.kumar@student.uibk.ac.at

ao. Univ. Prof. Dr. Klara Löffler

Institut für Europäische Ethnologie  
Universität Wien  
1010 Wien, Hanuschgasse 3  
klara.loeffler@univie.ac.at

Dr. Marius Meinhof

AG Qualitative Methoden, Fakultät  
für Soziologie, Universität Bielefeld  
33615 Bielefeld, Universitätsstraße 25  
marius.meinhof@uni-bielefeld.de

Mag.\* Sabine Merler MA

6020 Innsbruck, Müllerstraße 31  
sabine.merler@student.uibk.ac.at

Assoz.-Prof. Dr. Silke Meyer

Institut für Geschichtswissenschaften  
und Europäische Ethnologie  
Universität Innsbruck  
6020 Innsbruck, Innrain 52d  
silke.meyer@uibk.ac.at

Nadja Neuner-Schatz, MA

6492 Imsterberg, Ried 15  
nadja.neuner@student.uibk.ac.at

Dr. Herbert Nikitsch

Institut für Europäische Ethnologie  
Universität Wien  
1010 Wien, Hanuschgasse 3  
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Nada Kujundžić, PhD candidate/MA

Department of Folkloristics / Faculty  
of Humanities  
University of Turku  
FI-20014, Kaivokatu 12  
nadkuj@utu.fi

Prof. Dr. Kerstin Rabenstein

Institut für Erziehungswissenschaft  
Georg August Universität Göttingen  
37075 Göttingen, Waldweg 26  
kerstin.rabenstein@sowi.uni-goettingen.  
de

Raffaella Sulzner, BA BA  
 Österreichisches Museum für Volkskunde  
 1080 Wien, Laudongasse 15–19  
 raffaella.sulzner@volkskundemuseum.at

Alessandro Testa, Ph.D.  
 Postdoctoral Research Fellow  
 Institut für Europäische Ethnologie  
 der Universität Wien  
 1010 Wien, Hanuschgasse 3  
 alessandro.testa@univie.ac.at

Mag.<sup>a</sup> Anne Wanner  
 Österreichisches Museum für Volkskunde  
 1080 Wien, Laudongasse 15–19  
 anne.wanner@volkskundemuseum.at

Priv.-Doz. Dr. Jens Wietschorke  
 Heisenberg-Stipendiat der Deutschen  
 Forschungsgemeinschaft  
 Institut für Europäische Ethnologie  
 Universität Wien  
 1010 Wien, Hanuschgasse 3  
 jens.wietschorke@univie.ac.at

Mag. Georg Wolfmayr  
 Institut für Europäische Ethnologie  
 Universität Wien  
 1010 Wien, Hanuschgasse 3  
 georg.wolfmayr@univie.ac.at

## Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde  
 Gegründet 1895  
 Im Auftrag des Vereins herausgegeben  
 von Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin,  
 Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen  
 Aufsätze, Mitteilungen, Chronik:  
 Magdalena Puchberger,  
 c/o Österreichisches Museum  
 für Volkskunde, 1080 Wien,  
 Laudongasse 15–19

Rezensionen:  
 Herbert Nikitsch, Institut für  
 Europäische Ethnologie, Universität  
 Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3  
 Johann Verhovsek, Institut für  
 Volkskunde und Kulturanthropologie,  
 Karl-Franzens-Universität Graz,  
 8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug  
 Verein für Volkskunde,  
 Österreichisches Museum für Volkskunde,  
 1080 Wien, Laudongasse 15–19  
 AU ISSN 0029-9668  
 Jahresbezugspreis € 38,–  
 für Mitglieder des Vereins für  
 Volkskunde € 26,– (plus Versandkosten)  
 Bankverbindung: Erste Bank,  
 IBAN AT212011128810111600,  
 BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger  
 Verein für Volkskunde,  
 1080 Wien, Laudongasse 15–19  
 www.volkskundemuseum.at,  
 verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits,  
 Druck: Novographic, Wien

# Editorial

Das Jahr 2017 hat auf unterschiedlichen Ebenen Neuerungen und Veränderungen gebracht, über die wir an dieser Stelle informieren möchten. Birgit Johler, die die Zeitschrift seit 2008 hervorragend redaktionell betreut hat, hat eine neue Stelle als Kuratorin am Haus der Geschichte Österreich angetreten. Wir danken ihr sehr herzlich für ihre stets verlässliche, umsichtige und genaue Arbeit und die überaus kollegiale Kooperation zwischen Herausgeberschaft und Redaktion. An ihrer Stelle dürfen wir nunmehr Magdalena Puchberger begrüßen, die mit den Agenden der ÖZV vertraut ist, da sie bereits für den Chronikteil zuständig war, und die mit diesem Heft die Redaktion übernimmt.

Mittlerweile ist es auch gelungen, künftig alle unserer Universitätsinstitute in Österreich in den Herausgeber- und Redaktionskreis einzu beziehen. Aus Graz wird ab 2018 Katharina Eisch-Angus und aus Klagenfurt Ute Holfelder mitwirken. Aus Innsbruck hat sich Silke Meyer bereits in diesem Heft engagiert. Wir freuen uns, damit wieder auf verbreiteter Basis das zentrale Fachorgan ÖZV verantworten zu können.

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde hat sich dazu entschlossen, eine offensive Open Access-Strategie zu verfolgen, die eine einfache und umfassende Zugänglichkeit sicherstellt und die Sichtbarkeit erhöht. Alle älteren Ausgaben seit 1895 sind mittlerweile auf der Homepage des Volkskundemuseums Wien als PDF abrufbar und über einen Index recherchierbar ([https://www.volkskundemuseum.at/oezv\\_jahrgaenge](https://www.volkskundemuseum.at/oezv_jahrgaenge)). Jüngere Ausgaben werden seit dem Jahrgang 2016 nach einer Frist von zumindest sechs Monaten ab Erscheinen in der Digitalen Bibliothek der Universität Innsbruck zur Verfügung gestellt (<http://diglib.uibk.ac.at/OEZV>).

In diesem Heft der ÖZV finden sich zwei weitere Texte, die aus der Wiener Tagung „Treffpunkte: Dinge, Praktiken und Diskurse“ hervorgingen und die von den Tagungsorganisator\*innen Franz Eder, Oliver Kühschelm, Klara Löffler und Brigitta Schmidt-Lauber als Gastherausgeber\*innenteam betreut wurden: Es handelt sich um den Beitrag von Anamaria Depner zu „Pflegedingen“ sowie einen Artikel von Hans Peter Hahn zu materieller Kultur. Zusätzlich konnte für dieses Heft ein Beitrag von Laura Gozzer zu Aushandlungen im angespannten Wohnungsmarkt der Stadt München aufgenommen werden. Er rekurriert

auf ein laufendes Forschungsprojekt, das Teil der DFG Forschergruppe „Urbane Ethiken“ an der Ludwig-Maximilians-Universität in München ist. Diese für das Fach anregende und wichtige Forschergruppe wird in den Mitteilungen durch einen Bericht von Moritz Ege und Johannes Moser vorgestellt.

*Timo Heimerdinger*

*Brigitta Schmidt-Lauber*

Abhandlungen





# „Pflegedinge“ transdisziplinär betrachtet.

## Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengengese<sup>1</sup>

Anamaria Depner

Ein Ziel kulturwissenschaftlicher Forschung ist es, so nahe wie möglich an der Realität und Praxis des Alltäglichen zu bleiben und gleichzeitig die Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und Praktiken, die jene Realitäten konstituieren, mit zu erfassen. Die Herausforderung, diesem Anspruch methodisch konsistent Folge zu leisten, gründet darin, gleichzeitig auch materielle Objekte hierbei einzubeziehen. Schließlich sind diese in Diskursen und Praktiken, im menschlichen Alltag überhaupt, allgegenwärtig. Die Ausgangsfrage dieses Beitrags lautet somit: Wie kann – von einem forschungspraktischen Standpunkt eines interdisziplinären Forschungssettings aus gefragt – ein methodischer Zugang beschaffen sein, der dem Zusammenspiel von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung trägt?

### Situationsbeschreibung und Bestandsaufnahme

Dinge, als ontisches Faktum verstanden, sprengen durch die Wirkung ihrer Existenz disziplinäre Grenzen. Die intensive und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Objekten hat in den letzten Jahrzehnten daher

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des Forschungsprojekts »Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege« – kurz »Pflegedinge« ([www.pflegederdinge.de](http://www.pflegederdinge.de)). Das diesem Artikel zugrundeliegende Vorhaben wurde von Februar 2014 bis Ende Januar 2017 mit Mitteln des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1317A gefördert. Die Ergebnisse wurden publiziert in dem Sammelband: Lucia Artner, Isabel Atzl, Anamaria Depner, André Heitmann-Möller, Carolin Kollwe (Hg.): *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care*. Bielefeld 2017. Die Verantwortung für den Inhalt der vorliegenden Veröffentlichung liegt bei der Autorin.

zu einer Annäherung und einem starken Austausch zwischen unterschiedlichen Disziplinen geführt: WissenschaftlerInnen aus den Bereichen Kulturanthropologie und Ethnologie, Soziologie, Archäologie und anderen historischen Wissenschaften, Materialwissenschaften, Philosophie, Psychologie und vielen mehr haben ebenso wie Fachleute aus den Bereichen Museum oder Pädagogik die Rolle der Dinge in der menschlichen Lebens- und Erfahrungswelt neu durchdacht. Entsprechend stehen unterschiedliche Ansätze und Zugänge für die Analyse von Mitwirkung,<sup>2</sup> Bedeutung,<sup>3</sup> Agency,<sup>4</sup> Eigensinn<sup>5</sup> etc. von Objekten zur Verfügung. Damit verbunden ist auch ein breites Repertoire unterschiedlicher Methoden zur Sammlung und Auswertung von Daten, aus dem ObjektforscherInnen, dem pluralistischen Anspruch der Material Culture Studies entsprechend, jene wählen können, die in ihren Augen dem Forschungsgegenstand angemessen sind. Die sich an Fachgrenzen orientierenden eher traditionellen Methoden sind in den wenigsten Fällen dezidiert darauf abgestimmt, Objekte, schon gar nicht Objekte in ihrer Materialität, als datengenerierende Faktoren zu betrachten. Die unterschiedlichen in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen etablierten Zugänge wie zum Beispiel teilnehmende Beobachtung, diverse Interview- und Textanalyseformen, Verfahren der datenbasierten Theoriebildung stellen zwar mannigfaltige probate Mittel der Materialsammlung und -interpretation bei der Erforschung materieller Kultur zur Verfügung. Doch mit diesen methodischen Ansätzen, die alle dem

- 2 Vgl. Martin Waldenfels: Die Mitwirkung der Dinge in der Erfahrung. In: Hans-Peter Hahn: Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015, S. 57–79.
- 3 Vgl. Hans-Albrecht Hartman, Hans Albrecht, Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktionen und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden 2000; Bernd Oeljeschläger: Dingbiographien in Lieblingsgegenständen. Ein Versuch zur Benennung von Dingbedeutungen. In: Hermann Heidrich (Hg.): Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 86–93 und Daniel Miller: Der Trost der Dinge. Fünfzehn Porträts aus dem London von heute. Berlin 2010 (EA 2008).
- 4 Zum Beispiel Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a. M. 2008 (EA 1991).
- 5 Zum Beispiel Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2005; Ders. (Hg.): Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015.

qualitativen Paradigma zugeordnet werden können – unter anderem Dichte Beschreibung nach Clifford Geertz 1983, ethnomethodologische Konversationsanalyse nach Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson, Dokumentarische Methode nach Karl Mannheim, Grounded Theory Method (GTM) nach Barney G. Glaser und Anselm Strauss bzw. Anselm Strauss und John Corbin – sind zum Teil sich widersprechenden Prämissen und Erkenntnisinteressen verbunden. So geht es bei einer dichten Beschreibung beispielsweise darum, sich verstehend jenen Strukturen zu nähern, die das Beobachtete bedingt haben, während die GTM auf eine erklärende und möglichst allgemeingültige Theoriebildung abzielt. Bei der Auswertung, die in der Regel über Codierungsverfahren erfolgt, bestehen darüber hinaus zwischen den Methoden empfindliche Unterschiede bezüglich der Generierung der Codes, die je nachdem aus dem Text oder aus der Fragestellung heraus entwickelt werden. Die analysierten Texte schließlich, ob Beobachtungsprotokolle, Interviews, Gebrauchsanleitungen, bilden, auch wenn sie in unserem Fall alle auf Objekte Bezug nehmen, sehr unterschiedliche Realitäten ab. Die Angelegenheit wird noch komplexer, wenn wir uns bei objektzentrierter Forschung in der historischen Dimension bewegen.

Diese sehr reiche, aber auch diverse Landschaft an Zugängen soll nun aus der Perspektive eines objektzentrierten Forschungsprojektes beschrieben werden. Im Folgenden wird vom Versuch die Rede sein, ein analytisches Instrument zur Erfassung der Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen aus der interdisziplinären Forschungspraxis heraus zu entwickeln. Zunächst möchte ich einen kurzen Überblick über das Projekt „Pflegedinge“, also über den Rahmen der behandelten Thematik geben und die Fragestellung wie den theoretischen Horizont skizzieren. Forschungsstrategien und methodische Zugänge zur Materialsammlung sollen dabei am Beispiel des von mir bearbeiteten Teilprojektes „Diskrete Dinge: unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen“ aufgezeigt werden.<sup>6</sup> Daran anschließend werde ich mich der interdisziplinären methodologischen Dimension dieses Projekts einer Objektforschung zuwenden und damit den Schwierigkeiten, Dinge, Diskurse und Praktiken in einem

6 Hierzu siehe auch Anamaria Depner: Diskrete Dinge: Unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen. In: Lucia Artner u. a.: *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care*. Bielefeld 2017, S. 205–237.

Zugriff zu erfassen. Abschließend möchte ich anhand eines Beispiels aus meiner eigenen Forschung auf eine Frage zu sprechen kommen, die sich mir, infolge dieser Methoden-Debatte, hinsichtlich des Praktiken-Konzeptes stellt: Wo ist das Praktiken-Konzept mit dem Objektkonzept der Material Culture Studies kompatibel – und wo nicht?

### Das Forschungsprojekt „Pflegedinge“

Pflege und Care, ob aus historischer Perspektive oder in heutigen Settings, von den Dingen her zu untersuchen, war Ziel des interdisziplinär angelegten Grundlagenforschungsprojektes „Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege“ (kurz: *Pflegedinge*), das vom Februar 2014 bis Januar 2017 an vier Standorten in Deutschland durchgeführt wurde. Beteiligt waren das Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg, das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité, das Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim und das Fachgebiet Pflegewissenschaft der Universität Osnabrück. Die disziplinäre Vielfalt im Projekt war nicht alleine auf die beteiligten Institutionen zurückzuführen, sondern auch auf die fachliche Ausrichtung der mitarbeitenden ForscherInnen, unter denen beispielsweise drei Ethnologinnen mit ganz unterschiedlichen Schwerpunkten zu finden waren oder KollegInnen, die eine Krankenpflegeausbildung absolviert hatten, bevor sie die akademische Laufbahn als Pflegewissenschaftler oder Historikerin und Ausstellungskuratorin einschlugen. Allen ging es darum, Dinge im Wechselspiel ihrer Nutzung in der pflegerischen Praxis und ihrer diskursiven Einbettung zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Pflegesettings zu erfassen und zu verstehen. Die Rolle der Dinge bei der Konstitution von Pflege sollte sowohl aus historischer als auch aus gegenwartsbezogener Perspektive analysiert werden. Der Einfluss unterschiedlicher diskursiver Wissensbestände bei der Gestaltung, Benutzung und Rollenzuweisung von Dingen in der Pflege sollte dabei miteinbezogen werden. Ziel war es, in Pflegekontexten Interaktionen und Beziehungen, in denen Menschen wie Dinge involviert sind, zu untersuchen.

Den theoretischen Rahmen bildeten dabei die bereits eingangs erwähnten Material Culture Studies, aber auch die damit verknüpften Science and Technology Studies und die Workplace Studies. In den Material Culture Studies werden Objekte als facettenreich und vieldeutig

konzipiert und die Materialität, die Stofflichkeit der Dinge wird stets im Blick behalten. Wird nach Bedeutung gefragt, so auch jenseits eines semiotischen Verständnisses, wie es beispielsweise für den Symbolischen Interaktionismus im Sinne eines Herbert Blumer in der Soziologie der Fall ist. Aber auch der Verlust und Wandel der Bedeutung(en) oder besser, der Rollen von Dingen ist Untersuchungsgegenstand der Material Culture Studies ebenso wie die menschliche Interaktion mit und die menschliche Beziehung zu den Dingen. Gerade in der deutschsprachigen Forschungsliteratur findet sich eine starke Hinwendung zu der Frage nach der Rolle der physischen Präsenz der Dinge für unsere Wahrnehmung und die Konstitution der uns umgebenden Dinge, aber auch für unsere Selbstwahrnehmung als leibkörperliche Wesen.<sup>7</sup> Nicht zuletzt aufgrund ihrer stofflichen Beschaffenheit können Dinge Handlungen ermöglichen oder behindern und sind mit Menschen und anderen Dingen auf unterschiedlichen Ebenen verbunden. Autoren wie Andreas Kuntz,<sup>8</sup> Martin Scharfe,<sup>9</sup> Gudrun König<sup>10</sup> oder Hans Peter Hahn<sup>11</sup> haben dies bereits mehrfach aufgezeigt. Der Historiker und Raumtheoretiker Karl Schögel bringt es anschaulich auf den Punkt wenn er mit Blick auf 9/11 formuliert: „Wir sind durch alle kulturellen Vermittlungen hindurch daran erinnert worden, dass nicht alles Zeichen, Symbol, Simulacrum,

- 7 Hans Peter Hahn, Jens Soentgen: Acknowledging Substances. Looking at the Hidden Side of the Material World. In: *Philosophy and Technology* 24/1 (2010), S. 19–33; Waldenfels (wie Anm. 2) und Anamaria Depner: Dinge in Bewegung. Zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim (zugl. Diss. Univ. Frankfurt a. M. 2013). Bielefeld 2015.
- 8 Andreas Kuntz: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkswissenschaftlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: *Ethnologia Europaea* 20 (1990), S. 61–80.
- 9 Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): *Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft*. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 23). Wien 2009, S. 15–33.
- 10 Gudrun König: Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur. In: Hermann Heidrich (Hg.): *SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim* (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 72–85.
- 11 Hahn (wie Anm. 5).

Text ist, sondern Stoff, Materie, Baumaterial, von dem man erschlagen werden kann“.<sup>12</sup>

Bei den im Projekt untersuchten Objekten und Technologien handelte es sich beispielsweise um ein historisches Thermometer<sup>13</sup>, ein Pflegebett im hochspezialisierten Krankenhauskontext<sup>14</sup>, ein Toilettenstuhl, eingesetzt in Altenpflegeeinrichtungen<sup>15</sup>, zwei Sensoren-basierte Homecare-Systeme im Vergleich<sup>16</sup> sowie um in der Pflege demenziell erkrankter Menschen eingesetzte Dinge wie die von mir untersuchten Gegenstände<sup>17</sup>. In der letztgenannten Studie ging es nicht darum, a priori als Pflegedinge definierte Objekte im Einsatz zu betrachten, sondern darum, vor dem Hintergrund ihrer Nutzung in genuin pflegerischen Situationen eben solche Pflegedinge zu entdecken und zu identifizieren. Dabei fielen Objekte auf, die sonst leicht übersehen oder gemeinhin als selbstverständlich und verfügbar angenommen werden. Dennoch – oder gerade deswegen – wirken sie an der Ausgestaltung von Pflege weitreichend mit. Ihre Alltäglichkeit und Unaufdringlichkeit, sowohl für den Betrachter als auch für die bei der Nutzung involvierten AkteurInnen, veranlasste mich, diese Objekte als *diskrete Dinge* zu bezeichnen. Solche Objekte mussten nicht notwendigerweise speziell für die Pflege intendiert sein, sondern es konnte sich dabei um ganz unterschiedliche Objektgruppen handeln: um Objekte, die in derselben Form auch jenseits der

- 12 Karl Schlögel: Kartenlesen, Augenarbeit. Über die Fälligkeit des spatial turn in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. In: Heinz Kittsteiner (Hg.): Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. München 2004, S. 262.
- 13 Dazu Isabel Atzl: Das materiale Erbe der Pflege. Historische Pflegedinge in Sammlungen und Museen und ihr Potential für die (pflege-)historische Forschung. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 51–84.
- 14 Dazu André Heitmann-Möller, Hartmut Remmers: Pflegebett und Agency. Eine Untersuchung aus der Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 133–162.
- 15 Dazu Lucia Artner, Daniela Böhringer: Die Veralltäglichung grenzwertiger Arbeit durch Pflegedinge. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, 169–198.
- 16 Dazu Carolin Kollwe: (In-)Aktivitäten des täglichen Lebens. Die Kategorisierung und Gestaltung des Alltags älterer und alter Menschen durch Technologien des *Ambient Assistent Living*. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 91–126.
- 17 Depner (wie Anm. 6)

Einrichtung Teil des alltäglichen Lebens sind, im Kontext betrachtet aber für Organisation und Herstellung von Pflege und die Umsetzung von Pflegeleitbildern als zentral identifiziert wurden: beispielsweise Teelöffel, Tassen – und auch der Kaffee darin. Andere Objekte, die ich als diskrete Dinge bezeichne, waren zwar speziell für die Nutzung in Pflegeheimen hergestellt worden, waren aber aufgrund ihrer Beschaffenheit und ihres Einsatzes unaufdringlich oder wenig sichtbar, so zum Beispiel Sturzmatten, die so unauffällig wie effektiv sind. Bei der Einführung und auch im Gebrauch konnten aber nach meinen Beobachtungen auch solche Dinge zuweilen den Ablauf von Pflegeaktivitäten empfindlich beeinträchtigen, wovon am Ende des Artikels noch die Rede sein wird. Weiter beobachtete ich selbstgefertigte und angepasste Objekte, die auf spezielle und individuelle Anforderungen antworteten und deren Implementierung in die Pflegepraxis als kreativer Lösungsansatz gesehen werden kann, so wie beispielsweise ein umfunktioniertes Handtuch, das als Kleidungsstück dient. Hierfür wurde in das Stoffstück ein Loch geschnitten und versäumt, so dass es über den Kopf gezogen werden kann. Mit dieser letztgenannten Gruppe von Objekten, die auf spezielle Bedürfnisse der Gepflegten wie Pflegenden antworten, eng verbunden sind auch Objekte, die sich auf die Lebensgeschichte, Lebenswelt und die individuellen Vorlieben der Gepflegten bezogen. Diese bezeichne ich als *biographische Objekte* – bezugnehmend auf eine Veröffentlichung der Ethnologin Janet Hoskins<sup>18</sup> und auf den in der Pflege zentralen Anspruch, den Austausch mit den Gepflegten durch Biographiearbeit<sup>19</sup> zu rahmen bzw. biographiebezogen zu pflegen. Das konnten Gegenstände sein, die aus dem Besitz der gepflegten Person stammen; also ganz persönliche biographische Objekte, die mitunter auch eine individuelle symbolhafte Bedeutung für ihre Besitzer hatten. Das konnten aber auch allgemein biographische Objekte sein, die den Gepflegten aus ihrer (früheren) Lebenswelt und

18 Janet Hoskins: *Biographical Objects. How Things Tell the Stories of People's Lives.* London 1998.

19 Biographiearbeit ist ein wichtiges Instrument moderner Pflegemodelle, die einen hohen Wert auf die Individualität und Selbstbestimmungsmöglichkeiten der zu pflegenden Menschen legen. Im Gespräch mit Angehörigen, BetreuerInnen und der jeweiligen Person selbst werden umfassende Angaben über den je spezifischen Lebensweg, die prägenden Erfahrungen, Präferenzen und Besonderheiten zusammengetragen. Leitend ist der Gedanke, dass über diese Informationen ein tieferes Verständnis für den jeweiligen Menschen erreicht werden kann, was es wiederum ermöglicht, diesen seinen Bedürfnissen entsprechend und damit besser zu pflegen.

Alltagsumgebung bekannt waren.<sup>20</sup> Solche Objekte kamen also aus oder in Anlehnung an einen zuvor geführten Alltag in die Einrichtungen und wurden sowohl von Pflegenden als auch von Gepflegten mitgebracht. Ein Beispiel hierfür wäre der beobachtete Einsatz von Frottee-Waschhandschuhen bei der Körperwäsche, die im Gegensatz zu Einwegprodukten ein vertrautes Gefühl vermitteln konnten und für einige ältere Menschen auch Teil der gewohnten Waschpraktiken waren. Einige dieser Dinge wurden zuweilen nicht mehr in den Kontexten, in denen sie „normalerweise“ vorzufinden sind, eingesetzt – zumindest nicht mit dem üblichen Zweck bzw. Ergebnis, waren aber für die Herstellung von individueller Normalität für die Gepflegten maßgeblich, so zum Beispiel ein Strohbesen, mit dem eine an Demenz erkrankte Frau einer Praktik, die Teil ihres früheren Alltags war, nachgehen konnte, ohne dass diese effektiv ausgeführt oder notwendig gewesen wäre. Für die Person selbst war das Fegen mit dem Besen aber eine Möglichkeit, sich zu betätigen und sich sinnvoll einzubringen. Für ihre Pflege in der Einrichtung hatte das unter anderem die Auswirkung, dass sie seltener als unruhig wahrgenommen wurde und damit auch seltener Sedativa bekam.

### Auf der Suche nach einem gemeinsamen objektzentrierten Zugang

#### Pflegedinge – Operationen des Definierens

Nach dem Verständnis der Projektgruppe ist die Kategorie *Pflegedinge* prinzipiell offen und nicht normativ, sondern kontextuell zu bestimmen. Pflegedinge sind Dinge aus pflegerischen Aktionsfeldern in einem bestimmten Zeithorizont. Der historische Rahmen und das Setting sind ebenso maßgebend dafür, ob sich ein Gegenstand als Pflegeding bezeichnen lässt, wie die Handlungen, in denen er involviert ist oder die Personen, die dabei eingebunden sind und werden. Ebenfalls können die Absichten der Nutzung, die zugrundeliegenden Wissensbestände und nicht zuletzt kontextuelle Bilder und Konstruktionen von beispielsweise Arbeit, Krankheit oder Geschlechterrollen hierfür relevant sein. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Tätigkeiten, die heute dezidiert in den Aufgabenbereich von professionell Pflegenden gehören, wie das Fiebermessen mit einem Thermometer, waren vor gut hundert Jahren noch in

20 Depner (wie Anm. 6).

ärztlicher Hand, das Thermometer in dieser Zeit also auch kein *Pflegeding*, die Beobachtung des Gepflegten und seines Zustandes aber gehörte auch da zur pflegerischen Tätigkeit und stellte damit Pflege dar.<sup>21</sup> Entsprechend gehen wir von einem weiten und flexiblen Pflegebegriff aus, der weit mehr umfasst als professionalisierte Tätigkeiten bzw. die Tätigkeit professionell Pflegenden: „Pflegedinge sind materiale Gegenstände, die sowohl historisch als auch gegenwärtig in sozialen Konstellationen und Konstruktionen von Pflege und care vorkommen.“<sup>22</sup>

Aus methodologischer Sicht waren wir uns von Anfang an einig, dass durch einen explorativen und induktiven Zugang der Blick auf die Rolle von Dingen bei der Herstellung von Pflege sowie auf die Bedeutung(en) dieser Gegenstände für Pflegende, Gepflegte und ihr soziales Umfeld erweitert werden sollte. Um das zu erreichen, verständigten sich Lucia Artner, Isabel Atzl, André Heitmann-Möller, Karolin Kollewe und ich uns auf ein exploratives Jahr zur Orientierung und offenen Materialsammlung. Dabei zeigte sich, dass es nicht zielführend ist, die Methoden zur Datenerhebung zu vereinheitlichen, sondern dass erst ein pluralistisches Vorgehen ein umfassenderes Bild des Untersuchungsfeldes ermöglicht.

Wie die anderen ForscherInnen im Projekt hatte ich zunächst ein Forschungssetting für meine Studie ausgewählt, das als relevant und vielversprechend im Sinne der Fragestellung angesehen werden konnte und zu meinen Vorarbeiten passte: die stationäre demenzspezialisierte Pflege. Als zweiten Schritt entwickelte ich für die Orientierungserhebung ein Forschungsdesign, das mir mit Hilfe von Methodentriangulation erlaubte, dieses Feld in seiner Vielfalt kennen- und einschätzen zu lernen. Ich orientierte mich dabei an den klassischen empirischen Methoden kulturanthropologischer Fragestellungen: teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviewmethoden wie freie und leitfadengestützte Expertengespräche. Hinzu kam eine Vielzahl in situ aufgenommener Fotoaufnahmen von Dingen, Dingensembles, Settings und Handlungen, mit Hilfe derer das Gesehene dokumentiert wurde. Diese Fotonotizen dienten mir einerseits als visuelle Gedächtnisstütze für die Erstellung der dichten Beschreibung, andererseits als Grundlage für genaue Bildanalysen zum tieferen Verständnis der Situation und dem genaueren Erfassen

21 Atzl (wie Anm. 13), S. 70 ff.

22 Carolin Kollewe u. a.: *Pflegedinge – Materialitäten in Pflege und Care*. Theoretischer Rahmen und interdisziplinärer Ansatz. In: Lucia Artner: *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care*. Bielefeld 2017, S. 15–44.

der Objekte und ihrer Kontexte. Entsprechend der GTM wechselten sich im Forschungsprozess Phasen der Erhebungen, der Theoriebildung und der Auseinandersetzung mit einschlägigen wissenschaftlichen Publikationen ab. Das im Feld gesammelte und generierte Datenmaterial setzt sich zusammen aus Texten über Dinge aus der Perspektive der Forscherin, Texten über Dinge aus der Perspektive der Befragten und aus fotografischen Abbildungen von Dingen, erfasst wiederum von der Forscherin.

Auch in den Teilstudien der anderen KollegInnen wurden zunächst unterschiedliche methodische Ansätze gewählt und ein an die GTM angelehntes Vorgehen verfolgt. In einem offenen Dialog innerhalb gemeinsamer Treffen präsentierten und diskutierten wir unser erhobenes Material, gelesene Texte und anderweitig erworbenes Wissen und auch die ersten noch sehr tastend formulierten Theorien. Dieser Austausch hatte zum einen zur Folge, dass wir die Arbeit im Projekt nicht nur als inter- sondern zunehmend als transdisziplinär zu begreifen begannen, dass sowohl vermehrt Wissen aus der Praxis unseren wissenschaftlichen Diskurs speiste als auch, dass dieser Diskurs zunehmend geprägt war von dem Wunsch, möglichst alle disziplinspezifischen Perspektiven zu integrieren und einen gemeinsamen und für alle geltenden interpretativen Zugang zu den unterschiedlichen Arten an Datenmaterial zu finden. Dies sahen wir als Desiderat vornehmlich, weil wir alle den gleichen Untersuchungsgegenstand – die Dinge – teilten und, wie uns deutlich wurde, objektzentrierte Forschung immer auch als Forschung jenseits disziplinärer Grenzen zu sehen ist. Dinge in ihren Rollen, Funktionen und Bedeutungen zu untersuchen und dabei ihrer Materialität Rechnung zu tragen, führen unterschiedliche Disziplinen zusammen, vereint sie und überwindet damit ihre diskursiven Grenzziehungen, weil Materialität als Teil der Welt unabhängig davon existiert, wie (oder ob) theoretische Diskurse sie erfassen und einordnen. Forschungsfragen, die materielle Objekte in den Mittelpunkt rücken, haben aufgrund ihres Untersuchungsgegenstandes so gesehen immer auch einen postdisziplinären Charakter.

Die Methodendebatte sensibilisierte damit auch für den Zusammenhang von Dingen, Diskursen und Praktiken. Aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive ist davon auszugehen, dass auch in der Pflege Objekte in ihrer Nutzung in engem Zusammenhang mit allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen von Körperlichkeit, Alter, Krankheit/Gesundheit, Gender und anderen Faktoren stehen. Parallel zur Recherche historischer Objekte in Sammlungen und ersten

Orientierungserhebungen in Krankenhäusern, Privathaushalten und in meinem Fall in Altenpflegeeinrichtungen, setzten wir uns deshalb intensiv mit den Inhalten aktueller und älterer Pflegelehrbücher, mit Pflege-theorien und deren Genese sowie mit aktuellen pflegebezogenen Diskursen auseinander. Zu letztgenannten sind politische und politiknahe, öffentliche und gesamtgesellschaftliche Diskurse ebenso zu rechnen wie die aus-handelnden und wissensbildenden Kommunikationsakte Gepflegter und Pflegenden – wobei hier natürlich zwischen diversen pflegenden Gruppen zu unterscheiden ist. So habe ich beispielsweise unter anderem einschlägige Internetforen verfolgt, in denen sich professionelle Pflegekräfte über ihre tägliche Arbeit austauschen. Ebenso habe ich neuere Ausgaben von Fachzeitschriften wie *Der Pfleger. Die Schwester*, einem offiziellen Organ des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe, das an PraktikerInnen adressiert ist, nach für meine spezielle Fragestellung relevanten Artikeln durchsucht. Ziel war dabei nicht die lückenlose Dokumentation unterschiedlicher diskursiver Stränge, sondern ein schärferes und umfassenderes Bild des Objektbezuges in der Pflege.

#### Doing Carework – Diskussion möglicher Ansätze

Um besser herausarbeiten zu können, wie sich diese Wissensbestände und Diskussionen auf die pflegerischen Praktiken auswirken, zogen wir Texte von Autoren wie Andreas Reckwitz, Matthias Wieser und Karl Hörning zu Rate.<sup>23</sup> Die viele Disziplinen umfassende praxeologische Debatte um durch Praktiken konstituierte und reproduzierte Logiken in unterschiedlichen sozialen Bereichen, priorisiert das implizite Wissen agierender Subjekte und denkt dezidiert Dinge und ihre Materialität mit. So schreibt Reckwitz, „dass Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ‚Dingen‘, ‚Objekten‘ bedeuten, was beides jedoch weder im Sinne des Behaviorismus noch eines Technizismus zu verstehen ist.“<sup>24</sup> Dabei, so Reckwitz weiter, sei „Routinisiertheit und ‚Traditionalität“

23 Eine nach wie vor hilfreiche Zusammenstellung findet sich in dem Sammelband von Karl H. Hörning, Karl H., Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004.

24 Andreas Reckwitz: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4 (2003), S. 290.

sozialer Praktiken [...] nur die eine Seite der sozialen Welt; die Praxistheorie betont gleichzeitig, dass die Logik der Praxis nicht aus der Wiederholung von Routinen besteht, sondern dass sich hier auch immer wieder eine interpretative und methodische Unbestimmtheit, Ungewissheit und Agonalität ergibt, die kontextspezifische Umdeutungen von Praktiken erfordert und eine ‚Anwendung‘ erzwingt und ermöglicht, die in ihrer partiellen Innovativität mehr als reine Reproduktion darstellt.“<sup>25</sup> Laut Reckwitz ist der Status der Artefakte ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der unterschiedlichen praxeologischen Strömungen.<sup>26</sup>

Wieser, der sich differenziert mit den posthumanistischen Ansätzen von Bruno Latour und den eher „schwachen Artefakten“<sup>27</sup> in beispielsweise der Praxeologie nach Hörning auseinandergesetzt hat, schreibt: „Während bei Bruno Latour den Dingen selbst Handlungspotential zugeschrieben wird, haben sie in der kulturtheoretischen Perspektive von Karl H. Hörning ‚lediglich‘ Irritations- und Herausforderungspotential.“<sup>28</sup> Nach Wieser betrachtet Latour stets Hybride und ihre soziale Wirkungsweise. Menschen und Dinge sind in ihrer Wirkung dabei untrennbar verbunden und gleichberechtigt. Viele praxeologische Ansätze, so wie der von Hörning, folgen dem Konzept einer Symmetrie, wie sie die Actor Network Theory (ANT) postuliert, nicht vollumfänglich. Wieser spricht hier von „Theorien sozialer Praktiken“<sup>29</sup> im Unterschied zu Praxistheorien (zu denen er auch die ANT zählt). Solche Theorien sozialer Praktiken betrachten nicht die „Praxis der Dinge“<sup>30</sup> sondern vielmehr die „Dinge der Praxis“<sup>31</sup> wenn sie sich den Objekten zuwenden, also eher den Umgang mit und den Gebrauch von Dingen. Sie erfassen Objekte weniger als Konstituenten des Sozialen, als vielmehr deren gesellschaftliche Einbettung.

In unserer Forschungsgruppe bestand zwar durchaus Konsens hinsichtlich der Relevanz und gegenseitigen Bedingtheit von Diskursen,

25 Ebd., S. 294.

26 Ebd., S. 298.

27 Ebd.

28 Matthias Wieser: Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In: Karl M. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 92–197, hier S. 96 f.

29 Ebd. S. 103.

30 Ebd. S. 94.

31 Ebd. S. 96.

Dingen und Praktiken, allerdings konnte keine Einigung erzielt werden, wie weit wir welchen Ansätzen folgen wollen. Aus einer objektzentrierten Perspektive sind beide Zugänge hilfreich und zugleich kritisch zu bewerten: Ein Problem bei Latours Zugang zu den Dingen stellt die Tatsache dar, dass in den Ansätzen der ANT die Dinge abseits des Sozialen gar nicht zum Tragen kommen und in der Regel nur funktionierende Assoziationen, keine Devianzen betrachtet werden. Es wird die bereits etablierte gegenseitige Abhängigkeit und Untrennbarkeit von Objekten und Subjekten betrachtet, nicht deren Entstehung. In anderen praxeologischen Ansätzen wird der Prozess des Ausbildens von Praktiken in Abhängigkeit von den materialen Möglichkeiten der Dinge verstanden; sie setzen damit an einem früheren Punkt mit der Beschreibung an und lassen Raum für Irritationen und Neuerungen. Doch die Begegnung mit den Dingen interessiert in der Folge eher als Teil von übergreifenden, regelhaft ablaufenden Praktiken, deren Auswirkungen dann auf gesellschaftlicher Ebene eingeordnet und betrachtet werden. Für die situative, individuelle und womöglich auch herausfordernde Begegnung mit der physischen Präsenz der Dinge und ihre Folgen bleibt wenig Aufmerksamkeit. In letzter Konsequenz entmaterialisiert eine solche Perspektive die Wirkung der Dinge und fokussiert bei der Betrachtung ihrer Handhabung zu sehr auf das Ergebnis dieses Handelns in der Formierung sozialer Ordnungen durch die Dinge. Das kann bei Hörning besonders deutlich nachgezeichnet werden: Dinge wären somit Instrumente und nicht gleich zu gewichtende Faktoren im Zusammenspiel von Diskursen und Praktiken.

Besonders problematisch ist aber, dass beide Ansätze eine klare methodische Anleitung vermissen lassen, zwar durchaus als disziplinumfassende Forschungsmethode fungieren können, aber nicht entsprechende disziplinunabhängige Datensammlungs- und Auswertungstools zur Verfügung stellen. Die eingangs erwähnten gängigen Ansätze zur Datenauswertung wie etwa ethnomethodologische Konversationsanalyse und Dokumentarische Methode legen einen starken Fokus auf die Interpretation von Bedeutungszuweisungen in einem semiotischen Sinn und sehen kulturelle Objektivationen wie Handlungen, Aussagen und Dinge als Symbole und Kommunikationsmöglichkeiten an. Zweifels- ohne ist das eine Fragestellung, die zu Recht an die Dinge herangetragen werden kann. Dinge sind aber noch viel mehr als potentielle Bedeutungsträger und funktionieren grundsätzlich anders als Sprache. Des Weiteren muss man sich darüber bewusst werden, dass die Analyse von Texten

über Dinge – egal welchen Ursprungs – immer nur Aussagen bezüglich des Sprechens über Dinge generieren kann, nicht aber Aussagen über die Dinge selbst.

Tools der Auswertung – Erprobung und Weiterentwicklung

Wir konstatierten also den Bedarf an einem holistischen methodologisch konsistenten Untersuchungs- und Auswertungsverfahren hinsichtlich von Dingen in unterschiedlichen Settings. Die Dinge, so unser Anspruch, sollen dabei im Zentrum der Analyse stehen; sie müssen Ausgangs- und Zielpunkt sein und dürfen zu keinem Zeitpunkt der Auswertung aus den Augen verloren werden.

Versuche, ein solches Arbeitsmodell in neueren Veröffentlichungen zu finden, führten rasch zur Grounded Theory Method (GTM) nach Anselm Strauss<sup>32</sup>, mit der bereits von einigen ProjektmitarbeiterInnen in früheren Forschungsarbeiten Erfahrungen gesammelt worden waren. Die GTM ist wegen ihres iterativen Vorgehens bezüglich Datensammlung und -interpretation als Ansatz für objektbezogene Fragestellungen durchaus sinnvoll. Doch sind deren mehrstufige Kodierungsverfahren vor allem auf Interviewtranskripte oder auf aus dem Forschungssetting stammende Texte zugeschnitten und bei Texten wie Beobachtungsprotokollen oder dichten Beschreibungen, die von der ForscherIn selbst verfasst wurden, weitaus weniger geeignet, ein tieferes Verständnis der analysierten Phänomene und Kontexte zu ermöglichen. Im letztgenannten Fall besteht noch deutlicher als bei anderen Materialien die Gefahr, dass die Codes an manchen Stellen mehr Auskunft über den Blick des Beobachtenden als über das Forschungsfeld Auskunft geben. Zudem hatten wir auch Datenmaterial in Form von Bildern oder musealen Objekten, die mit der GTM nicht zur Gänze erfasst und ausgewertet werden können, auch wenn die in der GTM vorgesehenen Memos sich auch in unserem Forschungskontext als nützlich erwiesen.

32 Dazu Franz Breuer: *Reflexive Grounded Theorie. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden 2009.

Adele Clarke<sup>33</sup> stellt mit ihrer Form einer Diskursanalyse, ANT und GTM verknüpfenden Situationsanalyse eine Kartierungs- und Auswertungsmethode zur Verfügung, die es erlaubt, auch sehr disparates Datenmaterial zusammenzuführen. Damit konnten die vielseitigen Zusammenhänge und Bezüge in unserem Material besser veranschaulicht werden; hier wurden in einer recht freien Darstellungsform menschliche, nichtmenschliche, diskursive sowie handlungsbezogene Elemente zusammengetragen und so die Beziehungen zwischen diesen für die Analyse sichtbar gemacht. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit diesem Arbeitsmodell und mehreren Tests befanden wir diese Methode als sehr hilfreich, um das Material zu sortieren, aber nicht ausreichend, um unserem objektzentrierten Anspruch zu genügen. Clarkes Situationsanalyse zielt auf die Ebene der Organisation ab, das heißt auf die Meso-Ebene. Der Fokus liegt auf dem Handeln in Situationen, auf Praktiken, auf Organisationen sowie auf Gegenständen. Man kann damit die Daten ordnen und Zusammenhänge gut herausarbeiten, doch die Objekte selbst geraten viel zu schnell in den Hintergrund. Sie finden sich zwar in den Kartierungen wieder, doch ihre physische Präsenz, ihre Mitwirkung an dem durch sie vorgegebenen Handlungsrahmen, die Logik ihrer Nutzung und Relevanz wird nicht detailliert genug erfasst.

Wir hatten die Vorstellung, im Team ein Auswertungsinstrument zu generieren, das – basierend auf dem zusammengetragenen Material der explorativen Phase – einen objektzentrierten Zugang zu den weiteren erhobenen Daten ermöglicht. Idealerweise sollte dieser Zugang für alle ProjektmitarbeiterInnen anwendbar sein. Das Verfahren sollte zur Verknüpfung einzelner Diskurse miteinander, mit Dingen und mit Praktiken dienen und Interdependenzen an Schnittstellen sichtbar machen. So entwickelten wir eine Liste von Themenfeldern, die sich für alle Forschenden als relevant erwiesen hatten. Aufgrund der Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Objekten der Pflege, den Beobachtungen, Interviews und Lektüren sowie des systematischen Austauschs untereinander arbeiteten wir jene Themen und Begriffe heraus, auf die wir bei der Betrachtung unseres Materials immer wieder gestoßen waren: *Nähe*, *Sicherheit*, *Selbstständigkeit*, *Wissen* oder *Standardisierung*. Dies waren

33 Adele E. Clarke: *Situational Analyses: Grounded Theory Mapping after the Postmodern Turn*. In: *Symbolic Interaction* 26/4 (2003), S. 553–576 und dies.: *Situational Analysis: Grounded Theory after the postmodern Turn*. Thousand Oaks, California u. a. 2005.

Themen, die in den einzelnen Aushandlungsforen der verschiedenen pflegebezogenen Diskurse immer wieder aufgetaucht waren. In all jenen Tätigkeiten und Praktiken, die wir unserem Material zufolge als pflegerische Aktionsfelder in einem spezifischen Zeithorizont identifiziert hatten, waren diese Themenfelder ebenfalls zu finden. Die Objekte, die wir in der Feldforschung und den musealen Sammlungen als relevant identifiziert hatten, ordneten wir diesen Praktiken zu, die Liste blieb offen. Mit den gemeinsam extrapolierten Aspekten konnten wir also die Ebene der Diskurse und jene der Praktiken abdecken.

Nachdem wir festgestellt hatten, dass mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen, mit unterschiedlichen Erhebungsmethoden, in unterschiedlichen Pflegesettings über einen Untersuchungszeitraum von etlichen Jahrzehnten durchaus belastbare inhaltliche Grundlinien aus dem Material zu extrahieren waren, schlossen wir eine neuerliche Phase der Feldforschung an. Ziel war es schließlich, aus der Bewegung zwischen Praktiken und Diskursen rund um die Dinge einen analytischen Zugang zum gesamten bisher vorhandenen Material wie auch zu neuen empirischen Daten zu entwickeln. Doch bei der Erprobung unseres kategorialen Rasters, also bei der Auswertung des neuen Materials, stellte sich das Konzept zum einen als begrifflich zu wenig ausdifferenziert, zum anderen als zu starr und sperrig heraus. Die Praktiken erschienen damit als diskursiv vorgegeben, die Dinge waren versteckt und zu bloßen Instrumenten der Praktiken und Diskurse degradiert.

Auch beschäftigte uns zunehmend die Frage der Erfassbarkeit von vergangenen, historischen, aber auch zeitgenössischen Praktiken: Welche Aussagen kann man über Praktiken treffen, die man nicht beobachten kann? Können historisch Forschende aber auch jene, die als Zugriff auf aktuelle Phänomene Interviews und nicht Beobachtungen wählen, überhaupt den Anspruch erheben, Praktiken zu analysieren? Und: Wie können wir uns bei einer teilnehmenden Beobachtung sicher sein, dass wir wissen, welche Praktik wir beobachten? Am Beispiel wird die Brisanz dieser Frage deutlich: Während ein an Demenz erkrankter Bewohner im Bett gewaschen und rasiert wurde, lag stets die Hand der Pflegekraft auf dessen Hüfte auf, wenn sie nach den Utensilien auf dem Nachtkästchen griff. Ich hatte angenommen, die Praktik des Sicherns beobachtet zu haben, bis mir die Pflegerin, nachdem wir ein tiefergehendes Vertrauensverhältnis entwickelt hatten, offenbarte, dass ich eigentlich eine Praktik des Vorführens regelkonformer Pflege (in diesem Fall das „Waschen-wenn-andere-Personen-dabei-sind“) beobachtet hatte. Sie

erläuterte, dass es ihr bei der Berührung der Gepflegten nicht so sehr um das taktile Sichern ging als vielmehr um das vorgabenkonforme Ausführen der pflegerischen Tätigkeit, dass zu zeigen sie gewohnt war, wenn eine beobachtende Person mit im Raum war.

In einem stufenweisen, längeren Prozess entwarfen wir immer neue Maps, um Interdependenzen systematisch zu beschreiben. Die Schemata wurden im Laufe der Auseinandersetzung wesentlich differenzierter. Es kristallisierte sich als zentrales Anliegen heraus, von den Dingen bzw. der Beziehung zwischen Menschen und Dingen in konkreten Situationen auszugehen und dem Zirkulären der gegenseitigen Beeinflussung von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung zu tragen: Als zentral ist das relationale Verhältnis von Menschen und Dingen anzusehen. Diskurse, verstanden als Bündelung interdependierender, meinungsetablierender Aussagen, stellen Aushandlungsforen dar, in denen normative Aussagen getroffen und, Foucault folgend, Wirklichkeiten mitentworfen werden. Jede dieser Wirklichkeiten lässt gewisse Praktiken beim Austausch zwischen Menschen und Dingen entstehen – gleichzeitig bestimmen aber Handlungen und Verhaltensweisen, ob routinisiert oder nicht, Diskurse. Die Ausgestaltung von Dingen ist ebenfalls von Diskursen bestimmt – aber auch von der Nutzungsintention und der vollführten Handlung an den Objekten, und den materiell bedingten Möglichkeiten, die wiederum den Umgang mit den Dingen rahmen.

Mit all diesen Überlegungen entfernten wir uns zunehmend von der Erstellung eines Auswertungsinstrumentes zur konkreten Arbeit am Ausgangsmaterial. Es ist vielmehr ein Meta-Konzept entstanden, das bereits wissenschaftlich aufbereitete Daten über das Gefüge von Dingen, Diskursen und Praktiken systematisch miteinander verbinden und Interdependenzen aufzeigen kann.

„Interdisziplinarität“, so lässt sich mit Harald Welzer schlussfolgern, „funktioniert nur pragmatisch, in der exakten Definition eines gemeinsam erschließbaren Gegenstandsbereichs und in der Abstimmung erprobter Instrumente und Methoden.“<sup>34</sup> Eine Übereinstimmung lässt sich in den seltensten Fällen erreichen. Der Versuch, eine transdisziplinäre, objektzentrierte Auswertungsmethode zu generieren, führte nicht zu einem von allen anwendbaren Werkzeug. Doch die Themenliste, die wir projektbezogen bereits nach einem Jahr zu erstellen begannen und im folgenden *Analysefoki* nannten, blieb erhalten, wurde erweitert und

34 Harald Welzer: Nur nicht über Sinn reden! In: Die Zeit vom 27.04.2006, S. 18.

als sensibilisierendes und erkenntnisförderndes Konzept bei der Interpretation des Materials und der Verknüpfung der Datenbestände untereinander eingesetzt.<sup>35</sup>

Anhand eines Objektbeispiels aus meiner Forschung möchte ich aufzeigen, wie sich, den oben vorgestellten Zusammenhängen folgend, objektzentriert Erkenntnisse generieren lassen, die Diskurse und Praktiken mit einbeziehen. Dabei entstehen Fragen hinsichtlich der praxeologischen Prämissen, deren Klärung zu einem sowohl objekt- als auch personenbezogenen Zugang beitragen könnte.

### Diskurse, Dinge und die große Blackbox des Gebrauchs.

#### Ein Objektbeispiel

Die Sturzmatte ist ein Objekt, das infolge der Debatte um freiheitsentziehende Maßnahmen verstärkt Einzug in Pflegeheime gefunden hat. Sie soll die Folgen eines Sturzes im Schlaf aus dem Bett eindämmen und die Verletzungsgefahr vermindern. Die Fixierung von Personen, beispielsweise durch Gurte, um einen solchen Sturz zu verhindern, wird aus rechtlicher Perspektive grundsätzlich als freiheitsentziehende Maßnahme bewertet und ist heutzutage nur in vereinzelten, begründeten Ausnahmefällen zulässig. In der Vergangenheit wurden als Reaktion hieraus in der Regel die Bettseitenstützen angebracht, beziehungsweise, je nach Bauart des Bettes, diese teilweise oder ganz hochgezogen. Bei Personen allerdings, die bedingt durch die Konstruktion des Bettes oder durch den eigenen physischen und/oder kognitiven Zustand, nicht in der Lage sind, das sogenannten Bettgitter selbständig zu entfernen, würde dieses Verfahren ebenfalls als freiheitsentziehende Maßnahme gewertet werden. Häufig wird in der Praxis viel darüber diskutiert, ob bei einer Person, die sich nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen kann, das Hochziehen der Bettseitenstützen auch unter diesen Tatbestand fallen würde. Das geläufigste Argument dagegen ist, dass die betreffende Person sich aufgrund ihrer Immobilität ohnehin nicht aus dem Bett begeben würde und

35 Nähere Ausführungen dazu, wie die Analysefoki identifiziert wurden und welche konkret als für das Projekt relevant ausgemacht wurden, wie sich ihr Einsatz in Verbindung mit dem empirischen Material ausgestaltet hat sowie Anwendungsbeispiele können in der Abschlusspublikation zum Projekt nachgelesen werden. Artner u.a. (wie Anm. 1)

ihr daher auch nicht die Freiheit, dies zu tun entzogen würde, indem das sturzverhindernde seitliche Brett angebracht wird. Dafür, auch in diesem Fall freiheitsentziehende Maßnahmen zu sehen, spricht einerseits, dass die seitlichen Stützen dennoch als unüberwindbare Begrenzung der Bewegungsfreiheit wahrgenommen werden können. Andererseits wird häufig als Immobilität das „Nicht-mehr-laufen-können“ definiert. Anderen Möglichkeiten der Fortbewegung, die ein selbstbestimmtes Verlassen des Bettes ermöglichen könnten, werden gar nicht erst bedacht und damit ausgeschlossen. Um nun dem pflegerischen Anspruch der Sturz- und Verletzungsvermeidung und der Schutzpflicht der HeimbewohnerInnen nachzukommen und gleichzeitig so viel Selbstbestimmung wie möglich zu gewährleisten, ist in Pflegeheimen durch das Aufstellen von Bewegungsmeldern oder das Auslegen von Sturzmatten vor den Betten inzwischen ein alternativer Weg eingeschlagen worden. Auch eine der Einrichtungen, in der ich teilnehmende Beobachtungen bei der Pflege von Menschen mit Demenz durchführte, hat während der Zeit meiner Aufenthalte Sturzmatten eingeführt.

In die hier besprochene Ausführung der Sturzmatte, die als die am weitesten verbreitete angesehen werden kann, sind keine Sensoren oder andere Bauteile eingearbeitet, die Stürze elektronisch weitermelden. Es handelt sich um ein ca. 180 cm × 100 cm großes, nur wenige Zentimeter dickes Objekt aus Schaumstoff. Die ganz in Blau gehaltene Matte ist so hart gepolstert, dass sie sich beim Begehen wie ein gewöhnlicher Bodenbelag anfühlt, zugleich aber weich genug ist, um einen Sturz aus circa einem Meter Höhe abzufedern. Das verwendete Oberflächenmaterial hat zudem eine höhere Rutschfestigkeit als der in der Regel in Pflegeheimen verlegte Linoleumfußboden, so dass beim Aufstehen aus dem Bett eine stärkere Reibung zwischen (Fuß)Sohle und betretenem Untergrund entsteht und ein Ausrutschen damit weniger wahrscheinlich wird. Die Ecken der Matte sind abgerundet und alle umlaufenden Kanten sind abgeschrägt, so dass ein stufenloser Übergang vom Boden auf die Matte und zurück ermöglicht wird. Damit soll das Befahren der Matte beispielsweise mit Rollstühlen, Rollatoren oder Liftern ermöglicht werden, ohne dass sich deren Räder an Kanten stoßen; Personen, die ihre Füße nur sehr wenig beim Gehen anheben können, sollen mühelos die Matte betreten können. Idealerweise ist kein Unterschied zwischen Boden und Matte zu spüren: Sie wirkt unauffällig, unaufdringlich und absolut passiv. Material und Form sind den Intentionen und Notwendigkeiten der Nutzung angepasst.

Abseits dieser beabsichtigten Nutzung wie Befahren, Begehen, Ausrutschen-Verhindern, Sturz-Auffangen – kann der Umgang mit der Matte genau aufgrund dieser Materialität und Ausführung zu weitreichenden Herausforderungen und Störungen führen, wie in meinen Beobachtungen ersichtlich wurde: Im Zuge der Reinigung des Fußbodens muss auch der Bereich unter der Matte gesäubert werden. Diese Arbeiten werden von hauswirtschaftlichem Personal durchgeführt. Die Matte muss dazu zur Seite genommen werden, danach gibt es drei mögliche Szenarien für die Wiederbereitstellung. Entweder die Matte liegt auf dieselbe Art und Weise wie zuvor an derselben Stelle zur Nutzung bereit. Somit hat der Umgang mit der Matte seitens der Hauswirtschaft keine Auswirkung auf die Pflege. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Matte nicht wieder an ihren Platz zurückgelegt wird. In diesem Fall war sie bei meinen Beobachtungen in der Regel in einer Ecke des Raumes so auf ihrer langen Kante aufgestellt, dass die Matte ein liegendes U bildete. Aufgrund der Materialfestigkeit ist es möglich, die Matte so abzustellen und durch die geringe Auflagefläche kann der Boden in dem Bereich des Raumes leicht trocknen. Die Handhabung durch die Hauswirtschaftskraft endet bei dieser Variante damit und die Matte verbleibt so aufgestellt in der Ecke. Damit die intendierte Funktionsweise des Objekts wiedergegeben ist, muss das Fehlen der Matte vor dem Bett bemerkt und die Matte wieder dort positioniert werden. Lagert die Matte aber zu lange in der U-förmigen Aufstellung, bekommt sie – wieder aufgrund ihrer Materialeigenschaften – eine leichte Wölbung entlang ihrer kurzen Achse, so dass sie nicht mehr vollkommen flach auf dem Boden liegt. Ihre Funktion, das Befahren und Begehen zu erleichtern wird damit unterbunden. Im dritten Fall, der zuweilen anzutreffen war, hatte die Person, die die Matte vor dem Bett entfernt hatte, um darunter zu putzen, das Objekt zwar wieder zurückgelegt, allerdings mit der Oberseite nach unten. Aufgrund der oben beschriebenen Ausgestaltung der abgeflachten Oberkanten der Matte entsteht damit eine kleine Auskrugung um die Matte herum, die wiederum beim Befahren oder Betreten unweigerlich dazu führt, dass Räder oder nur leicht angehobene Füße daran hängen bleiben. Ein Teil ihrer Funktionen und Nutzungsweise wird damit nicht nur verhindert, sondern die Sturzmatte wird selbst zu einem sturzbefördernden Objekt.

Am skizzierten Beispiel der Sturzmatte kann das Zusammenspiel von Objekten, den diskursiven Rahmungen ihrer Etablierung sowie Verwendungsformen und Wirkungsweisen aufgezeigt werden. Zugleich

wird die eigensinnige Rolle der Dinge sichtbar. Wichtig hierfür ist, genau auf ihre Materialbeschaffenheit und auf die sich daraus ergebenden, das Umfeld dieser Objekte gestaltenden Folgen einzugehen. Eine präzise Beschreibung der Dinge, ihrer Ausführung und der Kontexte, in denen sie zu finden sind, ist dabei zentral. Die Betrachtung anderer Dinge oder Menschen, die physisch mit dem Ausgangsobjekt in Berührung kommen oder in einer anderen Form durch die faktische Existenz der Objekte beeinflusst werden, ermöglicht es, ein heuristisches System aufzubauen, das dem Perspektivenreichtum und der Polyvalenz der materiellen Dinge Rechnung trägt. Ihr Mit- und Zusammenwirken in Handlungsmomenten aber auch ihre Latenzen und ihr Eigensinn müssen dabei in Beziehung gesetzt werden zu den vielschichtigen AkteurInnen und Akteursgruppen, den Interessen und Verhandlungszusammenhängen, die den Diskurs um sie befruchten. Die Dinge sind dabei ganz im Sinne der Material Culture Studies nicht (nur) als Helfer, Vermittler oder symbolartige Sedimente kultureller Praktiken und gesellschaftlicher Diskurse zu verstehen. In ihrer physischen Präsenz werden sie zu Ausgangs-, Ziel- und Ankerpunkten des untersuchten Settings und damit auch der Untersuchungsmethode. So können Aussagen darüber getroffen werden, wie Menschen und Objekte (in unserem Fall im Pflegesetting) interagieren und dabei Handlungsfähigkeit konstituieren, wie sich theoretische und konzeptuelle Entwicklungen (in der Pflege) über Objekte erfassen lassen und wie innovative Objekte wiederum zu Veränderungen in der (Pflege-) Praxis und gegebenenfalls auch bezüglich theoretischer Konzepte führen können, wie es das Projekt „Pflegedinge“ intendiert.

### Die Praktiken in der Forschung – Fragen zum Schluss

Was disziplinübergreifendes Arbeiten so aufwändig macht, ist nicht die vermeintliche Unbequemlichkeit der wissenschaftlichen Perspektivdebatte und es ist auch kein Durchsetzungsdiskurs, den es zu führen gilt. Vielmehr ist es die eigene, geöffnete und erweiterte Perspektive, die nun irritiert und die Notwendigkeit mit sich bringt, sich neu entdeckten Fragen zu stellen. Daher möchte ich abschließend – anstelle eines Fazits und als Grundlage für eine weiterführende Diskussion – einen Punkt bezüglich des objektorientierten Erfassens von Praktiken herausgreifen, der aus meiner Perspektive im besonderen der Klärung bedarf. Die vielbesprochene Verknüpfung von Dingen und Praktiken nämlich

scheint Segen und Fluch zugleich, zumindest wenn man sie von den Dingen her denkt. Keine Frage: der routinemäßige, auf einem impliziten Wissen basierende, habitualisierte Umgang mit den Dingen – das Selbstverständliche unserer Objektinteraktion, das wir mit dem Konzept der Praktiken fassen – nimmt die Dinge als materiale Entitäten wahr. Sie werden hierbei aber als eindeutig und gewissermaßen unveränderlich gesetzt. Was sich anpasst, wenn Menschen zuweilen doch mit dem Eigensinn der Dinge oder ihrer Widerspenstigkeit konfrontiert werden, sind die Praktiken. Doch auch Dinge werden oft genug Bedürfnissen angepasst. Hierfür ist ein zumeist planvoller, intentionaler und bewusster Umgang mit ihnen vonnöten.

In der aufgrund von Zeitdruck und Repetition stark von Routinen dominierten Pflegepraxis hatte ich während der teilnehmenden Beobachtungen verstärkt den Eindruck, jedes Mal sich unterscheidende Handlungen zu beobachten, die mit der Umgebung und deren physisch-materieller Beschaffenheit in einem wechselvollen Zusammenhang stehen. Ein implizites Wissen war durchaus vorausgesetzt, doch die konkrete Ausgestaltung der oft regelgeleiteten Tätigkeiten wurde immer wieder situativ neu verhandelt. Beim Unterfangen, dieses Phänomen analytisch zu fassen, stieß ich immer wieder auf Parallelen zu der bereits skizzierten projektinternen Debatte darum, unter welchen Forschungsumständen das Erfassen von Praktiken ermöglicht werden kann – nur dass wir diese Frage hinsichtlich der historischen Dimension diskutiert hatten und uns zunächst teilnehmende Beobachtung gepaart mit freien Formen der Interviewführung der Königsweg, fast schon der einzig legitime Zugang zur Erfassung von Praktiken zu sein schien. Nach den Erfahrungen im Projekt können berechtigte Zweifel daran formuliert werden, dass aus einer objektzentrierten Perspektive heraus betrachtet Praktiken entdeckt und in situ erfasst werden können und ich bin viel eher geneigt zu sagen, dass sie nur ex post aus dem Material (re-)konstruiert werden können. Denn betrachtet man die Dinge zum Zeitpunkt ihres Gebrauchs, ist es stets ein situativer und kontextualisierender, ein qualitativer, Blick. Dieser richtet sich, selbst bei längerfristig angelegten teilnehmenden Beobachtungen, auf die Eigenheit eben jener gerade ausgeführten Nutzungsweise. Im Rückblick besehen scheint mir daher die historische Dimension einen viel geeigneteren Zugang zu Praktiken zu liefern. Repetition und wiederkehrende Handhabungsweisen hinterlassen Spuren an den Dingen, ihre Materialität wird dadurch geprägt und verändert. Diese zu erkennen und zu interpretieren gleicht einer

quantitativen Erfassung ihrer häufigsten Nutzungsweisen; Praktiken werden so sichtbar.

Nach Reckwitz sind in Praktiken die materiellen Aspekte von Leib-Körpern und Dingen verbunden, Praxeologie dient also zur Überwindung eines Dualismus, der sich zwischen explizitem und bewusstem handlungs(an)leitenden Wissen und konkretem Objektgebrauch als Handlung aufspannt. Prägnant formuliert er: „Die Materialität der Körper ist die eine, notwendige Seite der sozialen Praktiken – die andere Seite, die die Praxistheorie hervorhebt, ist in der Materialität der Dinge zu suchen.“<sup>36</sup> Wie wir aber am Beispiel der Sturzmatte gesehen haben, kann gerade die Materialität der Dinge irritieren, sich uns widersetzen, uns überraschen, überwältigen – allgemein gefasst: krisenhafte Augenblicke heraufbeschwören – und es damit nötig machen, Praktiken zu durchbrechen bzw. ihre Ausbildung erschweren oder verhindern.

Ist dann ein praxeologischer Zugang, der ja auf das Selbstverständliche, das internalisierte Handhaben der gegebenen Dinge abzielt, ausreichend, um den beschriebenen Dualismus zu revidieren? Wie ist dieser zu ergänzen? In einem Band mit Beiträgen zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften hat Ulla Tschida in einem Beitrag mit dem Titel „Auf der Suche nach dem Artefakt“ auf das Problem hingewiesen. Sie zeigt hier auf, dass „Stabilität und Geschlossenheit“ von Artefakten keine unumstößliche Annahme sein kann. Zusammenfassend schreibt sie „Praktiken im praxeologischen Sinn bezeichnen wissensbasierte Verhaltensroutinen, wobei Artefakte (neben Körpern) ein konstitutiver Bestandteil sind. Wenn sich nun die Beständigkeit eines Artefakts über Raum und Zeit relativiert, bleibt die Frage, inwieweit denn noch praxeologisch von einer stabilen und regelmäßigen Präsenz des Artefakts als Bedingung für die Entstehung und Reproduktion einer Praktik ausgegangen werden kann.“<sup>37</sup> Tschida steht also nach der Diskussion ihres Beispiels, den digitale Netzen, auch *grids* genannt, vor ganz ähnlichen Fragen, vor denen ich nach der Betrachtung der durch und durch ‚analogen‘ Sturzmatte stehe. Als Ansatzpunkt bietet

36 Reckwitz (wie Anm. 24).

37 Ulla Tschida: Auf der Suche nach dem Artefakt. Zur materiellen Praxis von Infrastruktur-Entwicklung. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann u. a. (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin 2014, S. 219–242, hier S. 240 f.

sich die Klärung der Frage an, ob und wie Handlung, Praktik, Routine voneinander differenzierbar sind und welches, diesen Begriffen je zugrundeliegende Konzept welche Ebene des menschlichen Austausches mit materiellen Objekten adressiert.

**Anamaria Depner, 'Objects of Care' from a Transdisciplinary Perspective. Generating an object-centred and empirically-based method.**

One aim of research in the study of culture is to remain as close as possible to the reality and practice of everyday life whilst, at the same time, grasping the relationships between the discourses and practices that constitute those realities. Simultaneously incorporating material objects into this is the challenge behind finding a method that consistently follows this aim; objects are, ultimately, omnipresent in discourses and practices, in everyday human life per se. This article therefore starts from the question of how – from the point of view of research practice within an interdisciplinary research setting – might a methodological approach be designed that does justice to the interplay between things, discourses and practices?

# Fragwürdige Episteme der Materialität

## Warum Theorien materieller Kultur die Komplexität der Dingwelt unterschätzen

Hans Peter Hahn

Ein Überblick über einige wichtige theoretische Strömungen in der Erforschung der materiellen Kultur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert ergibt eine überraschende Einseitigkeit dieser Modelle. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit wird hier anhand einiger Beispiele von Karl Marx bis Bruno Latour gezeigt, dass Konzepte zu materieller Kultur von, oftmals kaum reflektierten Defiziten geprägt sind. Diese Mängel drücken sich in bestimmten Annahmen aus, die mitunter zu falschen und wenig tragfähigen Bewertungen des Materiellen führen. Im Einzelnen sind das folgende Punkte: (1) große Aufwertung des Materiellen, (2) Auslöschung komplexer und widersprüchlicher Wahrnehmung zugunsten bestimmter „Funktionen“ und (3) Stabilisierung der Rolle des Materiellen auf der sozialen Ebene.

Aktuelle Trends in der Forschung zur materiellen Kultur scheinen diese Problematik erkannt zu haben und dem entgegenzuwirken, indem sie einen neuen Fokus auf Umgangsweisen mit Dingen setzen, die nicht dem unmittelbaren Umfeld des Konsums zuzuordnen sind. Beispiele dafür sind das Interesse an Recycling und an Substanzen und Stoffen, aus denen Objekte gemacht werden. Insbesondere die alltäglichen Dinge, deren Bedeutung in der Lebenswelt nur durch sorgfältige ethnografische Forschung erschlossen werden kann, verlangen nach einem sensibleren Umgang mit ambivalenten Bewertungen aber auch mit dem Nichtwissen im Hinblick auf viele alltäglich genutzte Dinge. Auf dem Weg zu einer nachhaltigen Theorie materieller Kultur bedarf es noch weiterer Schritte der Öffnung. Materielle Dinge sind nicht einfach eine Erweiterung bestehender Diskursfelder, sondern sollten als eine eigenständige Herausforderung aufgefasst werden.

### Einleitung

Vielfach gingen Theorien materieller Kultur in den letzten fünfzig Jahren mit problematischen Aufwertungen des Materiellen einher. Materielle Gegenstände wurden zu Teilen von Diskursen, die soziale Felder konstituieren oder sie wurden zum komplementären Element in der

Organisation des „Ich“. Gleichviel, ob als soziale Bedeutungsträger<sup>1</sup>, als Identitätsvermittler oder als Akteure – immer schienen die Dinge „dienlich“ für eine gesellschaftliche oder kulturelle Stimmigkeit, die schon auf der Ebene des Konzeptentwurfs keinen Raum für das Irritierende und Belastende mehr lässt.

Wie sehen wir die Dinge? Wie sehen die Dinge uns? In diesem Beitrag soll an erster Stelle eine kritische Betrachtung bisheriger Zugriffe auf das Materielle stehen. Nicht die Ausdifferenzierung der jeweiligen disziplinären Entwicklungen und Positionen stehen damit im Mittelpunkt, sondern die Herausarbeitung grundsätzlicher Diskurslinien in transdisziplinärer Perspektive.

Im Weiteren werden hier also Eckpunkte einer differenzierteren Theorie dargelegt, auch wenn diese noch bei Weitem nicht ausformuliert ist. So muss ein reflektierter Zugriff auf Wahrnehmungsweisen des Materiellen der Ambivalenz unmittelbarer Dinglichkeit einen größeren Platz einräumen. Intuitiv und in bewusst verknappter Form die Mängel bisheriger Theoriebildung aufgreifend, hat sich die neuere Forschung zu materieller Kultur mehr und mehr auf solche Praktiken ausgerichtet, die – gemessen an dominanten Konsumpraktiken – als „marginal“ gelten. Das zeigt sich zum Beispiel an der zunehmenden Beschäftigung mit „Müll“ und „Recycling“ in den letzten Jahren. Der Verfall der Dinge, die Fragmentierung von Gegenständen, die Umwertung durch die Entdeckung neuer Eigenschaften und gesellschaftliche Konflikte über den Verbleib von Gütern sind weitere Perspektiven, die der vermeintlichen Dienlichkeit der Dinge in Praktiken und Diskursen die Basis entziehen. Das Studium solcher Phänomene hat in den letzten zehn Jahren viel zur Weiterentwicklung der Theorien materieller Kultur beigetragen.

So weit seien die Leistungen dargestellt. Eine kritische Darstellung älterer wie auch in den letzten dreißig Jahren formulierter Konzepte zu materieller Kultur muss jedoch auch die Kontinuität der vereinfachenden Beschreibung herausstellen. Wie gezeigt werden soll, gibt es ein systematisches Defizit in diesen Theorien, das insbesondere in einer ethnografischen Perspektive auf den alltäglichen Umgang mit Dingen deutlich

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im vorliegenden Text das grammatische männliche Geschlecht in der Bezeichnung von Personen und personenbezogenen Funktionen verwendet. Dies impliziert jedoch keine Benachteiligung des weiblichen Geschlechts, sondern soll im Sinne der sprachlichen Vereinfachung als geschlechtsneutral zu verstehen sein.

wird. Der kurze Überblick über die wichtigsten Theorien soll deshalb auch um die Erläuterung der Gründe ergänzt werden, warum es in den letzten Jahren einerseits ein so großes Interesse an materieller Kultur gab, andererseits aber die weiterhin bestehenden Mängel nicht wirklich überwunden wurden. Gerade einige neue Konzepte der letzten fünf bis zehn Jahre zeigen, welche spezifischen Erweiterungen das Forschungsfeld der Materialität in der Gesellschaft benötigt.

Die zentrale These dieses Beitrags lautet, dass wir noch am Anfang einer Theorie stehen, die sich mit der Materialität in unserer Gesellschaft in nachhaltiger Weise befasst. Eine Theorie, die einen brauchbaren Zugang bietet und Forschung anleiten soll und für die der Beitrag schlussendlich plädiert, muss Einseitigkeiten vermeiden. Zugleich muss sie hinreichend flexibel sein, aber auch auf den angemessenen Platz der Dinge im Alltag sowie in besonderen Situationen hinweisen. Angemessen sollte eine solche Theorie insofern sein, als sie beobachtbare Wahrnehmungen, Umgangsweisen und Bedeutungen von Dingen aufgreift und erklärt, ohne aber die Relevanz des Materiellen insgesamt überzubewerten oder herunterzuspielen.

### Theorien des 19. und 20. Jahrhunderts zu materieller Kultur

In der Geschichte des westlichen Denkens haben die Dinge stets einen schweren Stand gehabt. Von Platons Höhlengleichnis bis zur Cartesianischen Teilung der Welt in die „äußeren Dinge“ sowie die „Dinge des Denkens“ gab es im Abendland eine alte und starke Tradition der Priorisierung der Welt der Ideen, Denkweisen und Konzepte. In der langen Geschichte der Philosophie erschien das Materielle immer wieder als ungeeignet, um zentrale Fragen über die Welt zu beantworten. Gleichviel, ob das Materielle als ephemere, flüchtig und oberflächlich, oder, im Gegenteil, in seiner Masse und Schwere als das Denken behindernd aufgefasst wurde,<sup>2</sup> stets kamen Denker zum Schluss, es sei besser, an erster Stelle dem Denken zu folgen und der unmittelbaren Wahrnehmung des Materiellen und Konkreten zu misstrauen.

2 Alexius Meinong: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Hamburg 1988 [1904].

Sicherlich gibt es auch schon in der älteren Geschichte Ausnahmen, z.B. in Form der Signaturenlehre von Jacob Böhme.<sup>3</sup> Aber wesentlich und grundlegend für die Entwicklung des Denkens über Dinge waren doch zwei Strömungen des 19. Jahrhunderts. Das betrifft zum einen die aufkommende Konsumkritik, die nach einer genaueren Betrachtung der Dinge verlangte, nur um die „richtigen“, nämlich die einer Gesellschaft angemessenen Güter von den falschen zu scheiden. Ganz offensichtlich gehören zu dieser Denkrichtung Henry Thoreau und Wilhelm Bode, die beide damals mit ihren Werken eine außerordentliche Resonanz hatten. Im Kontext der rasch größer werdenden Verfügbarkeit von Konsumgütern äußerten sie in populärer Weise die Sorge um den Verlust an Kontrolle, Überblick und Urteilsvermögen.<sup>4</sup> Auf die falschen, schlechten, unnützen Dinge zu verzichten, den Erwerb von Gütern sorgfältig zu überdenken, nicht nur auf die Güter selbst, sondern auch auf die Bedingungen der Herstellung zu schauen – all diese Vorstellungen wurden bereits damals formuliert und haben bis in die Gegenwart nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.

Die zweite Annäherung an die Materialität der Gesellschaft geht von Karl Marx aus. Im Grunde treibt ihn die gleiche Sorge an wie die Konsumkritiker. Es geht um den Kontext der immer größer werdenden Rolle von materiellen Gütern, die als „Waren“ in die Lebenswelt der Menschen eintreten. Marx beschreibt diese Problematik, indem er auf ein doppeltes Wertsystem aufmerksam macht. Ihm zufolge wird in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (wie auch in der Gegenwart) zwischen „Gebrauchswert“ und „Warenwert“ unterschieden. Das Auseinandertreten dieser beiden Wertformen fasste Marx als einen grundlegenden, ideologisch verschleierte Mangel aller kapitalistischen Gesellschaften auf. Obgleich Marx zu Recht als Materialist in die Geschichte des Denkens einging, so ist doch

- 3 Dieter Mersch: Die Sprache der Dinge. Semiotik der Signatur bei Paracelsus und Jakob Böhme. In: Martin Zenck, Tim Becker, Raphael Woebis (Hg.): Signatur und Phantastik in den schönen Künsten und in den Kulturwissenschaften der frühen Neuzeit. München 2008, S. 47–62; Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger (Hg.): *Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft*. Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung vom 14.–17.11.2007 in Innsbruck (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 23). Wien 2009, S. 15–33.
- 4 Henry D. Thoreau: *Walden, or, Life in the Woods*. Boston 1854; Wilhelm Bode: *Die Macht der Konsumenten*. Weimar 1904.

sein spezifischer Begriff für diese seltsame „Wertaufspaltung“ eng mit der damaligen Religionswissenschaft verknüpft.

Der von Marx geprägte Begriff des „Warenfetischismus“ ist bis heute ein geflügeltes Wort. Marx wollte damit auf ein scheinbar irrationales Verhalten des Konsumenten aufmerksam machen, wenn dieser nämlich einer Ware, also einem Ding, einen Wert zumisst, der nur wenig mit dem Gebrauchswert zu tun hat.<sup>5</sup> Die aus der Religionsgeschichte inspirierte,<sup>6</sup> fetischistische Perspektive auf käufliche Dinge erschien Marx eine nur durch den Kapitalismus möglich gewordene Abweichung von der vernünftigen Betrachtung des Materiellen. Die Dinge haben unerklärbare Wertäquivalenzen, und der Wunsch, sie zu besitzen, hat nichts mehr mit der Realisierung von Bedürfnissen zu tun.

„Konsumkritik“ und „Warenfetischismus“ als Schlagwörter für Problemwahrnehmungen bezüglich Entwicklungen des 19. Jahrhunderts stehen im gleichen Zeithorizont wie die „Erfindung“ von Warenhaus und Versandhandel und die industrielle Durchdringung der Gesellschaft. Zur Dynamik jener Zeit gehört zudem eine Zunahme des globalen Güterverkehrs, dessen Intensität erst im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wieder erreicht und danach übertroffen wurde.

Der bis in das 19. Jahrhundert hinein enge Kosmos der verfügbaren Dinge gerät aus den Fugen, die Masse der verfügbaren Güter übersteigt alles Vorstellbare und dennoch gibt es kaum eine Auseinandersetzung mit der Materialität der Gesellschaft jenseits der skizzierten Denkweisen. Die Differenz zwischen gelebter Alltagswelt jener Zeit und den

5 „Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr, ob ich sie nun unter dem Gesichtspunkt betrachte, daß sie durch ihre Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt oder diese Eigenschaften erst als Produkt menschlicher Arbeit erhält. Es ist sinnklar, daß der Mensch durch seine Tätigkeit die Formen der Naturstoffe in einer ihm nützlichen Weise verändert. Die Form des Holzes z. B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz, ein ordinäres sinnliches Ding. Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.“ Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Hamburg 1867, S. 85.

6 Hartmut Böhme: Warenfetischismus. In: Stefanie Samida, M. K. H. Eggert und Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen. Stuttgart 2014, S. 264–268.

Trends in Wissenschaft und Kunst ist sogar noch größer, wenn man Christoph Asendorf folgt, der von einer „Verdrängung des Materiellen“ spricht.<sup>7</sup> Als Symptome dafür verweist er auf die rasche Durchsetzung der Fotografie sowie auf den Impressionismus, der Lichteindrücke, aber nicht Dinge in den Mittelpunkt stellt. Bezüglich der Wissenschaft nennt Asendorf als weitere Beispiele: den Elektromagnetismus, die Erfindung der Röntgenstrahlen und die intensiven Debatten um die Äthertheorie. Diese um 1900 wichtigen Themen stehen exemplarisch für die Faszination des Immateriellen, wie Feldkräfte und Bewegungen.

Das eher von kritischer Distanz gegenüber konkreten materiellen Dingen geprägte Denkmodell hat Auswirkungen sowohl für zeitgenössische Konzepte zu materieller Kultur als auch für die Theoriebildung, da diese Konzepte und Theorien überwiegend für eine Einordnung oder Bändigung des Materiellen und damit im Grunde für die Eliminierung von Materialität als einem eigenständigen Forschungsfeld plädierten. Diese Konzepte befördern ein Denken, das Gegenstände aus einer kritischen Distanz beleuchtet, sich aber nur wenig mit den Dingen als solchen befasst.<sup>8</sup>

Was bleibt, ist entweder eine „moralische“ Einschätzung, wie sie von der Konsumkritik nahegelegt wird, oder eine sozialstrukturelle Instrumentalisierung. Diesem letzten, im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wichtiger werdenden Paradigma zufolge zeigen die materiellen Güter als Sachbesitz die relative soziale Position des Individuums an, das als Besitzer oder Nutzer diesen Gütern zugeordnet werden kann. Diese Logik der Zuweisung und Verknüpfung mit einem bestimmten sozialen Status gilt für Einzelne wie auch für Gruppen, die auf diese Weise Zusammenhalt untereinander ebenso wie Abgrenzung artikulieren.

Über die wissenschaftliche Befassung hinausgehende und öffentlichkeitswirksame Beispiele dieser Auffassung von materiellen Dingen in der Gesellschaft kommen von Thorstein Veblen sowie Georg Simmel.<sup>9</sup> Solche Denkweisen lassen sich ohne Weiteres noch weiter bis in die

7 Christoph Asendorf: Ströme und Strahlen. Das langsame Verschwinden der Materie um 1900. Gießen 1989.

8 Bill Brown: Die Idee von Dingen und die Ideen in ihnen. In: Anke Ortlepp und Christoph Ribbat (Hg.): Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände. Stuttgart 2009, S. 297–317.

9 Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M. [1899] 1986; Georg Simmel: Philosophie des Geldes. 2., ergänzte Auflage. Frankfurt a. M. [1907] 1987.

Gegenwart verfolgen. Sie reichen bis hin zu Mary Douglas<sup>10</sup> und Pierre Bourdieu<sup>11</sup>: In den Konzepten dieser beiden Autoren stehen Dinge nämlich primär für die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen.

Sicherlich gibt es Nuancen, etwa im Hinblick auf die Frage, ob die „Selbstbestätigung“ des Individuums als Besitzer von Dingen im Mittelpunkt steht, oder die Möglichkeit der Einordnung durch andere. Bourdieu hat mit der Betrachtung der verinnerlichten „angemessenen Umgangsweise“, also dem „Habitus“, dieses Thema noch einmal methodisch präzisiert: Das bloße Besitzen eines Gegenstands ist nicht ausreichend. Vielmehr bedarf es einer spezifischen Kompetenz im Umgang mit Dingen und der Verbindung von Dingen untereinander, damit dies von anderen als „Lebensstil“ erkannt wird.

Die Ausdifferenzierung des grundlegenden Konzepts von der sozialen Bedeutung des Materiellen, etwa durch die Berücksichtigung von Kontexten, die Einbindung von Handlungsweisen und sozialen Prozessen der Affirmation in der Gruppe hat schließlich Daniel Miller noch einmal deutlich weiterentwickelt, etwa durch genaue Beschreibungen, wie solche Bedeutungen von Dingen implizit erzeugt werden. So erläutert er in der *Theorie des Einkaufens*, dass nicht das Ideal der „Selbstverwirklichung“ für bestimmte Konsummuster ausschlaggebend ist, sondern die Antizipation der Wertung durch sozial nahestehende Personen.<sup>12</sup> Konsum im alltäglichen Sinne schafft nur deshalb Bindungen, weil der soziale Konsens schon vorbereitet ist.

War der Konsum im Sinne eines rational nicht mehr erklärbaren „Warenfetischismus“ bei Karl Marx noch Auslöser für Irritationen, so reduziert sich der Aspekt der Provokation im Licht von Millers Theorie signifikant: Konsum stabilisiert soziale Bindungen und Strukturen. Diese Vereinfachung mag eine Leistung der neuen Theorie sein. Aber es stellt sich doch die Frage, ob nicht auch das Gegenteil der Fall sein kann. Wie Konsumkritiker nicht müde werden zu betonen, bleibt Konsum eine zerstörerische Kraft, die jeden Einzelnen von der Geburt an

10 Hans Peter Hahn: Mary Douglas. Symbolische Anthropologie und die Entdeckung der Konsumkultur. In: Stephan Moebius und Dirk Quadflieg (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart (2. Auflage). Wiesbaden 2010, S. 159–167.

11 Hans Peter Hahn: Die Sprache der Dinge und Gegenstände des Alltags. In: *Sociologia Internationalis*, 44(1), 2006, S. 1–19.

12 Daniel Miller: *A Theory of Shopping*. Ithaca 1998.

bedroht.<sup>13</sup> Miller präsentiert mit seiner theoretischen Erweiterung eine Funktionalisierung, die den Nutzen des Konsums herausstellt, aber für Irritation und Provokation durch Dinge keinen Raum mehr lässt.

Die soweit in sehr knapper Form skizzierten Theorien der materiellen Kultur von Veblen bis Miller leisten ganz unstrittig einen Beitrag zur Einbettung der Dinge. Das Soziale und das Materielle werden in einer Weise miteinander verbunden, die jedem einzelnen Objekt einen Platz zuweist. Scheinbar sind in einer Lebenswelt voller Zeichen und Bedeutungen die materiellen Dinge hoch funktional: Sie kommunizieren soziale Positionen sowie Nähe und Distanz zwischen Angehörigen unterschiedlicher Gruppen.<sup>14</sup> Für die Kennzeichnung dieses gemeinsamen Merkmals mag die voranstehende Skizze ausreichen, auch wenn manche wichtige Positionen ausgelassen wurden. Das gilt etwa für die Nutzung der Dinge in kulturhistorischen Rekonstruktionen<sup>15</sup> oder die Bedeutung von Dingen für die Übermittlung von Identitätsbildern.<sup>16</sup>

Die Skizze stellt gewiss eine grob vereinfachende Zusammenfassung unterschiedlicher Positionen dar. Aber nur über diese Verkürzung wird noch eine weitere, ebenso grundlegende Kontinuität deutlich: Alle diese Theorien weisen den Dingen nämlich einen stabilen Platz zu. Die Stabilisierung wird durch den Fokus auf eine bestimmte Funktion erkaufte, insbesondere im Hinblick auf die Bedeutung, die den Dingen vom Besitzer oder von der sozialen Umwelt vermittelt wird. Jedes Ding hat seinen Platz. Diese Wahrheit gilt nicht so sehr, weil es benutzt wird, sondern vielmehr, weil seine soziale Bedeutung allgemein verstanden wird. Die Soziabilität des Materiellen ist erkaufte durch eine Starrheit, die jedem materiellen Objekt eine gleichbleibende, tendenziell eher hohe Aufmerksamkeit in der sozialen Sphäre zuspricht.

Aber genau hier ist eine kritische Frage angebracht: Ist das Vorzeigen, Benutzen oder auch einfach nur Besitzen von Dingen immer ein

13 Juliet B. Schor: *Understanding the New Consumerism. Inequality, Emulation and the Erosion of Well-Being* (= PSW-Papers, Antwerpen, 2/2002). Antwerpen 2002.

14 Hans Peter Hahn: Konsum. In: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Stuttgart 2014, S. 97–104.

15 Hans Peter Hahn: Leo Frobenius, Fritz Graebner, Wilhelm Wundt. In: Jon McGee, Richard L. Warms (Hg.): *Theory in Social and Cultural Anthropology. An Encyclopaedia*. London 2013, S. 293–296; 357–358; 947–948.

16 Colin Campbell: *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*. Oxford 1987.

soziales Handeln? Colin Campbell weist solche Annahmen, die vielfach implizit hinter Analysen zur materiellen Kultur stehen, zurück.<sup>17</sup> Bedeutung und Relevanz eines Objektes sind keinesfalls immer gegeben, und eine auf solchen Annahmen aufbauende Analyse verliert möglicherweise eine wesentliche Dimension aus dem Blick: Die Alltäglichkeit und Beiläufigkeit der Gegenwart von Dingen.<sup>18</sup>

### ANT, Posthumanismus und ontologische Ansätze

Ähnliches gilt für die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), die zum Ende des 20. Jahrhunderts von Bruno Latour vorgestellt und mit großer Resonanz aufgenommen wurde.<sup>19</sup> Die Leistung dieses, wenigstens in methodischer Hinsicht, innovativen Ansatzes ist es, die Verflechtungen zwischen Dingen, aber auch zwischen Mensch und Ding in den Mittelpunkt zu rücken. Im Zentrum dieses Arbeitsmodells steht also die Betrachtung von Wechselwirkungen. Jede Wirkung, die ein Ding als Agent hat, beschreibt eine Verbindungslinie im Netz, das sich unendlich ausdehnt. Das Netz kann alle Objekte der Lebenswelt umfassen.

Die zentrale Metapher ist mithin die eines Netzes. Die Strahlen des Netzes sind die Wechselwirkungen, die Objekte selbst sind Knotenpunkte.<sup>20</sup> Diese genaue Beschreibung des Sprachbildes und seiner Elemente macht seine Problematik deutlich: Materielle Dinge existieren nur so lange, wie sie in Wechselwirkungen eingebunden sind. Ein Objekt ohne Verbindungen ist keines. Es existiert nicht, wenigstens nicht im Netzwerk. Der Verlust an Bindungen, so würde es Latour umschreiben, bedeutet zugleich das Scheitern des Gegenstandes: Er wird aufgegeben. Er hört auf zu existieren, so wie Latour es selbst am Beispiel des U-Bahn-Systems ARAMIS erläutert hat.<sup>21</sup>

17 Colin Campbell: *The Myth of Social Action*. Cambridge 1996.

18 Jukka Gronow, Alan Warde: Epilogue. *Conventional Consumption*. In: Dies. (Hg.): *Ordinary Consumption*. London 2001, S. 219–231.

19 Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin 1995.

20 Matthias Wieser: *Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten*. In: Karl H. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 92–107.

21 Bruno Latour: *Aramis or The Love of Technology*. Cambridge 1996.

Die Leitmetapher, das Netz, ist aus zwei Gründen attraktiv: Zum einen kommt es – zumindest auf den ersten Blick – ohne Hierarchien aus. Ein Netz ist eine flache, hierarchiearme Struktur. Es gibt zwar Unterschiede in der Bedeutung, die sich zum Beispiel durch eine größere oder kleinere Anzahl an von einem Objekt ausgehenden Verbindungslinien erkennen und visualisieren lassen, aber es gibt keine kategorialen Abstufungen. Indem Latour die Menschen selbst auch als Teil solcher Netzwerke beschreibt, löscht er zudem kategoriale Differenzen zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Handelnden, die er Aktanten nennt. Zum anderen ist die Flexibilität der Netzwerk-Metapher bedeutsam. Grundsätzlich kann in einem solchen Netzwerk jeder Punkt (= Objekt oder Mensch) mit jedem anderen verbunden werden. Wo welche Linien einzutragen sind, und wann solche Linien bedeutsam werden, entscheidet sich aufgrund der Beobachtung eines konkreten Falles.

Mit den soweit skizzierten Stärken des Modells der Attraktion werden aber zugleich auch die konzeptuellen Schwächen offensichtlich. Diese Mängel entsprechen im Grundsatz den Defiziten, die schon für die älteren Theorien festgestellt wurden. Da ist, erstens, die grundlegende Struktur des Netzwerkes, die Dingen nur dann eine Bedeutung zuschreibt, wenn sie durch Fäden mit andere Dingen oder Menschen verbunden sind. Sicherlich wird man in vielen Fällen solche Linien zeichnen können. Ein Beispiel einer sehr schwachen Bindung wäre – für den Fall eines völlig unbrauchbaren Gegenstands – die Erinnerung, das Denken einer Person, die ein solches Objekt als Memorabilie, rein aufgrund des persönlichen Wertes verwahrt und wertschätzt. Was ist aber mit einer Sache, die weder eine Funktion noch eine Bedeutung noch einen Erinnerungswert hat? Der Phänomenologe Ian Bogos hat für ein Beispiel eine absurde Aneinanderreihung von Dingen aufgegriffen. Was haben, so sein Beispiel, eine im Rinnstein am Rande einer Straße liegende leere Flasche, ein Kieselstein und eine tote Ratte miteinander zu tun? Auch wenn Latour behaupten würde, in einer endlosen Rekursion auch aus solchen Dingen ein Netz herstellen zu können, ist es möglicherweise näherliegend und sinnvoller, vom Fehlen einer Verbindung auszugehen. Die Vernachlässigung der Existenzform „Ding ohne explizite Beziehungen“ und die Reduktion materieller Dinge auf ihre Relationen wird von Bogos als „Relationismus“ bezeichnet.<sup>22</sup>

22 Ian Bogos (Hg.): *Alien Phenomenology, or What it's Like to be a Thing*. Minneapolis 2012.

Der Umkehrschluss offenbart die ganze Problematik dieser einseitigen Betonung von Relationen: Eigenschaften, die nicht ursächlich für eine Linie im Netzwerk sind, werden von diesem Konzept vernachlässigt oder gar unterdrückt. Die Komplexität des Materiellen, die immer die Bündelung vieler Eigenschaften umfasst, lässt sich damit nur schlecht abbilden. Zwar wertet ANT materielle Kultur auf, aber sie wird der (möglicherweise nur in einem bestimmten Zeithorizont so empfundenen) „Bedeutungslosigkeit“ zahlreicher Materialeigenschaften nicht gerecht.<sup>23</sup> Die Gegenwart eines materiellen Objektes ist ein essentieller Befund, gleichviel ob dessen Eigenschaften gänzlich, nur zum Teil oder überhaupt nicht bedeutungsvoll sind.

Auch die zweite Grundeigenschaft der Netzwerkmetapher enthält eine Problematik im Hinblick auf Beschreibung des Materiellen: Ein Netz ist eine außerordentlich flexible Struktur, aber unter den meisten Bedingungen auch ein elastisch-stabiles Gebilde. Die vollkommene Auflösung und Neukonfiguration eines Netzes ist zwar möglich, aber doch nur im Extremfall. Ein Netzwerk kann sich ausdehnen, man kann zusätzliche Bindungen hineinflechten oder obsoletere Bindungen herausnehmen, aber ein Netz bleibt es nur, wenn es im Grundsatz zusammenhält. Mit hin hat das Sprachbild des Netzes eine stabilisierende Wirkung auf das Denken über Dinge. Geraten damit nicht Kontexte in den Hintergrund, in denen Dinge sich zersetzen, auflösen, in denen sie umgewertet werden oder überhaupt verschwinden?

Die Netzmetapher versagt immer dann, wenn es darum geht, die destabilisierende Wirkung von Dingen, das Chaos, nicht auflösbare Widersprüche und möglicherweise Provokationen zu beschreiben. Natürlich ist es etwas anderes, ob ein Ding „funktioniert“ oder „stört“. Aber die grundlegende Entsprechung im Sprachbild des Netzes wäre immer eine banale räumliche Struktur: eine „Linie“<sup>24</sup>. Diese Vereinfachung hin zu einer relativ gleichförmigen Visualisierung wird jedoch den vielfältigen Arten von Beziehungen zwischen Dingen und Menschen kaum gerecht. Nicht anders als die oben skizzierten Theorien ist implizit das Netzwerk ein Zugang, der Materialität stabilisiert.<sup>25</sup> Die drei schon

23 Graham Harman: *Der dritte Tisch*. Ostfildern 2012.

24 Tim Ingold: *Lines. A Brief History*. London 2007.

25 Lars Gertenbach: *Entgrenzungen der Soziologie*. Bruno Latour und der Konstruktivismus. Weilerswist 2015; Dick Pels, Kevin Hetherington, Frédéric Vandenberghe: *The Status of the Object. Performances, Mediations, and Techniques*. In: *Theory, Culture and Society*, 19(5/6), 2006, S. 1–21.

einmal genannten Defizite, (1) problematische Aufwertung, (2) Auslöschung komplexer Wahrnehmung zugunsten bestimmter „Funktionen“ und (3) Stabilisierung der Rolle des Materiellen auf der sozialen Ebene, sind also, wenn auch eingeschränkt, ebenfalls für ANT festzustellen.

Um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, sei hier betont, dass ANT durchaus verdienstvoll ist, wenn es um die Überwindung der cartesianischen Teilung der Welt geht. Dinge sind demnach nicht mehr kategorial „unterhalb“ des Humanen angesiedelt. Sie sind nicht nur dienlich und auch nicht einfach bedeutungsvolle Repräsentationen. Diese Leistung gilt es anzuerkennen, auch wenn dieses Konzept weit davon entfernt ist, die multiplen Rollen alltäglicher Dinge so zu beleuchten, dass auf dieser Grundlage eine plausible Beschreibung ermöglicht wird.

Der von Latour eingeschlagene Weg der Annäherung an die Welt der Dinge wurde von anderen weiter beschritten. So fragt Karen Barad in einem Essay, ob nicht Anordnungen von Dingen als solche als ein eigenständiger Diskurs zu lesen wären. Wenn die Dinge bedeutungsvolle Aussagen hervorbringen können, so gibt es zumindest aus Sicht der Kulturwissenschaften keinen Grund mehr, von der Vorrangstellung des Menschen auszugehen.<sup>26</sup> An die Stelle des Humanismus tritt damit der Posthumanismus. Für solche Ansätze gibt es noch weitere Benennungen, wie zum Beispiel den des *Neuen Materialismus*. Christopher Witmore, der diesen Begriff näher ausführt, wendet sich gegen die stabilisierende Funktion von Netzwerken und plädiert für die Anwendung des Konzepts der *Assemblagen* auch in diesem Feld.<sup>27</sup> Dinge in Assemblagen müssen nicht immer miteinander verbunden sein. Aber ihre Gegenwart kann eine machtvolle Aussage haben, ganz ohne dass Menschen an der Anordnung solcher Dinge beteiligt sind. Denkt man etwa an Prozesse der natürlichen Sedimentierung, wie etwa die Konzentration von Plastikobjekten in bestimmten Bereichen des Pazifischen Ozeans, so scheint dieser Gedanke plausibel.<sup>28</sup> Mit Jane Bennett könnte man von einer

26 Karen Barad: *Matter Feels, Converses, Suffers, Desires, Yearns and Remembers*. Interview with Karen Barad. In: Rick Dolphijn, Iris van der Tuin (Hg.): *New Materialism: Interviews & Cartographies*. Ann Arbor 2012, S. 48–71; Karen Barad: *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin 2012.

27 Christopher Witmore: *Archaeology and the New Materialisms*. In: *Journal of Contemporary Archaeology*, 1(2), 2014, S. 203–246.

28 Tobias Goll (Hg.): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster 2013.

spezifischen *Material Agency* sprechen, die eine andere Art von Ökologie begründet, in der Menschen nur noch eine geringe Rolle spielen.<sup>29</sup>

Zum Beispiel reagieren tropische Wälder auf Klimaveränderungen und zeigen damit eine spezifische Handlungsfähigkeit, unabhängig vom einzelnen Menschen.<sup>30</sup> An die Spitze dieses Denkens hat sich jüngst noch einmal Latour gestellt, indem er das sogenannte *Gaia-Konzept* aufgriff. Demzufolge ist die Erde insgesamt ein handelndes System, das in bestimmter Weise auf Veränderungen wie den Klimawandel reagiert. Menschen spielen keine herausgehobene Rolle mehr und werden von dem System der Wechselwirkungen irgendwann eliminiert.<sup>31</sup>

Diese Ansätze sind deshalb attraktiv, weil sie die Unberechenbarkeit der Dinge in besonderer Weise aufgreifen. Das Handeln von Dingen ist nicht nur auf den Menschen hin ausgerichtet und auch nicht nur dann relevant, wenn eine Wechselwirkung mit Menschen entsteht, sondern auch ganz unabhängig davon. Dennoch soll auch hier die Frage gestellt werden, ob dies in allen Fällen zutrifft. Ist nicht neben dem Handeln auch die Passivität der Dinge als eine Eigenschaft zu berücksichtigen? Diese rhetorische Frage zielt nicht auf die Rückkehr zur im europäischen Denken so tief verwurzelten Passivität oder Dienlichkeit der Dinge ab. Mit dieser Frage ist vielmehr das Anliegen verbunden, unterschiedliche Ebenen von Beziehungen zwischen Mensch und Ding genauer zu betrachten. So, wie es eine falsche Verkürzung darstellt, das Materielle kategorial dem passiven Teil der Welt zuzuordnen, so ist es auch einseitig, eine wie auch immer geartete Aktivität oder Handlungsfähigkeit der Dinge als Vorbedingung für ihre Präsenz anzunehmen. Das erste Anliegen einer Befassung mit materieller Kultur sollte es vielmehr sein, Aktivität und Passivität, Bedeutsamkeit und Bedeutungslosigkeit

29 Jane Bennett: *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*. Durham 2010; Jane Bennett: *Powers of the Hoard: Further Notes on Material Agency*. In: Jeffrey J. Cohen (Hg.): *Animal, Vegetable, Mineral. Ethics and Objects*. Washington, D.C. 2012, S. 237–269.

30 Eduardo Kohn: *How Forests Think. Toward an Anthropology Beyond the Human*. Berkeley 2013.

31 Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*. Paris 2012; Bruno Latour: *Waiting for Gaia. Composing the Common World Through Art and Politics*. In: Albena Yaneva, Alejandro Zaera-Polo (Hg.): *What is Cosmopolitical Design? Design, Nature and the Built Environment*. Farnham 2015, S. 21–33.

nebeneinander zu sehen und auch die Übergänge dazwischen zu erkennen und zu beschreiben.

Wenn es darum geht, den Status der Dinge – aktiv-handelnd oder passiv – offenzuhalten, so ist es sinnvoll, nach kulturspezifischen Weltbildern und der Rolle der Gegenstände darin zu fragen. Auch wenn dies oftmals nur implizit gilt, so ist der Status des Materiellen doch regelmäßig mit einem bestimmten Weltbild verbunden. Auf die verheerenden Wirkungen der cartesianischen Teilung der Welt als Grundmuster einer spezifischen Ontologie des westlichen Denkens wurde bereits hingewiesen. Könnte es also sein, dass in Gesellschaften, die nicht durch diese Tradition belastet sind, andere Weltbilder gedacht werden?

Während in der langen Denktradition des Westens Dinge stets passiv und lediglich als Ausdruck von zuvor entwickelten Gedanken aufgefasst wurden, wäre es doch einen Versuch wert, das „Denken in den Dingen“ zu verorten, wie es Martin Holbraad vorgeschlagen hat. Ihm zufolge wäre es lohnend zu prüfen, wie Dinge das Denken beeinflussen, wenn sie nicht mehr nur „nachgeordnete Elemente“ in einem menschenzentrierten Universum wären.<sup>32</sup> Tatsächlich gibt es ja Gesellschaften, in denen die grundlegende Unterscheidung nicht zwischen Menschen hier und der belebten oder unbelebten Natur dort verläuft. Menschen stehen in solchen Gesellschaften in einer Gruppe mit bestimmten Tieren (zum Beispiel Totems) oder die Zugehörigkeit zu solchen Gruppen an sich wird als veränderlich gedacht: Bestimmte Tiere werden vorübergehend als menschengleich betrachtet,<sup>33</sup> manche Menschen werden mit Bäumen assoziiert.<sup>34</sup> Ein klassisches Beispiel dafür sind totemistische Vorstellungen, bei denen Tiere, Pflanzen oder Dinge in eine gemeinsame Gruppe mit Menschen gestellt werden. Diese – mitunter nur für einen bestimmten Zeitraum gültige – Gleichstellung von Menschen mit Tieren oder Sachen als *Totem* weckt eine besondere Sensibilität für Eigenschaften solcher nichtmenschlichen Entitäten und erweitert auf diese Weise das Spektrum der Wahrnehmungen.<sup>35</sup>

32 Martin Holbraad (Hg.): Can the Thing Speak? (= Open Anthropology Press Working Paper, 7). London 2011.

33 Lucas Bessire: Behold the Black Caiman. A Chronicle of Ayoreo Life. Chicago 2014.

34 Philippe Descola, Gisli Pálsson: Introduction. In: Dies. (Hg.): Nature and Society. Anthropological Perspectives. London 1996, S. 1–21; Philippe Descola: Die Ökologie der Anderen. Berlin 2014.

35 Irene Albers, Anselm Franke (Hg.): Animismus. Revisionen der Moderne. Zürich 2012.

Die westliche ontologische Tradition würde solche Vermischungen als kategorialen Fehler zurückweisen. Wäre es nicht – gegen diese Denktradition – eine bereichernde Alternative, kategoriale Unterscheidungen auf der Ebene der Konzepte zurückweisen und den Status von Dingen erst durch die Beobachtung von deren Gegenwart zu klären? Ein sakrales Objekt wie z. B. ein Totem, wäre diesem Zugang zufolge eben nicht nur eine „Repräsentation“ eines transzendenten Wesens, sondern stünde in seinem Gebrauch und in seinen Eigenschaften für die Art der Existenz des Gottes oder Geistes.<sup>36</sup> Sobald die westliche kategoriale Einordnung überwunden wird, sind Dinge nicht mehr nur oberflächlicher Ausdruck von Vorstellungen, sondern können für das gelten, für das sie in der betreffenden Gesellschaft aufgefasst werden.

Ontologische Ansätze vertreten die Auffassung, es gäbe viele unterschiedliche Arten, die Beziehungen zwischen Menschen, nichtmenschlichen Lebewesen und Dingen in der Welt zu erklären. Wenn man die Existenz einer Vielzahl von Ontologien annimmt, dann folgt daraus die Notwendigkeit, den Status des Materiellen in der Lebenswelt jeweils spezifisch und sorgfältig zu klären. In den neueren Beiträgen zu dieser Debatte wird deshalb immer wieder betont, wie irreführend Erklärungen zur Bedeutung einer Sache sein können, wenn sie keine Information zum Status des Materiellen geben. „Mit den Dingen denken“<sup>37</sup> verlangt zunächst, die spezifischen Wahrnehmungsweisen genau zu prüfen. Das gilt gerade auch für ganz alltägliche Objekte, die möglicherweise dadurch eine politische Bedeutung erhalten.<sup>38</sup> Ein gutes Beispiel dafür ist die Rolle von Bäumen und Wäldern. Zwar gibt es mehr und mehr ein öffentliches Bewusstsein für die hohe Bedeutung von Wäldern. Aber, wie Eduardo Kohn ausgeführt hat, wäre unsere Sensibilität für Wälder und für unsere

36 Martin Holbraad: *Das wilde Denken in Dingen: Ethnologie und Pragmatologie*. In: Philipp W. Stockhammer, Hans P. Hahn (Hg.): *Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen* (= Tübinger Archäologische Taschenbücher, 12). Münster 2015, S. 65–80.

37 Arnaud Halloy: *Objects, Bodies and Gods: A Cognitive Ethnography of an Ontological Dynamic in the Xangô Cult (Recife, Brazil)*. In: Diana E. Santo, Nico Tassi (Hg.): *Making Spirits. Materiality and Transcendence in Contemporary Religions*. London 2013, S. 133–158; Amiria Henare, Martin Holbraad, Sari Wastell (Hg.): *Thinking through Things. Theorising Artefacts in Ethnographic Perspective*. London 2006.

38 Steve Woolgar, Javier Lezaun: *The Wrong Bin Bag. A Turn to Ontology in Science and Technology Studies?* In: *Social Studies of Science*, 43(3), 2013, S. 341–362.

Abhängigkeit von ihnen nicht doch noch größer, wenn Menschen dem Beispiel der Runa-Indianer des Amazonas folgten und ihre Existenz als das Ergebnis eines Dialogs mit den Wäldern auffassen würden? Wie wäre es, wenn die Erde nicht als der Lebensraum des Menschen, sondern anstelle dessen als ein geteilter Lebensraum von Menschen und Wäldern aufgefasst würde? Zweifellos könnte das von Kohn mit dieser Frage als Modell präsentierte Weltbild einen wichtigen Beitrag zur Zukunftsfähigkeit der Menschheit leisten.<sup>39</sup>

Die Vorstellung einer ontologischen Pluralität wurde in den letzten Jahren wesentlich durch Untersuchungen zu materieller Kultur unterstützt. Im Feld der materiellen Kultur sind Studien zur Ontologie heute ein wichtiges, mehrfach angewendetes theoretisches Konzept.<sup>40</sup> Dennoch ist der Status dieses neuen Konzeptes noch nicht geklärt. Eine Debatte aus den Jahren 2014 und 2015 zeigt spezifische Schwächen: So wirft David Graeber den Verfechtern einer ontologischen Wende vor, eine neue Form der radikalen Alterität zu erzeugen: Die Unterschiede zwischen Kulturen werden zu hoch bewertet und Ontologie wird zu einem zentralen Kriterium des „Andersseins“, so wie es vor fünfzig Jahren mit dem Begriff der „Kultur“ der Fall war.

Eine alte, obgleich immer auch als problematisch empfundene Grundlage der Ethnologie, nämlich der Kulturrelativismus, wird dadurch infrage gestellt.<sup>41</sup> Nicht ohne eine gewisse Berechtigung wäre zu fragen, ob Menschen in ihrem Alltag tatsächlich immer das Bild einer Weltordnung im Kopf haben. Sind Ontologien im Hinblick auf den Status des Materiellen so eindeutig, wie es deren Proponenten wahrhaben wollen? Eine solche Festlegung auf dem Umweg über die Beschreibung einer Ontologie des Anderen ist möglicherweise eine neue Form der kolonialen Domination.<sup>42</sup> Könnte es nicht so sein, dass der Status von Dingen

39 Wie Anm. 30.

40 Diana Coole, Samantha Frost (Hg.): *New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics*. Durham 2010.

41 David Graeber: *Radical Alterity is Just Another Way of Saying „Reality“*. A Reply to Eduardo Viveiros de Castro. In: *Hau. Journal of Ethnographic Theory*, 5(2), 2015, S. 1–41.

42 Jafari S. Allen, Ryan C. Jobson: *The Decolonizing Generation: (Race and) Theory in Anthropology since the Eighties*. In: *Current Anthropology*, 57(2), 2016, S. 129–148.

oftmals ungeklärt bleibt und erst in sozialen Kontexten sowie durch Dingpraktiken ein Konsens darüber herbeigeführt wird?<sup>43</sup>

### Schluss: Für eine Beschreibung des Alltäglichen

Materielle Kultur bleibt eine Herausforderung. Dies gilt nicht nur, wie in den letzten Abschnitten erläutert, weil die bisherigen Theorien im besten Fall nur teilweise überzeugende Erklärungen zur sozialen und kulturellen Rolle der Objekte dargelegt haben. Der herausfordernde Charakter hat mindestens in gleichem Maße damit zu tun, dass eine Einbettung in eine übergreifende Fachgeschichte kulturwissenschaftlicher Disziplinen fehlt.<sup>44</sup> Neuere Theorien scheinen das zu kompensieren. Möglicherweise schießen sie aber über das Ziel hinaus, indem sie den Dingen im kulturellen Kontext ein Gewicht verleihen, das weit über die ethnografisch zu beobachtende Rolle vieler Objekte im Alltag hinausgeht. Latour machte aus der Zuweisung eines besonderen Gewichts sogar ein Sprachspiel, indem er nach den „fehlenden Massen“ in den Kulturwissenschaften fragte.<sup>45</sup>

Hinter der Sorge um die angemessene Beschreibung des Materiellen steht eine epistemische Frage: Ist es das Ziel der Forschungen zu materieller Kultur, Lebenswelten und deren Einbettung in Materialitäten zu beschreiben? Oder sollten solche Studien nicht auf einzelne, hoch bedeutsame Gegenstände ausgerichtet sein? Für die mit der zweiten Frage verbundene Strategie spricht die Fokussierung: Ein herausgehobenes Beispiel kann mehr Einsichten eröffnen als die Komplexität des Zusammenhangs von einer großen Anzahl an Dingen. Dennoch ist die Alltäglichkeit der Dinge eine Herausforderung von besonderer Dringlichkeit.<sup>46</sup>

43 Don Slater: *Ambiguous Goods and Nebulous Things*. In: *Journal of Consumer Behaviour*, 13(2), 2014, S. 99–107.

44 Hans Peter Hahn: *Von der Ethnografie des Wohnzimmers zur „Topografie des Zufalls“*. In: Elisabeth Tietmeyer (Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur*. Münster 2010a, S. 9–22.

45 Bruno Latour: *Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts*. In: Wiebe E. Bijker, John Law (Hg.): *Shaping Technology / Building Society. Studies in Sociotechnical Change*. Cambridge, Mass. 1992, S. 225–258.

46 Sophia Prinz: *Formen des Gebrauchs. Über die alltägliche Ordnung der Dinge*. In: Yana Milev (Hg.): *Design Kulturen. Der erweiterte Designbegriff im Entwurfsfeld der Kulturwissenschaft*. Paderborn 2013, S. 33–44; Hans Peter Hahn:

Wenn die Verflechtungen von Menschen und Dingen im Mittelpunkt einer am Alltag orientierten kulturellen Analyse von Materialität stehen sollen, so ist die Verschiedenheit unterschiedlicher Relevanzebenen und die unterschiedlicher Arten der Wahrnehmung genauso mit zu bedenken wie das Unabgeschlossene und die Offenheit von Dingen für immer neue Bedeutungen und Zuordnungen.<sup>47</sup>

Die alltägliche Gegenwart von Dingen, die bisweilen wichtig, sehr oft aber auch ohne jede Bedeutung ist, muss zunächst als ein ethnografisches Ergebnis herausgestellt werden. Es gibt zu diesen Thema nicht viele Studien, aber die wenigen verfügbaren Untersuchungen zeigen ein „Durcheinander“, ein ungeordnetes „Nebeneinanderstellen“ von wichtigen wie unwichtigen Dingen.<sup>48</sup> Wesentlich ist dafür die zeitliche Instabilität: Die Zusammensetzung der Dinge, wie auch die Zahl materieller Objekte in der Umwelt verändern sich ständig.<sup>49</sup> Die Präsenz der Dinge ist ein wichtiges kulturelles und soziales Faktum.<sup>50</sup> Dem gegenüber stehen jedoch auch Wahrnehmungen einer ganz anderen Zeitlichkeit, wenn die lange Existenzdauer der Dinge und des Erinnerns an und über Dinge berücksichtigt wird.<sup>51</sup>

Die in diesem Beitrag diskutierten Theorien verfehlen ganz überwiegend eine angemessene Bewertung der laufend stattfindenden Veränderungen in den Mensch-Ding-Beziehungen. Prozesse, die zur schnellen Abwertung und einem „In-Vergessenheit-Geraten“ oder auch zu einer raschen Aufwertung führen, werden nicht hinreichend berücksichtigt. Das Nebeneinander von Dingen, die Gleichzeitigkeit von Objekten mit sehr unterschiedlichen Rollen und Relevanzen in der Lebenswelt des Einzelnen wird in den genannten Konzepten nicht immer angemessen

Wahrnehmungsweisen von Dingen. Zu den Herausforderungen der Alltäglichkeit des Materiellen. In: Julia Reuter, Oliver Berli (Hg.): *Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur*. Wiesbaden 2016, S. 11–20.

- 47 Elizabeth Shove, Frank Trentmann, Richard R. Wilk: *Time, Consumption and Everyday Life. Practice, Materiality and Culture*. Oxford 2009.
- 48 Judy Attfield: *Wild Things. The Material Culture of Everyday Life*. Oxford 2000; Jeanne E. Arnold, Anthony Graesch, Enzo Ragazzini u. a. (Hg.): *Life at Home in the Twenty-First Century. 32 Families Open their Doors*. Los Angeles 2012.
- 49 Irene Cieraad: *Homes from Home: Memories and projections*. In: *Home Cultures*, 7 (1), 2010, S. 85–102.
- 50 Hans U. Gumbrecht: *Präsenz*. Frankfurt a. M. 2012.
- 51 Hans P. Hahn: *Lost in Things. Eine kritische Perspektive auf Konzepte materieller Kultur*. In: Philipp Stockhammer, Hans Peter Hahn (Hg.): *Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen*. Münster 2015, S. 9–23.

dargestellt. Anstatt die Dinge als Assemblagen zu betrachten, werden Netzwerke und Ontologien von Dingen aufgerufen, obgleich beides eine unrealistische Stabilität der materiellen Welt insinuiert.

Die hier knapp skizzierten Konzepte unterstellen eine überraschende Nähe oder zumindest eine Unmittelbarkeit in der Auseinandersetzung mit Dingen. Sicherlich ist es lohnend, die geschätzten, die nützlichen oder auch die verfügbaren Dinge zu betrachten. Das Konzept der *feinen Unterschiede* wie auch das Arbeitsmodell vom *Netzwerk* versetzen den interessierten Fachmann für materielle Kultur in die Lage, sowohl die instrumentell nützlichen Dinge wie auch die bedeutungsvollen und die provozierenden, störenden Dinge zu beschreiben.

Was ist aber mit materiellen Objekten, deren Status in einer ungeklärten Ambiguität verbleibt? Wie ist es möglich, mit solchen Modellen die Entdeckung, oder, genauer, das Aufmerksam-Werden auf neue Eigenschaften abzubilden? Es ist sinnvoll, auch die Aufrechterhaltung einer gewissen Distanz zwischen Menschen und Dingen in Modelle der Mensch-Ding-Beziehungen mit aufzunehmen.<sup>52</sup> Die wissenschaftliche Beschäftigung mit materieller Kultur darf nicht dort eine Klarheit unterstellen, wo der alltägliche Umgang von viel Unklarheit und Nichtwissen geprägt ist. Menschen haben keine klare Meinung zu den Dingen, von denen sie umgeben sind, die Bewertung, wie auch die Einschätzung von Nähe oder Distanz eines Gegenstandes hängt von dem Blickwinkel ab, den man einnimmt.<sup>53</sup> Viele Wahrnehmungen bleiben inkohärent; was der Platz eines materiellen Objektes in der Lebenswelt ist, kann für lange Zeiträume ungeklärt bleiben. Die Dinge befinden sich in der Schwebel. Die Offenheit der Objekte ist nicht eine „Störung“ in der Theoriebildung, sondern der angemessene Ausgangspunkt dafür.<sup>54</sup>

Die Überbetonung der verlässlichen, stabilen Seite des Materiellen ist zunächst einmal eine wissenschaftlich motivierte Einseitigkeit, die erst in den letzten Jahren erkannt und überwunden wurde. Dinge aus ihren Funktionen und Bedeutungen heraus zu erklären, ist

52 Bjørnar Olsen: Keeping Things at Arm's Length. In: *World Archaeology*, 39(4), 2007, S. 579–588.

53 Hans Peter Hahn: Things in the Back Mirror. Über Wechselwirkungen zwischen Arten zu sehen und Vorstellungen von Dingen. In: *ARTES Jahrbuch*, 2015/2016, S. 76–86.

54 Antoine Hennion: Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit. In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, 2 (1), 2011, S. 93–110.

unbefriedigend, wenn man an die vielen Gegenstände denkt, deren Funktionen nicht erschließbar sind oder im Alltag bedeutungslos bleiben. Schon die Berücksichtigung der Tatsache, dass Objekte durch ihre materielle Präsenz an erster Stelle Wahrnehmungen auslösen, mitunter auch irritierende Eindrücke hervorrufen, ist eine wichtige und dringend notwendige Erweiterung.

Eine nachhaltige Theorie materieller Kultur muss auf eine Festlegung oder Stabilisierung der Objekte verzichten. Anstatt eine bestimmte Wahrnehmungsweise vorzugeben oder eine epistemische Praxis als allein gültige herauszustellen, muss die Frage nach der Art des Sehens von Dingen in den Vordergrund gestellt werden. Die Dinge haben keinen eindeutigen und festen Platz in der Gesellschaft. Vielmehr ist materielle Kultur eine Herausforderung durch die zusätzliche Komplexität, die durch eine sorgfältige Berücksichtigung der vielen Perspektiven auf das Materielle unausweichlich wird.

**Hans Peter Hahn, The Questionable Episteme of Materiality. Why theories of material culture underestimate the complexity of the world of things!**

An overview of some of the major theoretical trends in the study of material culture from the 19th to the 21st centuries reveals a surprising bias in these models. While not an exhaustive survey, this article uses examples ranging from Karl Marx to Bruno Latour to show that concepts about material culture are shaped by what are often barely acknowledged weaknesses. These shortcomings find expression in certain assumptions, which often lead to false evaluations of the material that are difficult to maintain. Specifically, these are: (1) over-valuing the material, (2) erasing complex and contradictory perception in favour of certain „functions“ and (3) stabilising the role of the material at a social level.

Current trends in the study of material culture appear to have recognised this problem and seek to counteract it by placing a new focus on how things are dealt with that cannot be categorised as having a direct link to consumption. Examples of this are the interest in recycling or in the substances and materials from which objects are made. In particular, everyday things, whose significance for lifeworlds can only be determined through careful, ethnographic research, demand a more sensitive approach to ambivalent value judgements, as does our lack of knowledge with regard to the things people use on an everyday basis. A greater level of opening is still needed on the path towards a sustainable theory of material culture. Material things are not simply an extension of existing fields of discourse but should be understood as presenting a distinct challenge in their own right.

# Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts.

## Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche

Laura Gozzer

Anhand einer Serie von Artikeln zu Wohnungsnot in München fragt der medienanalytische Beitrag, auf welche Weise gegenwärtige Wohnpreise und -vergaben in der Presse problematisiert werden. Durch das Anprangern von profitorientierten Vergabepraxen, das Skandalisieren prekärer Wohnverhältnisse, eine empathische Bezugnahme auf Bedürftige und die Inszenierung karitativer Vorbilder stellen die analysierten Sozialreportagen diskursive Praxen moralischer Anrufung dar.

### „Zu viert auf 35 Quadratmetern“<sup>1</sup>

So lautet der Titel einer im Januar 2016 in der Münchner *Abendzeitung* erschienenen Reportage. Eine Fotografie zeigt die betroffene Familie auf einer schwarzen Ledercouch. Auf dem Schoß des Mannes sitzt ein Junge, beide blicken ebenso wie die Mutter lächelnd in die Kamera. Vor ihnen ist ein schlafendes Baby auf die Couch gebettet. Folgender Teaser leitet den Artikel ein: „Matratzen statt Betten und Frühstück am Couchtisch: Obwohl Fuat Izairi zwei Jobs hat, findet seine kleine Familie keine Wohnung“.<sup>2</sup> Auf einer weiteren Fotografie ist die Frau mit Baby auf dem Arm in einer kleinen Küche zu sehen. Ihre Wohnsituation beschreibt sie als „Katastrophe“. „Es gibt keinen Platz zum Spielen, keine Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Mein Mann ist total übermüdet, weil das Baby nachts weint und er keinen Schlaf findet und dann müde zur

1 N.N.: Zu viert auf 35 Quadratmetern. In: *Abendzeitung*, Nr. 6/1, 9.1.2016, S. 9.

2 Ebd.

Arbeit fährt. Wir sind mit den Kräften am Ende.“<sup>3</sup> Der Bericht endet mit der Zeile: „Wohnungsangebote oder Hinweise an: 0911-52 02 58 30 oder deinestadt@immowelt.de.“<sup>4</sup> Knapp drei Monate nach dem Erscheinen des Artikels ist online von einem Happy End für Familie Izairi zu lesen. „Über die soziale Immowelt-Initiative ‚Verändere Deine Stadt‘ wurde das Schicksal der Familie in den Medien bekannt. Wenig später konnte das Ehepaar schon jubeln“<sup>5</sup>, heißt es in dem Text. Dank eines Angebots der städtischen Wohnbaugesellschaft Gewofag konnten die vier „[e]ndlich raus aus der Enge und rein ins neugebaute Heim“<sup>6</sup>. Das Paar meldet sich im Bericht erleichtert zu Wort: „Wir standen schon vorher ewig auf diversen Wartelisten, dass es jetzt bei der Gewofag geklappt hat, ist unglaublich!“<sup>7</sup>

Dieses Beispiel steht stellvertretend für eine Reihe an Reportagen zu Wohnungsgesuchen und -vermittlungen, die aus der Initiative eines Immobilienplattform-Unternehmens hervorgingen und zwischen 2013 und 2016 in lokalen Münchner Zeitungen veröffentlicht wurden. Sie dienen dem Beitrag als Materialgrundlage, um sich der gegenwärtigen Problematisierung des Münchner Wohnungsmarkts aus kulturwissenschaftlicher Perspektive anzunähern.<sup>8</sup> Im Zentrum der Analyse steht zunächst die Frage, wie in den ausgewählten Texten ideale Subjektmodelle<sup>9</sup> entworfen werden, sowohl bezogen auf „würdige“ Wohnungssuchende als auch auf moralisch auftretende UnterstützerInnen. Die Ergebnisse werden sowohl mit erzähltheoretischen Impulsen der Europäischen Ethnologie als auch mit Michel Foucaults Ausführungen zu Selbsttechniken und deren Formulierung in Texten mit „etho-poetischer Funktion“<sup>10</sup> zusammengedacht, um zu verstehen, wie die Wohnungsmarktverhältnisse in

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Andrea Uhrig: Endlich raus aus der Enge und rein ins neugebaute Heim. Veröffentlicht am 31.3.2016, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0259-raus-aus-der-enge-rein-ins-neue-heim.html> (Zugriff: 8.12.2016).

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Als Teil des Projektes *Wohnen und Wohnraumpolitik in München* der interdisziplinären DFG-Forschergruppe *Urbane Ethiken* werden die gemeinsam diskutierten Konzepte herangezogen.

9 Zum Begriff des Subjektmodells siehe Andreas Reckwitz: *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist 2006.

10 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste (=Sexualität und Wahrheit, 2)*. Frankfurt a. M. 1993 [EA 1986], S. 20 f.

München gegenwärtig zum „Gegenstand moralischer Sorge und Beunruhigung“<sup>11</sup> werden. Der Beitrag geht in drei Schritten vor: Zunächst werden die Reportagen in den Kontext der Wohnraumkrise in München gestellt und dabei die Rolle des Immobilienplattformbetreibers Immowelt als Textproduzent diskutiert. Im zweiten Abschnitt stehen die Subjektmodelle im Fokus, welche die Reportagen im Hinblick auf Wohnungssuchende formulieren, während im dritten Abschnitt die Subjektangebote für HelferInnen und UnterstützerInnen betrachtet werden. Zum Schluss folgt eine Verdichtung der Ergebnisse auf drei Aspekte hin.<sup>12</sup>

### Problematisierungen des Wohnungsmarktes

Seit Beginn der 2000er Jahre ist vermehrt von der „Wiederkehr der Wohnungsfrage“<sup>13</sup> in Deutschland die Rede. JournalistInnen, WissenschaftlerInnen sowie WohnungsmarktakteurInnen konstatieren die sogenannte neue Wohnungsnot besonders mit Blick auf prosperierende Städte und führen sie auf steigende Grund-, Immobilien- und Mietpreise zurück.<sup>14</sup> München gilt mit einem durchschnittlichen Kaltmietpreis von 16,55 Euro pro Quadratmeter bei Neuvermietung<sup>15</sup> als Gipfel des Eisbergs in Deutschland. Neben der schier aussichtslosen Situation für Geringverdienende,<sup>16</sup> bedrohe die Wohnungsnot hier, so der Tenor,

11 Ebd., S. 17.

12 Ich danke an dieser Stelle den beiden anonymen GutachterInnen für ihre anregenden Hinweise sowie der Zeitschriftenredaktion für die Betreuung.

13 Andrej Holm: Die Wiederkehr der Wohnungsfrage. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Wohnen (=Aus Politik und Zeitgeschichte, 20/21). Bonn 2014, S. 25–30.

14 Vgl. dazu zum Beispiel Alexander Jung: Die neue Wohnungsnot. In: Der Spiegel 15/2016, S. 10–18.

15 Die Zahl bezieht sich auf Neuvertragsvermietungen im 1. Quartal des Jahres 2017 und wurde von der Statista GmbH, einem Statistik-Unternehmen, das ein Online-Portal betreibt, ermittelt, vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1885/umfrage/mietpreise-in-den-groessten-staedten-deutschlands/> (Zugriff: 29.6.2017)

16 Die Stadt München besitzt über kommunale Wohnbaugesellschaften circa 71.000 Wohnungen, von denen jährlich circa 3.200 vergeben werden. Diesem Angebot standen 2016 24.000 AntragstellerInnen gegenüber. Auf der Homepage der Stadt wird daher empfohlen, „trotz Antragstellung aktiv eigenverantwortlich nach einer Wohnung zu suchen“, vgl. <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Sozialreferat/Wohnungsamt/Sozialwohnung.html> (Zugriff: 5.7.2017).

längst schon weite Teile der gesellschaftlichen Mitte. Immobilien als Spekulationsobjekte und innerstädtisches Wohnen als Ware, welche zunehmend nur noch für die vermögendsten Schichten der Gesellschaft erschwinglich ist, bilden den Kern wissenschaftlicher, medialer und alltäglicher Auseinandersetzungen, an denen diverse AkteurInnen beteiligt sind. Diese Beobachtung deckt sich mit der Einschätzung der Geografin Susanne Heeg, die schreibt, dass die angespannten Verhältnisse auf den Immobilienmärkten Deutschlands „von vielen AkteurInnen als beunruhigend wahrgenommen“ werden. „Nicht nur MieterschützerInnen, sozialpolitische AkteurInnen und KritikerInnen einer Eigentumsorientierung im Wohnungsbereich formulieren Bedenken [...], sondern auch InteressensvertreterInnen der Wohnungswirtschaft, ImmobilienhändlerInnen und -beratungen werfen Fragen über die soziale und ökonomische Tragfähigkeit der gegenwärtigen Preisentwicklungen auf.“<sup>17</sup>

Dass Debatten vermehrt in ethischen Registern geführt werden, ist eine Hypothese der 2014 gegründeten DFG-Forschergruppe „Urbane Ethiken“, die interdisziplinär und in verschiedenen Städten Diskurse und Praxen rund um das gute Leben in der Stadt bzw. das gute städtische Leben untersucht. Urbane Ethiken werden dabei verstanden als „a field in which a range of actors in cities articulate and negotiate moral and social ideals, principles and norms. Ethical debates problematize and challenge what has been taken for granted or seen as normal. Ethics as a set of attempts to proscribe specific ways of conduct and the formation of good urban subjects living good urban lives are inevitably shaped by specific contexts.“<sup>18</sup> Am Beispiel Münchens, der drittgrößten Stadt Deutschlands, frage ich gemeinsam mit Johannes Moser, Simone Egger und Libuše Vepřek <sup>19</sup> danach, wie insbesondere Angehörige der Mittelschicht mit den Wohnungsmarktverhältnissen umgehen und inwieweit sie sich dabei auf Vorstellungen von einer guten Stadt beziehen, also

17 Susanne Heeg: Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: *suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 1, 2013, S. 75–99, hier S. 90. [Die Schreibweise mit Binnen-I wurde von der Autorin aufgrund der Einheitlichkeit angeglichen]

18 Eveline Dürr, Moritz Ege, Johannes Moser u.a.: *Urban Ethics – Towards a Research Agenda on Cities, Ethics and Normativity*. [im Peer-Review-Verfahren], S. 5.

19 Libuše Vepřek sei an dieser Stelle für ihre maßgebliche Beteiligung an der Recherche und Analyse für den Beitrag gedankt.

ethisch argumentieren.<sup>20</sup> Dazu führen wir ethnografische Erhebungen in verschiedenen Feldern durch: sich neu gründende Wohngenossenschaften, Wagenparks und wohnaktivistische Gruppen.

Neben ihnen sind auch Berichterstattungen in lokalen Zeitungen maßgeblich an der Problematisierung hiesiger Wohnungsmarktlagen beteiligt. Dabei finden sich wiederholt in der *Abendzeitung*, in der *tageszeitung*, im *Münchner Merkur* oder in der Regionalausgabe der *BILD* für München Artikel, die unter Überschriften wie „Flucht aus Syrien. Diese Großfamilie sucht eine Wohnung in München“<sup>21</sup> oder auch „Großfamilie Koch hat nach drei Jahren im Obdachlosenheim ein neues Zuhause“<sup>22</sup> Einzelschicksale portraituren. Die kurzen Reportagen sind geprägt von kulturell eingebetteten Erzählmustern, einem emotionalisierenden Schreibstil sowie einer Mitleid evozierenden Bebilderung. Fleißige, überarbeitete Familienväter und besorgte, schwangere oder alleinerziehende Frauen werden als Opfer eines unbarmherzigen Wohnungsmarkts präsentiert und ihre prekären Wohnverhältnisse alltagsnah illustriert. Häufig treten in den Reportagen private VermieterInnen oder AkteurInnen der Wohnungswirtschaft auf, die den als bedürftig Präsentierten helfen. Ihr Eingreifen wird in den Texten mit moralischen Werten begründet und damit dem vorherrschenden Ziel der Profitmaximierung auf dem Immobilienmarkt entgegengestellt. Das Verweben dieser verschiedenen Narrative stellt eine Textstrategie dar, die auf das Evozieren von Empathie abzielt, schlechte Wohnverhältnisse in einer reichen Stadt skandalisiert und zugleich gute Gegenbeispiele, sogenannte „Vermieter mit Herz“<sup>23</sup>, lobt.

Was sagen diese Texte über die Sorge hinsichtlich des lokalen Wohnungsmarktes und der Entwicklung der Stadt München aus kulturwissenschaftlicher Perspektive aus? Unlängst hat Ina Merkel für eine verstärkte

20 Während Mittelschicht hier nicht im Fokus der Betrachtung steht, widmen wir uns in anderen Feldern expliziter einer klassenanalytischen Perspektive, siehe das durch Johannes Moser und Simone Egger geleitete Panel *The vulnerable middle class? Strategies of housing in a prospering city* im Rahmen des SIEF-Kongresses 2017.

21 Andrea Uhrig: Flucht aus Syrien nach München. Diese Großfamilie sucht eine Wohnung. *Abendzeitung* online, 28.12.2015, <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.flucht-aus-syrien-nach-muenchen-diese-grossfamilie-sucht-eine-wohnung.45276a07-18fa-4boe-a4da-eba6dbb76f98.html> (Zugriff 20.12.2016).

22 Andrea Uhrig: Großfamilie Koch hat nach drei Jahren im Obdachlosenheim ein neues Zuhause. In: *Abendzeitung* Nr. 82/15, 10.4.2015, S. 4.

23 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/projektinfos> (Zugriff 5.1.2017).

Beschäftigung mit Medientexten in der Europäischen Ethnologie plädiert: „Medienprodukte bieten einen Zugang zum Verständnis unserer Kultur. Nicht weil sie wahr sind oder unsere Realität abbilden [...], sondern weil sie mit Bedeutungen operieren.“<sup>24</sup> Ohne etwas über die Wirkung der Texte bei den Rezipierenden sagen zu können, geben Medienanalysen Aufschluss darüber, so Merkel, welche „Bedeutungen im kulturellen Raum kursieren und wie sie sich zueinander verhalten“.<sup>25</sup> Ich interessiere mich für die in den genannten Artikeln dargestellten Subjektentwürfe.<sup>26</sup> Mit Andreas Reckwitz' subjekttheoretischem Vokabular verstehe ich die Reportagen als Praktiken, die „Subjektrepräsentationen“ liefern, somit Subjektmodelle und Anti-Modelle zur Darstellung bringen und auf diese Weise Subjektcodes explizieren<sup>27</sup>. Das Diskursive verortet Reckwitz dabei nicht nur auf Ebene der Bedeutungsproduktion oder -distribution. Vielmehr versteht er die verwendeten Codes als Teil einer umfassenderen Wissensordnung, die sich wiederum in Praktiken einschreibt.<sup>28</sup> „Diskurse sind dann als Indikatoren, Verbreitungsformen und Produktionsformen von Subjektcodes zu verstehen, die in Praktiken sedimentiert werden.“<sup>29</sup> Der Kultursoziologe bezieht sich dabei auf Michel Foucault, der die etho-poetische Funktion bestimmter Texte hinsichtlich der Ausbildung von Selbsttechniken betont: „Texte waren als Operatoren gedacht, die es den Individuen erlauben sollten, sich über ihr eigenes Verhalten zu befragen, darüber zu wachen, es zu formen und sich selber als ethisches Subjekt zu gestalten“<sup>30</sup>. Beide ziehen als Quellen

24 Ina Merkel: Unterströmungen unserer Kultur. Über den Sinn von Medien(text)-analysen. In: Antje van Elsbergen, Franziska Engelhardt, Simone Stiefbold (Hg.): Ansichten – Einsichten – Absichten. Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft. Marburg 2010, S. 263–274, hier S. 264.

25 Ebd.

26 Es besteht ein starker Unterschied zwischen dem Lesen solcher Texte zum Zweck der (kultur)wissenschaftlichen Analyse und dem Lesen zur alltäglichen Unterhaltung, vgl. Hans-Otto Hügel: Genaue Lektüren. Zu Begriff, Theorien und Geschichte der Unterhaltung. In: Brigitte Frizzoni, Ingrid Tomkowiak (Hg.): Unterhaltung. Konzepte – Formen – Wirkungen. Zürich 2006.

27 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 43.

28 Vgl. Andreas Reckwitz: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008, S. 188–209, hier S. 202.

29 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 44.

30 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 20 f.

hauptsächlich Ratgeberliteratur heran. Doch auch die für diesen Beitrag ausgewählten Texte formulieren idealtypische Subjektmodelle und Anti-Modelle sowie Codes des vorbildlichen und verwerflichen Verhaltens beim Wohnen und der Wohnraumvergabe. Hier lohnt sich ein Blick auf europäisch-ethnologische Auseinandersetzungen mit dem Erzählen. Silke Meyer interessiert sich, in Anlehnung an Albrecht Lehmann dafür, wie Menschen in ihrem Erzählen an „kulturell etablierte Vorgaben wie an aktuelle kommunikative Konstellationen“ anknüpfen.<sup>31</sup> Ähnlich lässt sich auch für die vorliegenden Texte fragen: Welche kulturellen Erzählmuster und -figuren prägen die Geschichten? Welche Narrative werden für welche Zwecke genutzt und welche Formen des Erzählens entstehen dabei? Die folgenden Überlegungen sind vor diesem Hintergrund der Frage gewidmet, welche Subjektmodelle anhand welcher Codes angesichts der gegenwärtigen Wohnraumkrise erzählt werden und wie die ausgewählten Reportagen in diesem Bezugsrahmen als Instanzen einer moralischen Problematisierung zu fassen sind.

#### Eine Immobilienplattform auf der Suche nach „Vermietern mit Herz“

Der Analyse liegen 27 Artikel<sup>32</sup> zu Grunde, die zwischen 2013 und 2016 in verschiedenen Münchner Zeitungen analog wie digital<sup>33</sup> erschienen sind und sich auf eine „soziale Initiative“<sup>34</sup> des Nürnberger Unternehmens Immowelt beziehen. Die Firma betreibt Online-Immobilienplattformen in Deutschland, Österreich und der Schweiz und initiierte 2013 eine sogenannte „Sozialraum-Plattform“, auf der Wohnungssuchende

31 Silke Meyer: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110, 2014, S. 243–267, hier S. 247.

32 Aufgrund der Dopplung von Subjektcodes und -modellen in den insgesamt knapp 50 veröffentlichten Artikeln der Initiative war eine Auswahl exemplarischer Reportagen zur genaueren Analyse möglich.

33 Auf der Website von *Verändere Deine Stadt* werden die Portraits inklusive fünf bis zehn Fotografien und meistens einem wenige Minuten dauernden Video veröffentlicht. In den Zeitungen umfassen die Portraits bei gleichbleibendem Text ein bis zwei Fotografien.

34 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/?tagid=oabc62206c38473484370bf1d1a32474> (Zugriff: 5.1.2016).

und - anbietende kostenlos inserieren können.<sup>35</sup> Die Plattform trägt den Namen *Verändere Deine Stadt* und wurde zunächst für München, später auch für Berlin und Nürnberg lanciert. Unter dem Motto „der guten Sache Platz verschaffen“ werden „Münchener mit Herz und Platz“ gesucht, „die Raum für Flüchtlinge, bedürftige Familien, Vereine oder soziale Initiativen haben“.<sup>36</sup> Vor allem die Unterstützung sogenannter „Chancenloser“<sup>37</sup> wird zum Programm – Immowelt agiert als Anwalt derjenigen, um deren Not sich sonst niemand zu kümmern scheint. MitarbeiterInnen kontaktieren die Wohnungssuchenden, besuchen manche in ihren Unterkünften und Wohnungen und lassen sich von ihren Lebensverhältnissen berichten. Sie dokumentieren diese Besuche fotografisch sowie teilweise filmisch und veröffentlichen dazu journalistische Texte auf der Website des Portals. Auf dieselbe Weise werden auch Wohnungsvermittlungen durch Immowelt begleitet. Die Texte werden im Anschluss an lokale Zeitungen versendet, um sie einer größeren Öffentlichkeit zu präsentieren.

Schon in dieser Skizze der Entstehung steckt eine erste Erkenntnis: Das Unternehmen positioniert sich als moralische Instanz hinsichtlich der Wohnraumvergabe. Mit dem Betreiben der Sozialplattform und deren Bewerbung folgt Immowelt einer Tendenz zu performativer Wohltätigkeit seitens gewinnorientierter Unternehmen, die im Sinne einer Corporate Social Responsibility deren Symbolpolitik dient. Der Soziologe Ronen Shamir stellt die Moralisierung von Märkten in einen dialektischen Zusammenhang zur Ökonomisierung von öffentlichen Institutionen und Regierungspraktiken.<sup>38</sup> So würden die Unternehmen keineswegs durch soziale Bewegungen gezwungen, gemeinwohlorientierter zu agieren. Vielmehr müsse man, so Shamir, die Diskurse und Praktiken der Moralisierung des Marktes als Teil einer neoliberalen Epistemologie verstehen, die jegliche soziale Relationen einer ökonomischen Rationalität unterordnet. Einerseits trage die Moralisierung von Unternehmen kritisches Potenzial, weil der Ruf nach sozialer Verantwortung

35 Luise Laufer: „Verändere deine Stadt“: immowelt.de startet erste Sozialraum-Plattform für München. Veröffentlicht am 3.12.2013, <http://presse.immowelt.de/pressemitteilungen/ag-meldungen/artikel/artikel/veraendere-deine-stadt-immoweltde-startet-erste-sozialraum-plattform-fuer-muenchen.html> (Zugriff: 8.6.16).

36 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/muenchen> (Zugriff: 25.5.2016).

37 <http://news.veraendere-deine-stadt.de/presse.html> (Zugriff: 5.1.2017).

38 Vgl. Ronen Shamir: The Age of Responsibilization: On market-embedded Morality. In: *Economy and Society* 37/1, 2008, S. 1–19.

die Motivation nach finanziellem Mehrwert theoretisch korrigieren könnte, und dennoch sieht Shamir die Entwicklung vor allem kritisch. Sie bedeute andererseits nämlich die zunehmende Ökonomisierung von Moral.<sup>39</sup> Das Engagement von Immowelt scheint beispielhaft für diese Überlegungen. Auf einem in den letzten Jahrzehnten zunehmend privatisierten und deregulierten Immobilienmarkt setzen sich nun gewinnorientierte Akteure für eine gerechtere Verteilung von Wohnraum ein und profitieren gleichzeitig davon.

Neben der eben skizzierten Werbung für das Unternehmen tragen die Reportagen weitere Funktionen: Sie sind gleichzeitig Hilfeaufrufe und journalistische Texte, sollen Unterstützung für die Portraitierten motivieren und zugleich LeserInnen unterhalten. In München drucken unter anderem die *Abendzeitung*, die *tz* und die Lokalausgabe der *BILD-Zeitung* die Berichte mit Verweisen auf *Verändere Deine Stadt* ab. Die genannten Zeitungen sind stark lokal-städtisch ausgerichtet und bemühen sich um ein möglichst breites Publikum. In unterschiedlichen Abstufungen können sie zwischen Boulevard und Tagesaktualität verortet werden.<sup>40</sup> Der Medienwissenschaftler Jürgen Wilke beschreibt das Interesse für „Alltagsgeschichten“ als kennzeichnend für Boulevardzeitungen. „Personalisierung ist der wichtigste Nachrichtenwert. Immer geht es um das Menschliche, ja das allzu Menschliche. Glück und Pech im Leben sind das, worauf es der Boulevardzeitung ankommt.“<sup>41</sup> Armut und Not sind zentrale Themen.

Armendarstellungen gehen weit zurück. So steht beispielsweise die Differenz zwischen Armut und Reichtum im Fokus von mittelalterlichem Schwank und religiösen Texten.<sup>42</sup> Sozialreportagen zu großstädtischer Armut und Wohnungsnot im Speziellen führt der Historiker Klaus Bergmann auf literarische Formen der Reiseliteratur und des Städtebildes ebenso wie auf Protokolle im Rahmen früher Sozialarbeit zu Beginn

39 Vgl. ebd., S. 3.

40 Alle drei weisen eine „durchgehende Bebilderung und ein buntes Layout“ sowie „eine einfache, zum Teil gefühlsgeladene Sprache“. Jürgen Wilke: *Zeitung*. In: Hans-Otto Hügel (Hg.): *Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen*. Stuttgart, Weimar 2003, S. 520–523, hier S. 523.

41 Ebd.

42 Hans-Walter Nörtersheuser: *Arm und reich*. In: Kurt Ranke (Hg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung 1*. Berlin 1977, Sp. 789–792.

des 19. Jahrhunderts zurück.<sup>43</sup> Vor allem um 1900 ist ein starkes wissenschaftliches und populäres Interesse für die Unterschicht in wachsenden Großstädten der Industrialisierung zu verzeichnen.<sup>44</sup> Neben der neuen Berufsgruppe der JournalistInnen, widmeten sich auch sozialreformerisch Engagierte und KünstlerInnen der Beschreibung von Armen. Sozialreformerische Bestrebungen gingen in diesem Diskursfeld Hand in Hand mit dem Anprangern sozialer Missstände und der Sensationslust eines bürgerlichen Publikums, das die eigene Stadt mystifizierte.<sup>45</sup> Parallelen zu ethnografischen Vorgehensweisen sind für die Elendsdarstellungen aus historischer Sicht bereits dargelegt worden. So hat Rolf Lindner den Einfluss des frühen Journalismus auf soziologische Stadtforschungen verdeutlicht.<sup>46</sup> Und auch die in diesem Beitrag analysierten Reportagen erinnern hinsichtlich bestimmter Aspekte an ethnografische Portraits. Das Herausgreifen einzelner Fälle, um generelle Aussagen zu treffen, die Solidarisierung der Schreibenden mit den Ausgeschlossenen, das begleitende Vor-Ort-Sein und die Verwendung von O-Tönen aus Gesprächen sind gemeinsame methodische und stilistische Momente.<sup>47</sup> Die analysierten Texte können nicht eindeutig einer Gattung zugeschrieben, sondern vielmehr zwischen Spendenaufruf und Werbung, Boulevardgeschichte und Sozialreportage eingeordnet werden. Wie ich im

43 Vgl. Klaus Bergmann (Hg.): *Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen.* Reinbeck 1984, S. 337–349, hier S. 348.

44 Vgl. Werner M. Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein (Hg.): *Ganz unten. Die Entdeckung des Elends.* Wien, Berlin, London, Paris, New York. 338. Sonderausstellung des Wien Museums. 14. Juni bis 28. Oktober 2007. Wien 2007.

45 Vgl. Werner M. Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein: *Bilder des Elends in der Großstadt (1830-1930).* In: Dies. 2007 (wie Anm. 44), S. 9–17, hier S. 15.

46 Vgl. Rolf Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage.* Frankfurt a. M. 1990.

47 Vgl. Pierre Bourdieu (Hg.): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (=edition discours, 9).* Konstanz 1997; Elisabeth Katschnig-Fasch und Gerlinde Malli (Hg.): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus.* Wien 2003. Patrick Champagne betont in seinem Beitrag die Unterschiede zwischen ethnografischer Arbeit und einer journalistischen, vornehmlich Verkaufszahlen gehorchenden Darstellungsweise von Armut. Diese Differenz ist angesichts des gegenwärtigen, stärker ökonomisierten Systems universitärer Wissensproduktion in Frage zu stellen. Patrick Champagne: *Die Sicht der Medien.* In: Bourdieu 1997, S. 75–86.

Folgenden ausführen werde, stellen sie allen voran – sowohl als Leidens- als auch als Rettungsgeschichten – „moralische Erzählungen“<sup>48</sup> dar.

### Subjektmodelle der Bedürftigkeit – Repräsentation von Wohnungssuchenden

In den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* werden großteils Alleinerziehende, Geflüchtete, Großfamilien, Kranke oder Geringverdienende als Bedürftige entworfen, darunter beispielsweise der bereits erwähnte Fuat Izairi, dessen Gehalt trotz doppelter Beschäftigung nicht ausreicht, oder Sarah, die als alleinerziehende Mutter ohne Erwerbsarbeit in einer Obdachlosenunterkunft lebt.<sup>49</sup> Die LeserInnen erfahren, dass sie seit der Trennung von ihrem Mann Sozialhilfe bezieht, wie einige andere der portraitierten Alleinerziehenden auch. Während die Chancenlosigkeit, adäquaten Wohnraum zu erhalten, in diesen Beispielen an ökonomische Armut gekoppelt wird, portraituren aber viele der vorliegenden Reportagen auch Betroffene, deren Ausstattung mit ökonomischem Kapital im Verhältnis nicht ganz gering ist. Dazu zählt zum Beispiel die schwangere Jenny. „Von wegen Weltstadt mit Herz: In München findet eine junge Frau mit Vollzeitjob keine Wohnung.“<sup>50</sup> Die Zahnarthelferin, die bei ihrer Mutter wohnt, wird wie folgt zitiert: „Am Geld scheitert es nicht, auch nicht an interessanten Angeboten [...], aber sobald ich sage, dass ich schwanger bin, kommt die Absage.“<sup>51</sup> Die VermieterInnen würden „haarsträubend[e]“ Begründungen liefern: „Manche meinen, es sei ihnen zu gefährlich, weil ich dann nicht zahlen kann. Andere sagen, dass sich die älteren Leute im Haus gestört fühlen könnten.“<sup>52</sup> Ähnlich wird

48 Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 187.

49 Vgl. Andrea Uhrig: Alpträum Obdachlosenunterkunft: Junge Mutter (22) im Teufelskreis. Veröffentlicht am 2.12.2016, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0015-alptraum-obdachlosenunterkunft-junge-mutter-22-im-teufelskreis.html> (Zugriff: 20.12.2016).

50 Andrea Uhrig: Zahnarthelferin Jenny findet keine Wohnung – weil sie schwanger ist. Veröffentlicht am 17.6.2014, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0111-zahnarthelferin-jenny-24-findet-keine-wohnung-weil-sie-schwanger-ist.html> (Zugriff: 16.8.2016).

51 Ebd.

52 Ebd.

der Ausschluss von Großfamilien aus dem Wohnungsmarkt begründet. So finden Ulf, seine Partnerin und ihre sieben Kinder trotz eines Mietbudgets von 2.500 Euro keine adäquate Bleibe. „Wenn es mal was gibt, dann winken die Vermieter meist gleich ab, wenn sie hören, dass wir sieben Kinder haben.“<sup>53</sup> Die AutorInnen der Reportagen beklagen, dass bei Wohnungsvergaben solvente kinderlose Paare bevorzugt werden. Unbegründete Stigmatisierung macht Großfamilien, Alleinerziehende und Geflüchtete, so der Tenor der Texte, zu Opfern einer profitorientierten und rücksichtslosen Wohnungsvergabep Praxis.

Kommunikations- und medienwissenschaftliche Analysen der gegenwärtigen Armutsdarstellung kritisieren emotionalisierende Berichte über einzelne Bedürftige: Armut werde, so das Argument, als Problem sogenannter Risiko- oder Problemgruppen vermittelt und auf Stereotype reduziert, ohne sie als gesamtgesellschaftliches, ökonomisch und strukturell bedingtes Problemfeld zu benennen.<sup>54</sup> Diese Kritik liegt auch im Fall der Reportagen von *Verändere Deine Stadt* nahe – so wiederholen sich die bereits skizzierten Typen von Bedürftigen. Dennoch stehen diese „Menschen, die aus dem Raster fallen“<sup>55</sup> auch stellvertretend für andere und deren Darstellung verweist gerade auch auf gesellschaftliche Ausschlussmechanismen generell. Dieses Spannungsfeld wird deutlich, wenn man sich die Erzählungen darüber, wie die ProtagonistInnen in ihre prekären Situationen geraten sind, genauer ansieht. Insgesamt ist viel von Schicksalsschlägen – Arbeitsplatzverlust, Krankheit oder Trennung – die Rede. Prekäres Wohnen wird hier nicht systemisch, sondern als individuelles

53 Andrea Uhrig: Plötzlich Großfamilie: wenn Privatsphäre zum Fremdwort wird. Veröffentlicht am 26.2.2016, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0255-ploetzlich-grossfamilie-wenn-privatsphaere-zum-fremdwort-wird.html> (Zugriff: 5.1.2017).

54 „Aber durchgängige Kommentarp Praxis ist es, Armut zu zerlegen, sie aufzulösen in Kinder-, Alters-, Migranten-, Langzeitarbeitslosen-, Schwerbehinderten-, Hartz-IV- und Alleinerziehenden-Armut. Frauen sind, das fällt auf, nur als Mütter arm. Armut wird portioniert und Verarmung auf diese Weise nie in einer grundsätzlichen Dimension behandelt.“ Hans-Jürgen Arlt, Wolfgang Storz: Portionierte Armut, Blackbox Reichtum. Die Angst des Journalismus vor der sozialen Kluft. Berlin 2013, S. 6.

55 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/?tagid=f68d94b6aaf74d979e6eab4554f0f40d> (Zugriff 4.1.2017).

Problem präsentiert, und dennoch: Mikes Burn-Out<sup>56</sup>, die Trennung der schwangeren Sabrina von ihrem Freund, der eine Abtreibung von ihr verlangte,<sup>57</sup> oder der plötzliche Tod des Vaters im Fall der siebenköpfigen Familie Koch<sup>58</sup> erzählen von der Instabilität gesellschaftlicher Positionen allgemein. So wird in den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* der Leserschaft vor Augen geführt, wie rasant sozialer Abstieg funktioniert. Das Hervorrufen von Empathie durch Betonung potenzieller Ähnlichkeiten zwischen Bedürftigen und Rezipierenden benennt die Historikerin Gabriele Lingelbach bei ihrer Analyse von Spendenplakaten in der frühen Bundesrepublik als eine Form des Spendenaufrufs.<sup>59</sup> „Jeder kann seinen Job verlieren“, meint eine der „Vermieterinnen mit Herz“, die dem arbeitslosen Mike schließlich ihre Wohnung vermietet.<sup>60</sup> So formulieren die Reportagen Schreckensszenarien und zeichnen gleichzeitig Identifikationsfelder nach: So wie den Bedürftigen kann es Euch, liebe LeserInnen, jederzeit auch gehen.

Dass zwischen den Ängsten von Mittelschichtsangehörigen vor Exklusion und der Skandalisierung der Wohnverhältnisse von armen Schichten ein enger Zusammenhang besteht, sieht der Architekt Michael Klein sowohl historisch als auch gegenwärtig gegeben. Erst wenn Preissteigerungen in den Städten auch die gesellschaftliche Mitte bedrohen, werde die Logik des freien Immobilienmarktes mittels der Darstellung von Bedürftigen angeprangert, obwohl letztere schon lange vom

56 Vgl. Andrea Uhrig: Job weg, Wohnung weg: Obdachloser Pferdepfleger sucht ein neues Zuhause. Veröffentlicht am 23.11.2014, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0137-job-weg-wohnung-weg-obdachloser-pferdepfleger-sucht-ein-neues-zuhause.html> (Zugriff: 16.8.2016).

57 Vgl. N.N.: Hochschwangere klagt: „Vermieter wollen lieber Hunde als Kinder“. Abendzeitung online vom 27.01.2015, <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.wohnungssuche-in-muenchen-hochschwangere-vermieter-wollen-lieber-hunde-als-kinder.b10771e7-ea19-4e23-ad58-d77461f3f7a7.html> (Zugriff 20.12.2016).

58 Vgl. N.N.: Nach dem Tod des Vaters. Großfamilie haust zu siebt auf 51 m<sup>2</sup>. tz online, veröffentlicht am 28.11.2014, <http://www.tz.de/muenchen/stadt/grossfamilie-haust-siebt-meta-4490857.html> (Zugriff: 20.12.2016).

59 Gabriele Lingelbach: Das Bild des Bedürftigen und die Darstellung von Wohltätigkeit in den Werbemaßnahmen bundesrepublikanischer Wohltätigkeitsorganisationen. In: Archiv für Kulturgeschichte, 89/2, 2007, S. 345–365, hier S. 348.

60 Andrea Uhrig: Perfekter Neustart: Wohnung und Job für Pferdepfleger Mike. Veröffentlicht am 10.12.2014, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0145-perfekter-neustart-wohnung-und-job-fuer-pferdepfleger-mike.html> (Zugriff: 5.1.2017).

Ausschluss aus den Großstädten betroffen sind.<sup>61</sup> Dieses Skandalisieren funktioniert in den vorliegenden Reportagen über detaillierte Beschreibungen von zu kleinen Räumen und provisorischer Möblierung. Bilder von schmalen Küchen, zugestellten Schlafzimmern und überfüllten Zahnbürstenbechern illustrieren die Enge in den jeweiligen Unterkünften. „Wir leben hier wie die Ölsardinen mit bis zu vier Personen in einem Zimmer“, meint eine Frau, die mit ihrer neunköpfigen Familie im Obdachlosenheim lebt.<sup>62</sup> Zudem zeugen Rechenexempel von der Diskrepanz zwischen der Zahl an Wohnenden und dem zur Verfügung stehenden Raum – fünf Personen auf 15 Quadratmetern<sup>63</sup> oder zehn Personen auf 80 Quadratmetern.<sup>64</sup> Die wenigen Zimmer werden mehrfach genutzt, als Schlaf-, Ess-, Kinder- und Wohnzimmer gleichermaßen. Die daraus resultierenden Herausforderungen im Alltag werden in Beschreibungen einzelner materieller Arrangements betont. Die Erzählungen verweisen auf überfrachtete und chaotische Verhältnisse, in denen Räume und Möbel ihre Funktionen ständig ändern. Bei einer Familie wird das Bett der Großmutter tagsüber zum Wickelplatz, die Küchentür dient als Tisch.<sup>65</sup> Auch die eingangs vorgestellte Familie Izairi hat keinen „richtigen Esstisch“: „Gegessen wird auf der Couch vor dem Fernseher“<sup>66</sup>. Während das Ehebett aus Platzmangel abgebaut im Keller steht, schläft das Paar mit dem älteren Kind auf einem Lager aus Matratzen, die tagsüber gestapelt und verstaubt werden.<sup>67</sup> Fehlende partnerschaftliche Intimität, umständliche

61 Michael Klein: *When Spectres Return. Wohnungswesen, Wohnreform und die Vorstellung vom guten Wohnen*. In: *Housing the Many. Stadt der Vielen (=dérive. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, 56)*. Wien 2016, S. 4–9. Zur Angst der Mittelschicht vor Verdrängung aus innerstädtischen Räumen siehe Susanne Frank: *Unbehagen der Mitte. Die aktuelle Wohnungskrise und die urbanen Mittelschichten*. In: *RaumPlanung 169/4, 2013*, S. 39–43.

62 Vgl. Andrea Uhrig: *Nach Zwangsräumung: Familie wohnt zu zehnt auf 80 Quadratmetern*. Veröffentlicht am 28.01.2015, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0173-nach-zwangsräumung-familie-wohnt-zu-zehnt-auf-80-quadratmetern.html> (Zugriff: 16.8.2016).

63 Vgl. Andrea Uhrig: *Traum vom neuen Leben endet auf dem Campingplatz*. Veröffentlicht am 16.12.2013, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0037-traum-vom-neuen-leben-endet-auf-dem-campingplatz.html> (Stand: 16.8.2016).

64 Vgl. Uhrig 2015 (wie Anm. 62).

65 N.N. 2014 (wie Anm. 58).

66 N.N. 2016 (wie Anm. 1).

67 Vgl. ebd.

Arrangements für den Alltag sowie permanent laufende Fernseher werden als Indikatoren defizitärer familiärer Verhältnisse in Szene gesetzt.

Der Verlust von Privatsphäre ist wiederholt Thema, wie die Überschrift „Kaum Platz, keine Rückzugsmöglichkeiten, das führt immer öfter zu Streit“<sup>68</sup> exemplarisch zeigt. Die Quintessenz bei allen Beispielen lautet: ohne adäquate Wohnung kein gutes Leben. Was ein gutes Leben ausmacht, wird im Spiegel der Erzählungen von Prekarität deutlich: ausreichend Platz, Ordnung, klar zugewiesene Möblierung, Ruhe, Familie und Privatsphäre. Die bürgerliche Prägung dieser Wohnnormen ist mit Blick auf historische Entwicklungen von Wohnleitbildern offensichtlich.<sup>69</sup> In den Texten wird eine kulturelle Ordnung wirkmächtig, die definiert, was gutes Wohnen bzw. Leben ausmacht und was nicht. Dementsprechend verdichten sich in den Erzählungen desolante Konstellationen, die von sozialen Konflikten, Tristesse und geringer Lebensqualität zeugen. So auch im Fall einer arbeitslosen Mutter, die sich nach der Trennung von ihrem Mann mit ihren zwei jugendlichen Kindern ein Zimmer in einer Obdachlosenunterkunft teilt: „Selbst wenn draußen die Sonne scheint, ist es in dem kleinen Zimmer dunkel, es ist nicht viel größer als eine Gefängniszelle. Den ganzen Tag brennt das Neonlicht, meist läuft der Fernseher. Es ist ein trostloses Leben, das Efterpi aus Griechenland mit ihren beiden Kindern führt.“<sup>70</sup> Die Teenager wollen keine FreundInnen nach Hause einladen, weil sie sich schämen. Die Mutter fühle sich „antriebslos“ und „ausgeliefert“. „Diese Situation macht mich so furchtbar traurig. [...] Es ist ein Teufelskreis“, erzählt die Alleinerziehende und nimmt liebevoll ihre Tochter in den Arm. „Manchmal wünschen wir uns, dass wir einschlafen und erst wieder aufwachen, wenn wir etwas gefunden haben.“<sup>71</sup> Diese Passage betont die Ausweglosigkeit der Situation, die Verzweigung der

68 Uhrig 2015 (wie Anm. 62)

69 Vgl. Hartmut Häußermann, Walter Siebel: *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens* (=Grundlagentexte Soziologie). Weinheim u. a. 2000, S. 85–102.

70 Andrea Uhrig: *Zimmer Nummer 1008: Hier lebt eine Familie auf zwölf Quadratmetern*. In: *Abendzeitung*, Nr. 95/17, 25.04.2015, S. 3.

71 Ebd.

Betroffenen, die Belastung für ihre Psyche und ihr Gekettet-Sein an einen Ort, der ein respektables Leben unmöglich zu machen scheint.<sup>72</sup>

Mit dem Begriff Respektabilität benennt der Soziologe Michael Vester eine „Trennlinie“, die „unterprivilegierte“ Milieus von „respektablem Volks- und Arbeitnehmermilieu“ unterscheidet.<sup>73</sup> Die Europäische Ethnologin Anna Eckert nutzt in ihrer Studie zu Langzeiterwerbslosigkeit den Begriff in einer praxeologisch ausgerichteten Perspektive und zeigt, wie AkteurInnen in ihrem Alltag versuchen Respektabilität herzustellen, beispielsweise durch das Sorgen um Körper und Gesundheit<sup>74</sup> sowie das Haushalten mit den eigenen finanziellen Mitteln: die Ablehnung von Kredit und die „Reduktion auf das Nötigste“<sup>75</sup>. Auch „bildungsbürgerliche Praktiken“<sup>76</sup>, wie das Finanzieren von Patenkindern oder das Abonnieren einer Zeitung, beschreibt Eckert als Praxen, mit denen der Alltag und das Selbst gestützt werden. Die Reportagen von *Verändere Deine Stadt* erzählen wiederkehrend vom „Mithalten“ mit den Standards der respektablem Arbeitnehmermitte<sup>77</sup> seitens der Wohnungssuchenden, beispielsweise wenn Fuat Izairi über seine beiden Anstellungen als Reinigungskraft sagt: „Mir macht das Arbeiten sehr viel Spaß [...], aber es reicht immer noch nicht, um eine größere Wohnung zu bekommen.“<sup>78</sup> Die Figuren des tapferen Familienvaters, der gehorsamen Arbeitssuchenden oder der liebevollen und an der Schulbildung der Kinder interessierten Mutter versinnbildlichen die Bemühungen der präsentierten

72 „Mit Kapitallosigkeit kulminiert die Erfahrung der Endlichkeit: an einen Ort gekettet zu sein.“ Pierre Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume (=Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge, 2)*. Frankfurt a. M. 1991, S. 25–34, hier S. 30.

73 Michael Vester: Der Kampf um soziale Gerechtigkeit. Zumutungen und Bewältigungsstrategien in der Krise des deutschen Sozialmodells. In: Heinz Bude, Andreas Willisch (Hg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg 2006, S. 243–293, hier S. 268.

74 Anna Eckert: *Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit*. Berlin [im Druck], S. 126–128.

75 Ebd., S. 115.

76 Ebd., S. 142.

77 Michael Vester: Soziale Milieus und politische Lager: Woher stammt die Kluft zwischen den Elitendiskursen und den Alltagsdiskursen über soziale Gerechtigkeit? Interview mit Michael Vester. In: *Denkwerk Demokratie (Hg.): Sprache. Macht. Denken. Politische Diskurse verstehen und führen*. Frankfurt a. M., New York 2004, S. 63–85, hier S. 73.

78 N.N. 2016 (wie Anm. 1).

Bedürftigen, ihr Leben im bürgerlich-normativen Sinne gut zu führen. Tugenden wie Sorgfalt, Geduld und Genügsamkeit untermalen ihre gesellschaftliche Integrität. „Große Ansprüche hat Sarah nicht: Zwei Zimmer, egal ob mit oder ohne Balkon und egal in welchem Stockwerk oder Stadtteil.“<sup>79</sup> Die Alltagsorganisation einer Großfamilie wird besonders ausführlich thematisiert: „Um nicht im Chaos zu versinken, wird bei der Großfamilie immer sofort alles aufgeräumt. Schuhe und Kleidung hat jeder dort, wo er schläft. Die Waschmaschine läuft sechsmal am Tag, im Kühlschrank hat jeder Erwachsene ein eigenes Fach.“<sup>80</sup> Obwohl die Zumutungen des Platzmangels textuell betont werden, verweisen die Erzählungen von bemühten und zum Teil auch erfindungsreichen Wohnungssuchenden dennoch auf ihre Handlungsmacht. Die potenzielle Destabilisierung des Alltags durch die Mangelsituation wird durch spezifische Techniken abgemildert, das Chaos im Zaum gehalten.

Ordentlichkeit, Fleiß und Solidarität untereinander werden als Charakteristika der Bedürftigen präsentiert, um, in Vesters Worten, „nicht völlig aus dem gesellschaftlichen Respekt herauszufallen“.<sup>81</sup> Auffällig ist auch die Darstellung der aus Syrien geflohenen Familie Hasan, die in einer Obdachlosenunterkunft lebt. Die Familienangehörigen scheinen sehr bemüht, sich in Deutschland ein Leben aufzubauen. Der Vater, der sich ein Vorbild an seinem bereits in Deutschland lebenden Bruder nimmt, meint: „Ich möchte mich so schnell wie möglich verständigen können und dann arbeiten.“<sup>82</sup> Die Töchter beugen sich „über die Hefte. Sie wollen schnell die neue Sprache lernen, schnell Freunde finden.“<sup>83</sup> Hier werden Bilder von beflissenen, integrationswilligen MigrantInnen entworfen. Gemäß diesen Standards der Respektabilität werden die Bedürftigen als vertrauenswürdige MieterInnen in Szene gesetzt. Diese Art der Repräsentation der „würdigen Armen“<sup>84</sup> widerspricht verbreiteten Stereotypen von faulen und unordentlichen Hartz-IV-EmpfängerInnen sowie undankbaren, nicht integrierbaren MigrantInnen. Durch diese Gegen-Narrative betonen die Reportagen die Ungerechtigkeit des Ausschlusses der Portraitierten und formulieren einen moralischen Appell.

79 Uhrig 2013 (wie Anm. 49).

80 Uhrig 2015 (wie Anm. 62).

81 Vester 2004 (wie Anm. 77), S. 73.

82 Andrea Uhrig: Großfamilie auf Wohnungssuche. In: Abendzeitung, Nr. 299/53, 29.12.2015, S. 5.

83 Ebd.

84 Bergmann 1984 (wie Anm. 43).

## Subjektmodelle des Helfens – Repräsentationen von Wohltätigen

Neben der bereits genannten Betonung potenzieller Ähnlichkeit, benennt Gabriele Lingelbach die Betonung von Differenz zwischen Bedürftigen und Rezipierenden als zweite Strategie des Spendenaufrufs.<sup>85</sup> Sie schreibt: „Unter der Voraussetzung, dass sein Wertesystem eine Vorstellung von Gerechtigkeit beinhaltet, fühlte sich der Betrachter durch diese Gegenüberstellung unangenehm berührt – ein schlechtes Gewissen entstand. Dieses aber konnte, so die Werbebotschaft, durch wohltätiges Handeln beruhigt, ein Selbstbild moralischer Integrität auf Seiten des Gebenden hergestellt werden.“<sup>86</sup> Welche Ideen von Gerechtigkeit und mögliche moralische Auswege in den Reportagen präsentiert werden, lässt sich durch eine Analyse der Videos und Artikel über glückliche Wohnungsvermittlungen verdeutlichen.

Der schwangeren Zahnarthelferin Jenny nimmt sich die städtische Wohnbaugesellschaft Gewofag an. In einem online veröffentlichten Video ist zunächst Geschäftsführer Sigismund Mühlbauer in Anzug und mit der *tz* in der Hand an seinem Schreibtisch zu sehen: „Ich habe die Zeitung gelesen und habe den Artikel über die Jenny gelesen und ich dachte mir, das kann doch nicht wahr sein, dass eine werdende Mutter Probleme hat eine Wohnung zu finden. Ich hab selbst zwei Kinder und ich weiß, wie schwierig diese Situation ist.“<sup>87</sup> Sein Kollege Karl-Michael Dengler sagt im Anschluss: „Als Herr Mühlbauer dann zu mir kam, war mir sofort klar, hier müssen wir helfen.“<sup>88</sup> Im Video ist zu sehen, wie Jenny mit ihrem Neugeborenen auf dem Arm den beiden Männern die Tür öffnet. Diese halten ein Plüschtier für das Kind in den Händen und lachen die Frau an. Sie lacht zurück. Dazu hört man Denglers Stimme aus dem Off: „Und wenn wir ihr die Sorge nehmen konnten, dann haben wir, glaube ich, eine gute Tat vollbracht.“<sup>89</sup> Das Video präsentiert Subjectcodes des ethischen Handelns: Empörung ob des ungerechten Ausschlusses, persönliche Betroffenheit durch Identifikation, Eingreifen und gutes

85 Vgl. Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 348.

86 Ebd.

87 *Verändere Deine Stadt: Initiative hilft Menschen in Not bei der Wohnungssuche.* <http://news.veraendere-deine-stadt.de/videos> (Zugriff: 25.5.2016), Transkription durch die Autorin.

88 Ebd.

89 Ebd.

Tun. Hier schließt sich der Kreis zur Positionierung von Immowelt: Diese Darstellung der Gewofag-Geschäftsführer verweist auf die Ökonomisierung von Moral, können sie doch ihr am Allgemeinwohl orientiertes Engagement hier sichtbar machen und zur Imageaufbesserung nutzen.

Einige der Wohnungsvermittlungen gehen auf eine Maklerin zurück, die in den Reportagen ausführlich portraitiert wird. „Für viele ist die Maklerin [...] ein Engel: Die Münchnerin hat sich auf Menschen in Not spezialisiert. Und sie tut weit mehr als Wohnraum zu vermitteln. Sie unterstützt ihre Kunden bei Behördengängen und sogar bei der Jobsuche. Für viele ist die engagierte 52-Jährige eine Heldin.“<sup>90</sup> Die Geschäftsfrau bringt beispielsweise Familie Hasan mit einer Villenbesitzerin zusammen, die explizit an Ärmere vermieten möchte.<sup>91</sup> „Es ist einfach schön zu helfen. Und die Menschen sind unendlich dankbar“,<sup>92</sup> wird die Maklerin zitiert. Aufgrund ihres sozialen Engagements kenne man sie mittlerweile in München. Sie schafft sich durch ihre Hilfeleistungen symbolisches Kapital. Durch ihr karitatives Engagement wird sie als exzeptionelle Maklerin, die sich der Logik ihrer Branche widersetzt, und allgemein als moralisches Vorbild präsentiert. Andreas Reckwitz beschreibt ein ideales Subjektmodell in der jeweiligen Subjektkultur als „ein attraktives, begehrenswertes Objekt [...], als ein Ideal-Ich gelungener Subjektivität, in dem der Einzelne sich spiegeln und bestätigen kann und dessen Repräsentation das Handeln motiviert“<sup>93</sup>. Auf der Fotografie, die ein Portrait der Maklerin auf einer Internetseite illustriert, sieht man sie zufrieden lächeln.<sup>94</sup> Die Figur lässt sich als Subjektmodell innerhalb einer fürsorgenden und gemeinwohlorientierten Subjektkultur der mittleren und privilegierten Milieus interpretieren.<sup>95</sup>

90 Andrea Uhrig: Maklerin kämpft für Menschen in Not – und sucht dringend Wohnungen. Veröffentlicht am 17.12.2013. <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0029-maklerin-kaempft-fuer-menschen-in-not-und-sucht-dringend-wohnungen.html> (Zugriff: 17.1.2017).

91 Vgl. Andrea Uhrig: Familie happy: Umzug vom Obdachlosenheim in eine alte Villa. Veröffentlicht am 7.3.2016. <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0257-familie-happy-umzug-vom-obdachlosenheim-in-eine-alte-villa.html> (Zugriff: 5.1.2017)

92 Uhrig 2013 (wie Anm. 90).

93 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 46.

94 Uhrig 2013 (wie Anm. 90).

95 Michael Vester sieht in den von ihm in Anlehnung an Pierre Bourdieu's Sozialraum-analyse erarbeiteten Milieus jeweils verschiedene Arten der gesellschaftlichen Beziehungsmuster. Der bildungsbürgerlichen Traditionslinie schreibt er demnach Dienst

Die dramaturgische Form folgt einer gängigen Abfolge von emotionalisierender Problemdarstellung und darauffolgender Problemlösung. Das Drama wird zur „Rettungsgeschichte“<sup>96</sup>. Handlungsführend sind dabei neu Hinzukommende, die den in Not Geratenen aus ihrer Misere helfen. Im Fall von Efterpi und ihren beiden Kindern tritt eine Maklerin als Retterin auf. Ihr haben die drei es „zu verdanken“, dass sie „endlich aus der furchtbaren Enge entfliehen“<sup>97</sup> konnten. Die Maklerin, die sozial geförderte Objekte des Unternehmens in München vertritt, stieß über die Immowelt-Initiative auf das „Schicksal der Alleinerziehenden und ihrer Kindern“. Sie habe „sofort“ gewusst: „Für die drei habe ich genau die passende Wohnung.“<sup>98</sup> Mit dem Erzählen einer unmittelbaren, quasi instinktiven Reaktion wird betont, dass die Maklerin sich der ethischen Codes sicher ist. Auch zu dieser Vermittlung ist ein Video auf der Homepage von *Verändere Deine Stadt* veröffentlicht. Darin ist Efterpi beim Kistenschleppen und hinter dem Steuer eines Umzugslastwagens zu sehen. Später steht sie mit ihren Kindern und der Maklerin vor der neuen Wohnung. Diese überreicht die Schlüssel und wird stürmisch von der Alleinerziehenden umarmt.<sup>99</sup> Im dazugehörigen Text heißt es: „Die Mutter und die beiden Teenager konnten ihr Glück kaum fassen. Gleich mehrfach fällt die Griechin der blonden Maklerin bei der Schlüsselübergabe um den Hals und auch die Kinder strahlen um die Wette.“<sup>100</sup> Hier steht weniger die Reflexion des eigenen Tuns seitens der helfenden Maklerin im Fokus, sondern die Bekundungen von Dank durch die Bedürftigen.

am Gemeinwohl und kulturelle Hegemonie zu sowie der ständisch-kleinbürgerlichen Traditionslinie ein Patron-Klient-Muster, also die Vorstellung von Loyalität gegen Fürsorge. Vester 2006 (wie Anm. 73), S. 270 f.

- 96 Martina Lüdike: Rettung. In: Kurt Ranke, Rolf Brednich u. a. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung 11. Berlin 2003/4, Sp. 600–608.
- 97 Andrea Uhrig: Zu dritt auf zwölf Quadratmetern – Jetzt hat’s ein Ende. In: Abendzeitung, Nr.133/24, 13.06.2015, S. 8.
- 98 Ebd.
- 99 Vgl. *Verändere Deine Stadt*: Happy End für alleinerziehende Mutter nach verzweifelter Wohnungssuche. Veröffentlicht am 12.6.2015. <http://news.veraendere-deinestadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0213-raus-aus-der-obdachlosigkeit-alleinerziehende-mutter-hat-endlich-wieder-eine-wohnung.html> (Zugriff: 3.1.2017).
- 100 Uhrig 2015 (wie Anm. 97)

Im Jahr 1908 schrieb Georg Simmel zu Wohltätigkeit: „Im extremsten Fall verschwindet der Arme als berechtigtes Subjekt und Interessensziel vollständig, das Motiv der Gabe liegt ausschließlich in der Bedeutung des Gebens für den Gebenden.“<sup>101</sup> Diesen Aspekt hat Gabriele Lingelbach im Rahmen ihrer Studie als zunehmend gewichtig in den Strategien des Spendenappells analysiert. „Das rhetorische Element, das den Betrachter zur Gabe überreden sollte, bezog sich auf den [...] Dank des Bedürftigen, an dem der Betrachter teilhaben könne, gäbe er eine Spende.“<sup>102</sup> Wie nach Lingelbach die WerbepublikantInnen seit den 1950er Jahren in den Fokus der Spendenplakate rücken,<sup>103</sup> steht das Subjektmodell der tatkräftigen, ethisch auftretenden Helfenden im Mittelpunkt der Rettungsgeschichten von *Verändere Deine Stadt*. Durch die positive Würdigung der MaklerInnen oder VermieterInnen, die helfen, wird das Engagieren für Wohnungssuchende als erstrebenswerte Geste entworfen. In diesem Sinne können auch die Rettungsgeschichten von *Verändere deine Stadt* als Hilfeaufforderungen gedeutet werden, sie sollen ebenso zur Unterstützung der Wohnungssuchenden aufrufen wie auch die vorangehende Darstellung ihrer problematischen Lebensverhältnisse und guten Absichten. Hermann Bausinger schreibt mit Blick auf die Gattung des Beispiels bzw. Exempels, dass diese immer mit einem moralischen Appell enden. Vielleicht sind die analysierten Texte in diesem Sinne weniger explizit, aber nicht weniger konkret: Auch sie formulieren eine „applicatio moralis, die nicht mehr nur Erklärung des Vergangenen, sondern – stillschweigend oder ausgesprochen – auch Appell für die Zukunft ist.“<sup>104</sup>

101 Georg Simmel: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (=Georg Simmel Gesamtausgabe, 11), Hg. von Oliver Rammstedt, Frankfurt a. M. 1992 [EA 1908], S. 516. Neuere Ansätze zu Wohltätigkeit und Dankbarkeit mit Bezug auf Simmel und Mauss sind aus soziologischer Perspektive zusammengefasst zu finden in Frank Adloff, Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität (=Theorie und Gesellschaft, 55). Frankfurt a. M., New York 2005.

102 Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 352.

103 „[D]ie plakatgestaltenden Organisationen bemühten sich, den Werbungsrezipienten zu überzeugen, indem sie [...] ihn in seinen Interessenslagen und Bedürfnisstrukturen wahr- und ernstnahmen.“, Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 351.

104 Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie“. Berlin 1980 [EA 1968], S. 212.

## Moralische Anrufung – Zur Hilfeleistung für würdige Arme

Resümierend lassen sich drei zentrale Punkte in der Analyse der Reportagen ausmachen. Erstens funktioniert die moralische Problematisierung des Wohnungsmarkts über die Darstellung von „würdigen“ Armen, die sich an den Respektabilitätsstandards der gesellschaftlichen Mitte orientieren. Die Bedürftigen sind gesellschaftlich stigmatisiert, was ihre Chancenlosigkeit auf dem Wohnungsmarkt begründet. Die Texte verweisen die LeserInnen darauf, dass die Portraitierten ein gesellschaftlich anerkanntes Leben führen wollen: Arbeit finden, geregelte Familienverhältnisse schaffen, „sich integrieren“. Doch – so die Botschaft – sie verfügen nicht über ausreichend Kapital, um ihre Situation zu Zeiten steigender Mietpreise selbst zu bestimmen. In ihre missliche Lage sind sie unverschuldet geraten und von Schicksalsschlägen gebeutelt, die grundsätzlich jeden und jede treffen können. Die Handlungsfähigkeit der Bedürftigen scheint bis auf wenige Szenen des erfindungsreichen Umgangs mit der Mangelsituation eingeschränkt, sie sind auf das Wohlwollen von UnterstützerInnen angewiesen: Die Rettung durch andere ist der einzige Ausweg. Die Reportagen portraitierten damit Arme, die erstens Hilfe brauchen und zweitens dieser auch würdig sind. Rolf Lindner führt historisch wiederkehrende Einteilungen in „deserving“ und „undeserving poor“ auf den Sozialforscher Charles Booth zurück, der Anfang des 19. Jahrhunderts eine „moralische Klassifizierung des Sozialen“<sup>105</sup> vorgenommen habe, die sich gegenwärtig rehabilitiere. Vor dem Hintergrund der wiederkehrenden Verzahnung von sozialen und moralischen Kategorien aus dem 19. Jahrhundert konstatiert Lindner in Bezug auf die gegenwärtige Thematisierung von Erwerbslosigkeit: „Die Scheidelinie in der Klassifikation der armen Bevölkerung bildete also nicht nur die Höhe und Regelmäßigkeit der Arbeitseinkünfte, sondern auch und vor allem die moralische Dimension, die sich in der Bereitschaft und Fähigkeit artikuliert, regelmäßig zu arbeiten.“<sup>106</sup> Die vorliegenden Reportagen betonen diesbezüglich vor allem die Ordentlichkeit der Bedürftigen, ihre Integrationsbereitschaft sowie ihre Bescheidenheit. Der moralische Appell in

105 Rolf Lindner: ‚Unterschicht‘ – Eine Gespensterdebatte. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.): *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ‚Armen‘ in Geschichte und Gegenwart* (=Edition Parabasen, 8). Freiburg i. B., Berlin, Wien 2008, S. 9–17, hier S. 15.

106 Ebd., S. 13.

den Reportagen gründet auf der Darstellung von im normativ-bürgerlichen Sinne tugendhaften Notleidenden.

Zweitens sind die Reportagen als Anrufungen zur ethischen Subjektivierung und Ausbildung entsprechender Selbsttechniken zu verstehen. Die engagierte Maklerin oder die barmherzige Vermieterin orientieren sich an moralischen Prinzipien und vermitteln mögliche ethische Positionen im Rahmen gegenwärtiger Immobilienmarktlogiken. Michel Foucault stellt in seiner Studie zu Sexualität und Selbsttechniken die These auf, dass eine umfassende „moralische Beunruhigung“ gerade in jenen Bereichen eintritt, in denen „keine Verpflichtung und kein Verbot“<sup>107</sup> vorherrschen, in denen keine Gesetze oder Sanktionsmechanismen richtiges und falsches Handeln bestimmen. In Bezug auf Sexualität verortet er diesen Bereich in der männlichen Lust. Die Moral spreche dabei „die Verhaltensweisen an, in denen sie [die Männer, Anm. d. Autorin] gerade von ihrem Recht, von ihrer Macht, von ihrer Autorität und von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen haben“<sup>108</sup>. Bezogen auf Praktiken der Wohnungsvergabe, ist deutlich, dass bei einer relativ ungehemmten Wertsteigerung von Grund und Immobilien im Stadtgebiet die ProfiteurInnen einer kapitalistischen Ausrichtung des Marktes weitgehende Freiheiten besitzen. Zwar existiert im Praxisfeld der Vergabe von Wohnraum ein komplexes Regelwerk, diesem sprechen verschiedene BeobachterInnen aber insgesamt wenig regulierende Wirkung zu.<sup>109</sup> Der Mietmarkt ist trotz der gegenwärtigen Versuche staatlicher Einflussnahme ein Feld, in dem diejenigen, die ihr ökonomisches Kapital einsetzen können, kaum an Grenzen ihres Handelns stoßen. Aus dieser Erfahrung einer relativen Machtkonzentration und angesichts einer exkludierenden Wirkung dieses Kräfteverhältnisses formiert sich eine, in Foucaults Worten, „ethische Sorge“<sup>110</sup>, die vor allem von Angehörigen der Mittelschicht geäußert wird. Man findet die Sorge beim Abendessen im Freundeskreis, auf den Zeitungsständen und – in großem Stil – in akademischen Debatten, die vor dem Ausverkauf der Stadt ebenso warnen wie vor der Eigendynamik des freien Marktes, die das Leben in unseren Städten zerstören könnte. Weder Stadt noch Staat wird zugetraut, sich regulierend in die

107 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 17.

108 Ebd., S. 33.

109 Vgl. Andrej Holm: *Mietenwahnsinn. Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert.* München 2014.

110 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 17.

Prozesse einzuschalten. Die „moralische Aufmerksamkeit“<sup>111</sup> kommt im Alltag ebenso wie in den analysierten Reportagen dem wirtschaftlichen, am eigenen Nutzen und der Gewinnmaximierung orientierten Handeln von InvestorInnen, HauseigentümerInnen und MaklerInnen zu. Ein Spektrum sogenannter Moralcodes eröffnet dann, weiter mit Foucault gedacht, einen Möglichkeitsraum für ethische Subjektivierungen, also „verschiedene Arten, moralisch ‚sich zu führen‘, verschiedene Arten für das handelnde Individuum, nicht bloß als Agent, sondern als Moralsubjekt jener Aktion zu operieren“<sup>112</sup>. Moralcodes, die nicht zwingend „ausdrücklich in einer zusammenhängenden Lehre“ formuliert sein müssen, sondern auch „in diffuser Weise übermittelt werden“<sup>113</sup>, etablieren sich gegenwärtig auch im Sprechen über Vermietungs- und Wohnungsvergabepraktiken: Verschiedene Stimmen rufen zur Mäßigung des Drangs nach Gewinnmaximierung auf, zur Achtung der Mitmenschen und einer gerechten Vergabepaxis von Wohnraum, um alte Viertelstrukturen zu erhalten und die Stadt als Lebensraum für alle zu sichern. Diese Mahnungen kommen zumeist von Angehörigen der Mittelschicht, deren Angst um die eigene Wohnsituation in München häufig mit der Anteilnahme mit Ausgeschlossenen einhergeht.<sup>114</sup> Eine solidarische Haltung wird auch in den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* formuliert. Damit beschreiben die Reportagen nicht nur ideale gesellschaftliche Organisationsformen, sondern konkretisieren bestimmte Handlungsmodi. Die Texte erscheinen wie Anrufungen zur Ausbildung von Selbsttechniken. Dass moralisierende Argumentationsweisen AkteurInnen in ihren jeweiligen Feldern wiederum Vorteile verschaffen können, zeigt, dass die regulierte Praxis, die moralisch argumentierte Zurückhaltung, auch Kapital schafft.

Drittens verweist die zugrundeliegende Argumentation der Reportagen auf Vorstellungen davon, wie soziales Gleichgewicht in einer wohlhabenden Stadt hergestellt werden kann. Die Reportagen verarbeiten sowohl die Sorge um den Ausverkauf der Stadt als auch den

111 Ebd., S. 17.

112 Ebd., S. 34.

113 Ebd., S. 36.

114 Vgl. Johannes Moser: „Gentle fiction“ – Ein Kunst- und Aktivistennetzwerk befördert Debatten über die urbane Wohnraumproblematik. In: Markus Tauschek (Hg.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens. Münster, New York 2017, S. 183–194; Frank 2013 und Klein 2016 (wie Anm. 61).

zugehörigen Ausweg aus der schlechten Situation – die Anteilnahme. Mag die Darstellung der Bedürftigen durch ihre stellvertretende Position nicht zwangsläufig individualisierend sein, die Darstellung der Rettenden ist es sehr wohl. Die Initiative *Verändere Deine Stadt* sucht Lösungen geringer Reichweite für die Wohnungsnot. Während viele der Elendsdarstellungen um 1900 den Zweck hatten, ein Bewusstsein in der Öffentlichkeit für die sozialen Missstände zu schaffen, und dabei sicher philanthropisch, aber auch über individuelle Hilfsleistungen hinausgehend argumentierten, beziehen sich die untersuchten Reportagen kaum auf politische oder rechtliche Konsequenzen, die zur Linderung der prekären Verhältnisse nötig wären. Sie bleiben bei der Anrufung von auf einzelne Notlagen bezogenen, individuellen Hilfsleistungen stehen. Der Rahmen der Hilfe verläuft informell und hierarchisch zwischen gesellschaftlichen Schichten, der Sozialstaat stellt keine rahmende und verlässliche Größe dar. Die Finanzialisierung des Wohnens wird nicht als systemisches Problem herausgearbeitet, Eigentumsverhältnisse bleiben unhinterfragt. In der dargestellten Beziehung zwischen Helfenden und Bedürftigen schreibt sich die soziale Kluft in der Gesellschaft, die am Beispiel der städtischen Wohnungsmärkte derzeit besonders offensichtlich ist, weiter fort.

**Laura Gozzer, On the Edge of the Munich Housing Market. Subject Models and Moral Appeals in Journalistic Narratives on the Search for Housing**

Based on a series of articles about the housing shortage in Munich, this article uses media analysis techniques to look at the ways in which current housing prices and housing allocations are problematized in the press. Through denouncing profit-oriented practices in allocation, creating a scandal around precarious housing conditions, referring to those in need with empathy and showcasing charitable role models, the social reportage analysed here represents the discursive practices of a moral appeal.



Mitteilung





# Urbane Ethiken. Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten

## Projektvorstellung

Moritz Ege/Johannes Moser<sup>1</sup>

Die Forschergruppe „Urbane Ethiken“ untersucht aus der Perspektive kulturwissenschaftlich-kulturanthropologischer, historischer, wirtschaftsgeografischer und urbanistischer Forschung urbane Ethiken in Großstädten und Metropolen des 20. und frühen 21. Jahrhunderts<sup>2</sup>: Das Gesamtvorhaben und die Teilprojekte (s.u.) nehmen Auseinandersetzungen um das ‚gute‘ und ‚richtige‘ städtische Leben in den Blick, die sich in Problematisierungen, Leitbildern oder Projekten ‚ethischer‘ städtischer Lebensführung verdichten und vielfältige Setzungsversuche und Aushandlungsprozesse umfassen.

Von urbanen Ethiken im Sinn solcher Auseinandersetzungen kann in ganz unterschiedlichen historischen Kontexten gesprochen werden. Für die letzten zwei Jahrzehnte ist jedoch zumindest für manche Teile der Welt zu konstatieren, dass städtische oder stadtpolitische Auseinandersetzungen in besonderem Maße *als* ethische Fragen (im Sinne einer Zentrierung des guten und richtigen städtischen Lebens bzw. dessen diskursiver Verhandlung, s.u.) thematisiert und verhandelt werden. Diese Konjunktur zeigt sich besonders prominent im Bereich der ökologischen Nachhaltigkeit, beim Umgang etwa mit Abfall, Energieverbrauch, Nahrung und Verkehr: Im Zusammenhang des Klimawandels gewinnen

- 1 Die Ausführungen in diesem Beitrag entstammen einer kollaborativen Antragsproduktion, an der neben den Autoren Eveline Dürr, Christoph Neumann, Evelyn Schulz, Gordon Winder und Sophie Wolfrum beteiligt waren.
- 2 Die Forschergruppe „Urbane Ethiken“ wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft über sechs Jahre von 2015–2021 finanziert. Zur Forschergruppe siehe: <http://www.urbane-ethiken.uni-muenchen.de/index.html> (letzter Zugriff: 21.11.2017).

ethische Appelle, die auf eine (freiwillige oder durch Anreize gelenkte) veränderte Lebensführung der StadtbewohnerInnen abzielen, immens an Bedeutung. In der Architektur war ebenfalls eine verstärkte Thematisierung ethischer Fragen zu konstatieren, für die die Biennale in Venedig im Jahr 2000, die unter der Überschrift *Less Aesthetics, More Ethics* stand, als beispielhaft anzusehen ist. Beispiele aus verschiedensten Bereichen, nicht zuletzt städtischen Protest- und Alternativbewegungen und ‚zivilgesellschaftlichen‘ Initiativen sowie ihren Schnittmengen mit städtischem Regieren, ließen sich anführen, um die Konjunktur von als ethisch codierten Praktiken, Vokabularen und Prozessen zu illustrieren. Aus welchen Prozessen sich dieses übergreifende Muster einer „Ethisierung“ von Transformationsprozessen und Konflikten in Städten und um Städte im Einzelnen zusammensetzt, inwiefern dabei auf das Urbane und Urbanität Bezug genommen wird, inwiefern „Ethisierungen“ mit einer Verdrängung oder Neuartikulation des *Politischen* einhergehen, und wie sich solche Prozesse zur vielfach konstatierten Neoliberalisierung städtischer politischer Ökonomien und den Gegenbewegungen dazu verhalten, und wer dabei zu den Gewinnern und zu den Verlierern dieser Prozesse zählt, all dies gehört zu den Leitfragen der Forschergruppe.

Der Umstand, dass städtische Auseinandersetzungen von verschiedenen Seiten offenbar zunehmend als ethische Debatten gerahmt werden, wirft zeitdiagnostische, aber auch weitergehende stadttheoretische Fragen nach dem Zusammenhang von Urbanität und Ethik auf. Ihnen geht unsere Forschergruppe nach – mithilfe analytischer Instrumentarien der interdisziplinären Stadtforschung. Dabei liegt auf der Hand, dass die historische Abgrenzung dieser Konjunktur eigene konzeptionelle Probleme und empirische Fragen aufwirft, vor allem hinsichtlich globaler Divergenzen, Transferprozesse und Ungleichzeitigkeiten. Wir nehmen die Konjunktur deshalb auf und analysieren sie, betten sie aber zugleich in eine gemeinsame, übergreifende Analyse des Verhältnisses von Stadt, Urbanität und Ethik ein.

*Ethik* verstehen wir dabei zunächst als Debatte über und praktische Auseinandersetzung um das gute und richtige Leben der Menschen, die (im Verständnis der AkteurInnen) ein Moment freier, reflektierter Entscheidung beinhaltet. Sie bezieht sich auf Fragen der *Moral*, hier verstanden als Wert- und Normensysteme des richtigen Handelns, und ist untrennbar mit der *politischen* Auseinandersetzung im Sinne des Streits um die Verteilung von Ressourcen und deren Legitimierung verbunden. Unsere induktive sozial- und kulturwissenschaftliche Herangehensweise

erfordert, dem Verständnis einer „anthropology of ethics“<sup>3</sup> bzw. einer „moral anthropology“<sup>4</sup> folgend, einen pragmatischen, strategisch-methodologischen Relativismus: Wir betrachten Ethik(en) im Zusammenhang kultureller Kontexte und Handlungsstrategien, nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer Geltung. Die Forschergruppe verfolgt das Ziel, ethische Konflikte und Debatten im Städtischen sichtbar zu machen; es geht nicht darum, einen eigenen Entwurf für eine urbane Ethik wissenschaftlich zu entwickeln oder ethische Begründungsmuster auf ihre logische Konsistenz hin zu prüfen. Eine kultur- und sozialwissenschaftliche Ethikforschung hat zunächst einmal zum Gegenstand „what men and women do which they consider to be moral or good or right or righteous“<sup>5</sup> und verfolgt dann das Ziel, diese Verständnisse des jeweiligen Tuns in ihrem sozialen Zusammenhang zu begreifen.<sup>6</sup> Wir nehmen dabei vor allem zwei Verständnisse von Ethik auf, (a) den Aspekt des Reflektierens und Argumentierens und (b) den Fokus auf gutes, gelingendes und richtiges Leben, zu dem ein bestimmtes Verhältnis zu anderen Menschen, der Umwelt und zum eigenen Selbst gehört. In der Philosophie und Theologie wird die Differenzierung zwischen Ethik und Moral (und von Ethik, Moral und

3 James D. Faubion: *An Anthropology of Ethics*. Cambridge 2011.

4 Didier Fassin: Introduction: Toward a critical Moral Anthropology. In: Ders. (Hg.): *Companion to Moral Anthropology*. Malden, Oxford 2012, S. 1–18.

5 Ebd., S. 6.

6 Zur Diskussion um kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Ethik und Moral mit ihrer Relativierung der normativen Geltungsansprüche und philosophische Entgegnungen vgl. z. B. einschlägige soziologische (insb. die methodologischen und fachhistorischen Argumente in: Jörg R. Bergmann, Thomas Luckmann (Hg.): *Kommunikative Konstruktion von Moral*. Band 1: *Struktur und Dynamik der Formen moralischer Kommunikation*. Opladen 1999; Jörg R. Bergmann, Thomas Luckmann (Hg.): *Kommunikative Konstruktion von Moral*. Band 2: *Von der Moral zu den Moralen*. Opladen 1999) und sozial- und kulturanthropologische Arbeiten über eine *Anthropology of Ethics* bzw. *Moral Anthropology*: Signe Howell (Hg.): *The Ethnography of Moralities*. London, New York 1997; Jarrett Zigon: *Moral Breakdown and the Ethical Demand: A Theoretical Framework for an Anthropology of Moralities*. In: *Anthropological Theory* 7 (2), 2007, S. 131–150; Jarrett Zigon: *Making the New Post-Soviet Person: Narratives of Moral Experience in Contemporary Moscow*. Leiden 2010; Faubion (wie Anm. 3); Fassin (wie Anm. 4); Michael Lambek, Veena Das, Didier Fassin, u. a.: *Four Lectures on Ethics. Anthropological Perspectives*. Chicago 2015 sowie die sozialpsychologisch-philosophische Debatte um „Moral im sozialen Kontext“ u. a. Wolfgang Edelstein, Gertrud Nunner-Winkler (Hg.): *Moral im sozialen Kontext*. Frankfurt a. M. 2000, S. 13.

Politik) von verschiedenen Strömungen in unterschiedlicher Weise vorgenommen. Eine einheitliche, Schulen übergreifende Terminologie besteht nicht und wird auch hier nicht über die pragmatischen Unterscheidungen hinaus weiterverfolgt.<sup>7</sup> In diesem Sinne bezeichnet der Begriff der urbanen Ethik ein Feld, auf dem diejenigen, die in Städten eine Rolle spielen, versuchen, auf das Soziale und Moralische bezogene, auf Prinzipien bzw. Tugenden gestützte Regeln zu formulieren und durchzusetzen. Ethiken sind in unserem Verständnis spezifisch für bestimmte Situationen und für Gruppen von AkteurInnen. Deshalb sprechen wir von urbanen Ethiken im Plural.

Ethische Projekte und Problematisierungen wie diejenigen, von denen eingangs die Rede war, setzen sich mit städtischer Lebensführung auseinander, mit ihren Normen, ihren praktischen Zwängen und Chancen.<sup>8</sup> Urbanität ist den klassischen Definitionen zufolge mit einem hohen Grad von Dichte und Heterogenität verbunden, mit fortschreitender Arbeitsteilung, mit großmaßstäblich organisierten Verkehrs- und Versorgungssystemen, mit vom Privaten getrennten öffentlichen Räumen bzw. Sphären, mit einem routinierten Umgang mit Differenz, mit Fremden und Fremdem, mit spezifischen lokalen „kulturellen Ökonomien“, mit verschiedenen ‚skalierten‘ Netzwerken, oftmals mit Privilegien städtischer Machtzentren gegenüber der ländlichen Peripherie bzw. dem „Hinterland“ und immer mit der räumlichen Repräsentation sozialer Ordnungen.<sup>9</sup> In den

- 7 Vgl. Rahel Jaeggi: *Kritik von Lebensformen*. Berlin 2014; Veena Das: *Ordinary Ethics*. In: Didier Fassin (Hg.): *Companion to Moral Anthropology*. Malden, Oxford 2012, S. 133–149; Fassin (wie Anm. 4).
- 8 Die spezifische Ausprägung dieser Normen wurde von der frühen Stadtforschung als jeweilige „moral order“ einer Stadt bzw. eines Stadtviertels beschrieben vgl. Robert E. Park: *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*. In: Ders., Ernest W. Burgess, Roderick D. McKenzie (Hg.): *The City*. Chicago 1925, S. 1–46; zum Zusammenhang von Urbanität und Normativität auch Mara-Daria Cojocaru: *Die Geschichte von der guten Stadt. Politische Philosophie zwischen urbaner Selbstverständigung und Utopie*, Bielefeld 2012.
- 9 Vgl. zur sozialwissenschaftlichen Diskussion um Urbanität zusammenfassend Hartmut Häußermann, Walter Siebel: *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt a. M. 2004, hier insb. S. 67; zur kritischen Auseinandersetzung mit dem normativen Gehalt von Urbanität Brigitta Schmidt-Lauber, Georg Wolfmayr: *Doing City. Andere Urbanität und die Aushandlung von Stadt in alltäglichen Praktiken*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 112, 2016, S. 187–208, zu lokalen kulturellen Ökonomien vgl. Sharon Zukin: *The Cultures of Cities*. Cambridge 1995; Rolf Lindner,

ethischen Projekten städtischer AkteurInnen ist auch hier vom Plural, von verschiedenen Vorstellungen von Urbanität, auszugehen.

Unter *urbanen Ethiken* verstehen wir dann einen in spezifischer Weise normativen Umgang mit Charakteristika des Städtischen, der sich an der „guten Stadt“ und der guten und richtigen städtischen Lebensführung orientiert. In der verbal-diskursiven Reflektion und Debatte wird dieser Umgang in besonderem Maße manifest; urbane Ethiken konkretisieren sich in *stadttethischen Diskursen*. Diese bilden eine spezifische *Rahmung* von Auseinandersetzungen und Aushandlungen. Während, vereinfacht gesprochen, eine *politische* Rahmung auf dem Prinzip des Streits und dem der Gegnerschaft beruht,<sup>10</sup> beziehen sich ethische Diskurse (a) auf das „gute“ und „richtige“ Leben und damit (b) unweigerlich auf Werte oder Tugenden, zudem adressieren sie (c) „ihre“ Subjekte als freie, über sich selbst im Wesentlichen rational verfügende AkteurInnen, die (anstatt z.B. in einer unreflektierten kulturellen Tradition oder praktischen Handlungslogik zu verharren) einen Konsens zu finden gewillt sind.<sup>11</sup> Zeitdiagnostisch vermuten wir eine Entgrenzung ethischer Diskurse gegenüber dem Politischen und Juristischen.<sup>12</sup> Ethische Diskurse begreifen wir als einen spezifischen Problematisierungsmodus, der in

Johannes Moser (Hg.): Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt. Leipzig 2006; Rolf Lindner, Lutz Musner: Kulturelle Ökonomien, urbane ‚Geschmackslandschaften‘ und Metropolenkonkurrenz. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1, 2005, S. 26–37; zu urbanen Netzwerken vgl. u.a. Ulf Hannerz: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York 1980; Talja Blokland, Michael Savage (Hg.): Networked Urbanism. Social Capital in the City. Aldershot, Burlington 2008; zum „Re-Scaling“ der Stadtforschung mit Blick auf Migration vgl. Nina Glick Schiller, Ayse Simsek-Caglar (Hg.): Locating Migration. Rescaling Cities and Migrants. Ithaca 2011.

10 Vgl. Chantal Mouffe: Über das Politische. Frankfurt am Main 2007.

11 Vgl. Faubion (wie Anm. 3), S. 36 f.

12 Diagnosen einer „Ethisierung“ (nicht im Sinn eines substanziellen „Ethisch-Werdens“, sondern im Sinn der wachsenden Bedeutung ethischer Begründungsmuster, Diskurse bzw. Rahmungen) finden sich in den letzten 15–20 Jahren mit Blick auf so unterschiedliche Handlungsfelder wie Konflikte um Technik, den Kunstbetrieb, die Außenpolitik westlicher Staaten und die universitären Wissenschaften, vgl. u. a. Marjorie Garber, Barbara Hanssen, Rebecca Walkowitz (Hg.): The Turn to Ethics. London, New York 2000; Nikolas Rose: Community, Citizenship, and the Third Way. In: American Behavioral Scientist 43 (1), 2000, S. 1395–1411; Jacques Rancière: The Ethical Turn of Aesthetics and Politics. In: Critical Horizons 7 (1), 2006, S. 1–20; Alexander Bogner: Die Ethisierung von Technikkonflikten. Weilerswist 2011.

seinem jeweiligen historischen, sozialen und kulturellen Bedingungsgefüge kontextualisiert werden muss.

Die spezifischen Konstellationen von Urbanität und Ethik, um die es in den Einzelprojekten geht, sind eingebettet in unterschiedlichste historische Konstellationen und in konfliktreiche Transformationsprozesse. Sie sind mit unterschiedlichen Vorstellungen und Projekten von Modernität und Fortschrittlichkeit zu kontextualisieren, die im Zuge von Globalisierungsprozessen und dem Zirkulieren von Praktiken und Imaginationen auch miteinander verflochten sind. Die große Variationsbreite der im Projektverbund untersuchten Städte bietet dabei die Chance, einen entprovinzialisierten und entprovinzialisierenden Blick auf Urbanität und Ethik zu entwickeln.<sup>13</sup>

Stadtethische Projekte lassen sich als Antworten auf eine gemeinsame Frage verstehen: „Wie soll man in der Stadt leben?“ Die Analyse dieser Frage erfordert, in Anlehnung an Foucault, eine Unterscheidung ihrer Komponenten: Zu fragen ist jeweils (a) nach den Vorstellungen der guten und richtigen Praxis („Wie“), (b) nach dem Modus von Normativität, nach Normen, Werten, Tugenden („soll“), (c) nach den konkreten AkteurInnen und dem abstrakteren, vorgestellten Modell des Subjekts der ethischen Reflexion (der „ethischen Substanz“)<sup>14</sup> („man“), (d) nach den normativen Urbanitätsvorstellungen sowie den Entwürfen einer (städtischen) Lebensform („in der Stadt leben“).<sup>15</sup>

13 Inwiefern die Bestimmungen der Strukturmerkmale von Urbanität, die aus der westeuropäischen und US-amerikanischen Stadtforschung hervorgehen, auf Städte in Asien und Ozeanien angewendet werden sollen, bleibt in der Literatur umstritten (vgl. z.B. aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Rashmi Varma: *The Postcolonial City and Its Subjects*. London, Nairobi, Bombay. New York 2012; für die geografisch geprägte Urbanistik insbesondere Jennifer Robinson: *Ordinary Cities. Between Modernity and Development*. London, New York 2006; ethnologisch Abdou Maliq Simone: *The Urban Poor and Their Ambivalent Exceptionalities: Some Notes from Jakarta*. In: *Current Anthropology* 56 (11), 2015, S. 15–23). Für unser Vorhaben ist eine einheitliche *Theorie der Urbanität* nicht erforderlich, da der Fokus auf spezifische Aspekte urbaner Ethiken die Herangehensweisen zusammenführt.

14 Vgl. Michel Foucault: *Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über laufende Arbeiten*. (Gespräch mit Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow). In: Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt a. M. 1987, S. 275.

15 „How should one live“; mit dieser Zergliederung/Analyse folgen wir den Anthropologen Stephen J. Collier und Andrew Lakoff (Stephen J. Collier, Andrew

## Perspektivierungen

Über die skizzierten Arbeitsdefinitionen hinaus bestimmt sich unser Ansatz über eine heuristische Bündelung von analytischen Perspektiven auf den Zusammenhang von Urbanität und Ethik.

Zunächst sind drei Bereiche zu unterscheiden: In allen Teilprojekten untersuchen wir das konfliktreiche Zusammenspiel von (a) Setzungen von Modellen „guter“ und „richtiger“ städtischer Lebensführung durch verschiedene Institutionen, (b) von informellen, „gelebten“ Ethiken des Städtischen, die in der Sprache der AkteurInnen (emisch) unterschiedlich artikuliert werden, und (c) von Auseinandersetzungen bzw. Aushandlungsprozessen. Ausgetragen werden diese in ethischen Diskursen bzw. um ethische Diskurse, aber auch in alltäglichen Praktiken, deren ethischen Gehalt (den Bezug auf das gute und richtige Leben in der Stadt und als StädterIn) es erst analytisch zu rekonstruieren gilt. Mittels der folgenden theoretischen Perspektivierungen urbaner Ethiken sollen die heterogenen Elemente dieses Zusammenspiels verständlich werden. Sie verdeutlichen zudem, welche transdisziplinären Debatten die Forschergruppe fortführt und für den Bereich der Stadtforschung insgesamt zu stärken beabsichtigt.

## Urbane Ethiken und soziale Kreativität

Auf der Seite der Praxis, der gelebten urbanen Ethiken, betrachten wir *Prozesse sozialer Kreativität*, in denen AkteurInnen (vielfach: neue) Modelle des städtischen Zusammenlebens und Kooperierens, Modelle städtischer Lebensführung und einer entsprechenden Subjektivität entwickeln, mit denen Vorstellungen des Guten und Richtigen zusammenhängen. Nicht nur StadtforscherInnen wie Henri Lefebvre, Lyn H. Lofland, Ulf Hannerz oder Richard Sennett, auch viele städtische AkteurInnen

Lakoff: On Regimes of Living. In: Aihwa Ong, Stephen J. Collier (Hg.): *Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems*. Malden 2005, S. 22–39, hier S. 22), die Foucaults Analytik antiker Ethiken (Foucault (wie Anm. 14)) aufgreifen: „Ethical problems, in this sense, involve a certain idea of practice (‘how’), a notion of the subject of ethical reflection (‘one’), and a question of norms or values (‘should’) related to a certain form of life in a given domain of living“ (ebd.); vgl. dazu auch Faubion (wie Anm. 3), S. 36–51; Zigon 2007 (wie Anm. 6), S. 147.

entwerfen und entwerfen *Ideale des Städtischen als Ethiken im Sinne einer Lebenskunst*, die verschiedene Potenziale städtischen Lebens realisiert.<sup>16</sup> Solche Kreativität zeigt sich auch und gerade in Gegenkulturen und Alternativmilieus oder in einem eher situativen Sinne in Protestaktionen und Interventionen, die ethische Maßstäbe explizit zum Kriterium eines Aktivismus nehmen, der auf die unmittelbare Verwirklichung des guten und richtigen städtischen Lebens zielt, ebenso wie in Improvisationen zur alltäglichen Lebensbewältigung und in sich auf das „Private“ beziehenden Graswurzelbewegungen. Bei all diesen kommt es immer wieder auch zu offenen und impliziten Herausforderungen sich bis eben noch als selbstverständlich verstehender Regelungen.

### Urbane Ethiken und moralische Ökonomien

Mit der konstituierenden sozialen Kreativität verbunden, analytisch jedoch von ihr zu unterscheiden, sind *moralische Ökonomien* städtischer

- 16 Henri Lefebvre: Die Revolution der Städte. München 1972; Henri Lefebvre: La production de l'espace. Paris 1974; Lyn H. Lofland: A World of Strangers. Order and Action in Urban Public Space. New York 1973; Hannerz (wie Anm. 9); Richard Sennett: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Frankfurt a. M. 1991. Zu sozialer Kreativität als Herstellung neuer Formen sozialer Beziehungen allgemein vgl. auch David Graeber, David: Fetischismus und soziale Kreativität. Oder: Fetische sind Götter im Prozess ihrer Herstellung. In: Birgit Althans, Kathrin Audehm, Beate Binder u. a. (Hg.): Kreativität. Eine Rückrufaktion (= Zeitschrift für Kulturwissenschaft, 1). Bielefeld 2008, S. 49–68. Richard Sennett spricht mit Blick auf stadtgerechte Lebensformen z. B. von einer „Kunst der Selbstpreisgabe“, einem „Sich-Einlassen auf den Unterschied, eine Bereitschaft, das Unfeste, das Nicht-Dauerhafte, den Zufall zu akzeptieren“ Sennett (wie Anm. 16), S. 257. Der Andro-, Euro-, Heterozentrismus etc. dieser Entwürfe von Urbanität und Urbanismus wurde vielfach und auch überzeugend kritisiert (vgl. zur Diskussion Julie Abraham: Metropolitan Lovers. The Homosexuality of Cities. Minneapolis 2009). Anstatt diese Entwürfe mit ihrer optimistischen Sicht auf städtisches Leben aber einfach abzuschreiben (und damit – wie es die Stadtforschung noch viel zu häufig tut – hinter die Komplexität dieses Verständnisses des Städtischen zurückfallen), fragen wir nach der Diversität ethischer Urbanismen. Einige neuere Ethnografien (vgl. Anja Schwanhäuser: Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene. Frankfurt a. M., New York 2010) haben in diesem Sinne bereits gegenwärtige Versionen von Urbanismus als Lebenskunst sichtbar gemacht, zum Teil durch eine besondere Betonung des „Kosmopolitischen“ vgl. Elijah Anderson: The Cosmopolitan Canopy. Race and Civility in Everyday Life. New York 2011.

Akteursgruppen. Sie bilden ein oft nicht unmittelbar sichtbares normatives Gerüst städtischer Interaktionen und Verhältnisse. Moralische Ökonomien bezeichnen, über die ursprüngliche Begriffsprägung von Edward P. Thompson hinaus, konservative Vorstellungen städtischer AkteurInnen, die bei der Bedrohung eines vorgestellten sozialen Gleichgewichts ihre Interessen durch den Rekurs auf althergebrachte moralische Grenzen zu wahren versuchen – und dabei auf Unterstützung „von oben“ hoffen können.<sup>17</sup> Dazu gehören „eingeschliffene“, aber nicht rechtlich fixierte Nutzungsrechte, zum Beispiel von Brachflächen. Auf ähnliche Weise versuchen aktivistische Gruppen in vielen unterschiedlichen Städten, lokale Institutionen (insbesondere die Stadtverwaltung) für das weithin empfundene Recht auf bezahlbaren Wohnraum zu gewinnen, indem sie eine geteilte moralische Ökonomie der politischen Ökonomie des vermeintlich „ortlosen“ Immobilienkapitals entgegensetzen. Der *Klientelismus*, der bei der Verteilung von Wohnraum in vielen Kontexten ebenfalls zutage tritt, lässt sich in diesem Sinne auch als Bestandteil moralischer Ökonomien verstehen, wobei festzuhalten bleibt, dass auch die marktwirtschaftliche „politische Ökonomie“ ethisch keinesfalls neutral ist, sondern eine Vielzahl eigener normativer Annahmen und Programmatiken und eigene ethische Projekte enthält. Gerade der Anspruch moderner Rechtsordnungen, universal gültige Ethik zumindest tendenziell optimal zu enthalten, und seine implizite Folge, nämlich, dass sich weitere ethische Debatten erübrigen,<sup>18</sup> gibt urbanen Ethiken in diesem Zusammenhang aber ihre besondere Brisanz: Die in ihnen notwendig enthaltenen Aushandlungsprozesse verschieben sich oftmals in einen rechtsfreien Raum oder haben doch das Potenzial, in *Konkurrenz zum Recht* zu treten, wenn sich zum Beispiel durchsetzt, um ein unspektakuläres Beispiel zu nennen, dass

17 Edward P. Thompson: *The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century*. In: *Past and Present* 50 (1), 1971, S. 71–136. Thompson bezeichnete mit diesem Begriff die normative Grundlage von vor allem bäuerlichen Protesten gegen eine liberale *political economy* im Großbritannien des 18. Jahrhunderts. Zur Begründung von Erweiterungen der Thompson'schen Begriffsverwendung auf andere (nicht primär ökonomische) Felder, wie sie schon seit den 1980er Jahren in verschiedenen Disziplinen (insb. Geschichte und Ethnologie) vorgenommen werden, vgl. Didier Fassin: *Les économies morales revisitées*. In: *Annales. Histoire, Sciences sociales* 64 (6), 2009, S. 1237–1268; Marc Edelman: *E. P. Thompson and Moral Economies*. In: Didier Fassin (Hg.): *Companion to Moral Anthropology*. Malden, Oxford 2012, S. 49–66.

18 Vgl. Bergmann, Luckmann Band 1 (wie Anm. 6), S. 32 ff.

Wohnungslose in besonders kalten Nächten von den Verkehrsbetrieben nicht aus Metrostationen entfernt werden. Darin liegt auch ein kritisches Potenzial urbaner Ethiken, etwa im Streit um die Nutzung von Ressourcen wie Wasser oder, in der Stadtentwicklung, durch massenhaftes nicht genehmigtes Bauen. In vielen Fällen sind die urbanen Ethiken partikularistisch auf den jeweiligen städtischen Zusammenhang einer Stadtgesellschaft und eines Stadtraumes bezogen, sie sind prozessual und enthalten das Element der Verhandlung zwischen den Beteiligten, und sie zielen auf Konfliktbewältigung auf relativ niedrigem Gewaltniveau. Damit stehen sie oft implizit im Gegensatz zu zentralstaatlich oder bürokratisch festgelegten, festen Regelungen und der einseitigen Durchsetzung juristisch oder politisch gefasster Ansprüche.

### Urbane Ethiken und Techniken des Regierens

Zugleich fungieren stadttethische Leitbilder und die diskursive Rahmung von Modi der Konfliktaustragung in ethischen Begriffen der guten und richtigen städtischen Lebensführung aber auch als *Techniken des Regierens* und können somit spezifische Modernisierungsprojekte vorantreiben und in einem allgemeineren Sinne soziale Konflikte zugunsten dominanter Gruppierungen entschärfen und Entwicklungen in ihre Richtung kanalisieren helfen. Stadtverwaltungen und mit ihnen assoziierte AkteurInnen beschreiben das eigene Vorgehen oftmals in ethischem Vokabular und versuchen auf diesem Weg, die urbane Lebensführung zu lenken. Städtisches Regieren funktioniert in diesem Sinne weniger als eine unmittelbare Ausübung von Herrschaft, vielmehr schafft es auch „ethische“ Diskurse und Räume für selbstverantwortliche AkteurInnen. Dabei werden – zum Beispiel in Partizipationsprozessen für Stadtentwicklung oder bei umweltethischen Fragen – spezifische Vorstellungen städtischen Verhaltens als „ethisch“ privilegiert, die für manche Gruppen zugänglicher und habituell naheliegender sind als für andere. Neuere Forschungen sprechen hier von ethischen Formationen, von „ethopolitics“ und einer „moralisation of conduct“ und ordnen diese Prozesse insbesondere in den Zusammenhang des Neoliberalismus ein, berücksichtigen dabei bislang aber nur selten und nur in Ansätzen die Stadt und *urbane* Ethiken.<sup>19</sup> Dabei zeigt

19 Vgl. Rose (wie Anm. 12), S. 1398; Collier, Lakoff (wie Anm. 15); für die Stadtforschung Evelyn Ruppert: *The Moral Economies of Cities. Shaping Good Citizens.*

sich in den Einzelstudien jedoch auch, dass eine strikte Unterscheidung von „sozialer Kreativität von unten“ einerseits und dem „Regieren von oben“ andererseits in vielen Fällen ein falsches Bild zeichnen würde, da das Regieren im Verständnis einer „Gouvernementalität“, einer „Führung von Führungen“<sup>20</sup>, selbst soziale Beziehungen und städtische Verkehrsformen stiftet. Ethische Projekte sind in vielen Fällen nur über Koalitionen staatlich-institutioneller und (spezifischer) zivilgesellschaftlicher Gruppen zu verstehen.<sup>21</sup> Zudem beinhaltet die soziale Kreativität „von unten“ wiederum eigene Formen der Selbst-Führung/Subjektivierung und neue Ausschlüsse.

### Urbane Ethiken und ihre Subjekte

Wenn vom Regieren durch Ethisierung gesprochen wird, dann rücken, mit Michel Foucault gesprochen, auch die *Techniken, wie aus Menschen „ethische“ Subjekte werden*, in den Blick.<sup>22</sup> Ethische Problematisierungen und Projekte erfordern und konstituieren ethische Subjekte. Im Kontext urbaner Ethiken werden *kulturelle Leitbilder „richtigen“ Verhaltens, ja richtigen Seins* entwickelt: der vorbildliche Stadtbewohner und *green citizen*, der urbane Kosmopolit und Konsument, die sozialistische Persönlichkeit, der opferwillige Untertan, die verlässliche Nachbarin, der Kreativbürger und Unternehmer, die Netzwerkerin, der engagierte Anwohner und so weiter. Urbane Ethiken erweisen sich als Felder diskursiver Praxis, auf denen sich StädterInnen als Subjekte ihrer eigenen Lebensführung konstituieren (sollen). Dabei schaffen sie zugleich, was kulturwissenschaftlich ebenfalls von besonderem Interesse ist, *Gegenbilder* des schlechten, falschen Lebens in der Stadt, die sich auch als Bilder stadtethischen Versagens verstehen lassen, wenn Teile der Stadtbevölkerung zum Beispiel ländlich geprägte Lebensweisen fortführen oder an (oftmals minoritären) religiös und kulturell geprägten Mustern der Lebensführung festzuhalten

Toronto 2006; Evelyn Ruppert: *Shaping Good Cities and Citizens*. In: Gary Bridge, Sophie Watson (Hg.): *The New Blackwell Companion to the City*. Malden, MA 2011, S. 667–678.

20 Foucault (wie Anm. 14), S. 255.

21 Vgl. Colin Crouch: *Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus*. Berlin 2011, S. 203–224.

22 Vgl. Foucault (wie Anm. 14), S. 277; vgl. dazu auch Judith Butler: *Kritik der ethischen Gewalt*. Adorno-Vorlesungen 2002. Frankfurt a. M. 2007, S. 18 und S. 25.

scheinen und von „ethischen“ Reformern dann als partikularistisch und (im Gegensatz zum/zur idealen StadtbürgerIn) „unfrei“ und in einem schlechten Sinne traditionsverhaftet wahrgenommen werden.

### Teilprojekte, Methodologie und Zusammenhang

Die Teilprojekte<sup>23</sup> nutzen diese theoriegeleiteten Perspektivierungen und setzen dabei jeweils unterschiedliche Schwerpunkte. Den Ausgangspunkt der beantragten Einzelstudien bilden grundlegende Themen städtischer Entwicklung: Ressourcenverbrauch und Verkehr, bauliches Erbe, Wohnen, politische Stimme/Subjektivität, Umweltverschmutzung, ökonomische Modernisierung, die Ästhetik der Stadträume. Dabei werden Konfliktlösungs- und Moderierungsversuche im Detail rekonstruiert und hinsichtlich ihres gesellschaftspolitisch innovativen und kritischen Potenzials analysiert. Zugleich hinterfragen und kontextualisieren die Einzelstudien die Geltungsansprüche, die in stadttethischen Debatten zutage treten, auf der Grundlage empirischer Forschung. Dieses Vorhaben halten wir angesichts der konstatierten Konjunktur ethischer Diskurse für besonders wichtig.

Die Einzelstudien wurden so entworfen, dass sie verschiedene *Bereiche von Urbanität* zum Ausgangspunkt nehmen und in der jeweiligen Stadt besonders radikal auftretende Probleme behandeln, die aber unter den Bedingungen einer sich globalisierenden Welt auch andere Städte vor Schwierigkeiten stellen: Umweltethik in Auckland, kulturelles Erbe in Istanbul, Bewegungen für eine Slow-City-Lebensweise in Tokyo, die Frage von Gewalt und des Subjektstatus der BürgerInnen in Moskau, Konflikte um bezahlbaren Wohnraum in München, architektonische Modernisierung als ökonomische und kulturelle Modernisierung in Singapur, der Streit um die „richtige“ Gestalt der Stadt und die ihr entsprechende Lebensweise in Berlin und in Bukarest.

Um die Fallstudien, aber auch die fachspezifischen Zugänge dieses interdisziplinären Forschungsverbundes zusammenzuführen, orientieren wir uns an der Vorgehensweise des Sozialwissenschaftlers Michael Burawoy, die er im Kontext seiner eigenen Forschungen auf vier Kontinenten entwickelt und in Anlehnung an die Manchester School of

23 Zu den Teilprojekten vgl. <http://www.urbane-ethiken.uni-muenchen.de/forscherguppe/index.htm> (letzter Zugriff: 12.12.2017).

Social Anthropology als *extended case method* (erweiterte Einzelfallanalyse) bezeichnet hat.<sup>24</sup> Mikrostudien, wie sie in den Kulturwissenschaften üblich sind, können demnach übergreifende Erkenntnisgewinne erreichen, indem sie forschungsstrategisch erweitert werden: Ausgehend von einem auf Methodenvielfalt basierenden breiten Quellenkorpus der Einzelstudien bestehen diese Erweiterungsmöglichkeiten nach Burawoy in der Ausweitung von Beobachtungskategorien über Raum und Zeit, was einen verbindenden Transfer von Fragestellungen ermöglicht, sie bestehen in der Erweiterung der Perspektiven von Mikro- auf Makroprozesse, im Sinne eines ständigen Abgleichs, und damit dann auch in Erweiterungen der Theorie. In einem solchen Verständnis ist es möglich, die Ergebnisse der einzelnen Forschungsprojekte in einem fortlaufenden Diskussionsprozess auf einer Metaebene wieder zusammenzudenken. Insofern geht es uns mit den einzelnen Forschungsvorhaben auch nicht um einen komparatistischen Ansatz, der die einzelnen Fälle vergleichen will, sondern um einen integrativen Ansatz, der die Debatten über urbane Ethiken auf der Folie unterschiedlicher empirischer Voraussetzungen vorantreiben will.<sup>25</sup>

24 Vgl. Michael Burawoy: *The Extended Case Method. Four Countries, Four Decades, Four Great Transformations, and One Theoretical Tradition*. Berkeley 2009.

25 Der Kulturanthropologe James Faubion hat für die eigene Disziplin konstatiert, was durchaus auch für unseren Forschungsverbund gelten kann: „Anthropology is and has always been about making connections“ James D. Faubion: *The Ethics of Fieldwork as an Ethics of Connectivity or the Good Anthropologist (Isn't What She Used to Be)*. In: Ders., George E. Marcus (Hg.): *Fieldwork Is Not What It Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*. Ithaca 2009, S. 145.



Chronik der  
Volkskunde





---

**Bericht zur 9. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil e.V. mit Rahmenprogramm, von 25. bis 28. Mai 2017 in Berlin**

---

Heuer bereits zum neunten Mal trafen sich die Mitglieder – und einige Gäste – des stetig wachsenden netzwerk mode textil zur Jahreshauptversammlung, die – wie inzwischen schon gewohnt – in ein dichtes Begleitprogramm eingebettet war. Und wie die Jahre zuvor bot dieser Rahmen ideale Möglichkeiten zum Netzwerken im besten Sinne: zu einem wechselseitigen Erfahrungs- und Informationsaustausch auf Augenhöhe. Die Mitglieder kommen aus unterschiedlichen Theorie- und Praxisbereichen, aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (Kostümgeschichte, Fashiontheorie, Ethnologie etc.), aus Museen und Universitäten, aus dem angewandten Mode- und Textildesign, der Kostümfertigung, der Textilrestaurierung, aus Forschung, Lehre und Handwerk<sup>1</sup>. Das zwanglose Kommunizieren fördern die gemeinsamen Mittag- und Abendessen, die mit den übrigen Programmpunkten als Angebote von den jährlich wechselnden Veranstaltungsteams organisiert werden. Diese Teams arbeiten – so wie der Vereinsvorstand – mit großem Engagement und vollkommen ehrenamtlich, also ohne Bezahlung, höchstens unter Einbindung in eine Institution, die dann auch als Örtlichkeit dienen kann. 2017 war der Veranstaltungsort das Museum Europäischer Kulturen MEK im Berliner Stadtteil Dahlem, das auch seine Infrastruktur zur Verfügung stellte. Die Organisation oblag zu einem großen Teil der freiberuflichen Textilwissenschaftlerin und Kuratorin Katrin Lindemann, der es gelungen war, ein Begleitprogramm auf die Beine zu stellen, das die vielen Facetten des netzwerk mode textil widerspiegelte und die diversen Interessenslagen abdeckte.

Das Treffen startete am Donnerstag, dem 25. Mai, mit einer Exkursion. Zur Wahl stand der Atelierbesuch bei dem für seine Kreationen aus Recyclingmaterialien bekannten Berliner Modekünstler Stephan Hann, der erhellende Einblicke in seine Arbeitsweisen und seine Materialsammlung gewährte, und ein Spaziergang mit Heike Stange, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Kulturamtes Berlin Steglitz-Zehlendorf,

1 Die stets aktuelle und gut gepflegte Website des netzwerk bietet Vielfältiges zum Thema „kulturwissenschaftliche Textil-, Kleider- und Modeforschung“ und enthält einen eigenen nur Mitgliedern zugänglichen Bereich mit vertiefenden und weiterführenden Infos: <https://www.netzwerk-mode-textil.de>

der durch das ehemals florierende Modezentrum rund um den Hausvogteiplatz führte. Als erstes textilverarbeitendes Unternehmen hatte sich hier 1836 „Gebrüder Manheimer“ angesiedelt, viele weitere folgten, unter anderem der Erfinder der Konfektionsware Hermann Gerson. Etliche Gebäude, die als Kaufhäuser und Produktionsstätten errichtet worden waren, sind noch zu sehen, dienen jetzt jedoch einem anderen Zweck. Denn die meisten der Unternehmer waren Juden, die ihre Betriebe unter dem NS-Regime schließen oder weit unter Wert verkaufen mussten und die bald darauf fliehen mussten oder ermordet wurden. Manche Betriebe existierten „arisiert“ bis in die DDR-Zeit weiter, konnten jedoch nie wieder ihre frühere Reputation und die Umsätze erreichen. Seit dem Jahr 2000 erinnert ein Denkmalkomplex, in den die U-Bahn-Station Hausvogteiplatz einbezogen ist, an das Schicksal der jüdischen Unternehmer und Unternehmerinnen und ihrer Angestellten in der Berliner Modebranche. 1994 drehte die Regisseurin Dora Heinze einen Dokumentarfilm über das Hausvogteiviertel, in dem unter anderem Überlebende und Nachfahr\*innen zu Wort kommen. Am Abend des zweiten netzwerk-Tages wurde dieser Film in einer öffentlichen Vorführung gezeigt und in einer anschließenden Podiumsdiskussion mit der Regisseurin besprochen. Wer beim Stadtspaziergang dabei gewesen war, erhielt nicht nur eine Vertiefung und Ergänzung des am Vortag Gesehenen und Gehörten, sondern konnte anhand des Films die Veränderungen des Viertels von der Mitte der 1990er-Jahre bis in die Gegenwart weiterführend nachvollziehen und so mit Nachdruck erkennen, wie politische Umstände Auswirkungen auch auf Stadtlandschaften haben.

Der Morgen des zweiten Versammlungstags begann mit einer weiteren Exkursion. Die Teilnehmenden mussten sich zwischen drei möglichen Programmpunkten entscheiden: einem Besuch im Depot der Stiftung Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen, um die Objekte der Marlene Dietrich Collection zu besichtigen, weiters einem Treffen mit Mitarbeiter\*innen von Sourcebook, einer Plattform für Menschen, die in der Modebranche tätig sind und dort Unterstützung bei der Realisierung von Projekten und Kontakte finden. Drittens war die Besichtigung der Plisseemanufaktur Gießmann möglich, deren Hauptabnehmer Theaterproduktionen in ganz Deutschland sind. Die Inhaberin Sigrid Gießmann gewährte Einblicke in ihre Arbeit, indem sie die beiden Herstellungsarten Maschinenplissee und Formplissee anschaulich erläuterte: Sie zeigte den Plisseedampfschrank, die Plisseemaschine, die große Sammlung an handgefertigten Kartonschablonen, mit denen Stoffe in

vielfältigste fantastische Formen geknickt werden können, und sprach über Anwendungen des Plissee im Modedesign (Miyake Issey) und in der modernen Produktgestaltung (Filteranlagen, Airbags).

Der Nachmittag wurde im Vortragssaal des MEK in Dahlem verbracht. Nach der Begrüßung durch Leiterin Elisabeth Tietmeyer, eröffnete die Vorsitzende des netzwerk mode textil, Gundula Wolter, offiziell das netzwerk-Treffen. Michaela Breil vom Staatlichen Textil- und Industriemuseum TIM in Augsburg stellte den ersten Band des Vereinsjahrbuches „nmt 2017“<sup>2</sup> vor. Anschließend zeigte die Modemacherin Saena Chun ihren künstlerischen Kurzfilm „Kleider in Bewegung“, in dem einige Modelle vorkamen, die am Eingang zum Vortragssaal präsentiert waren.

Der Hauptprogrammpunkt des Nachmittags waren schließlich die Kurzvorträge des „Offenen Forums“, das netzwerk-Mitgliedern bei jeder Mitgliederversammlung die Möglichkeit bietet, ihre aktuellen Projekte vorzustellen<sup>3</sup>.

Den Auftakt bildeten die Ausführungen von Dorothee Haffner über die beeindruckende Sammlung von Stoffproben, Musterbüchern, Firmenarchivalien, Musterzeichnungen usw., die Wieland Poser aus Halle/Saale in den 1970er Jahren zu Dokumentationszwecken zusammengetragen hatte und die nun als Dauerleihgabe des Deutschen Technikmuseums an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin digitalisiert wird. Uta-Christiane Bergemann stellte ihr Forschungsprojekt zu einer Trachtenkollektion vor, die das Deutsche Textilmuseum Krefeld 1943 dem mutmaßlichen Bekannten von Hermann Göring und Maler Paul Prött abgekauft hatte. Der dritte Vortrag befasste sich mit „Visualisierungsstrategien von Coolness in der Literatur der Weimarer Republik“, wobei Catharina Rüß weit über die Literatur hinausging. Sie bezog Ikonen der Film- und Musikszene ebenso ein wie allgemeine zeitgebundene Vorstellungen von Effektkontrolle und Unabhängigkeit beginnend bei Edgar Allen Poe im 19. Jahrhundert, um eine der zentralen Kategorien des 20. und 21. Jahrhunderts (so ihre These) zu erfassen. Ihr Ökolabel „soome“ (gesprochen: so-mi) präsentierte anschließend Helga Behrmann. Sie verkauft Slow Fashion aus zertifizierten Stoffen mit transparenter Lieferkette, die in Mannheim und Berlin bei fairen Löhnen gefertigt

2 nmt 2017, netzwerk mode textil Jahrbuch, Augsburg 2017.

3 Ausführlichere Abstracts zu manchen Vorträgen unter: [https://www.netzwerk-mode-textil.de/images/stories/JMV\\_2017/Berichte/Katharina\\_Tietze\\_-\\_Bericht\\_-\\_JMV\\_2017.pdf](https://www.netzwerk-mode-textil.de/images/stories/JMV_2017/Berichte/Katharina_Tietze_-_Bericht_-_JMV_2017.pdf)

wird. Die autodidakte Forscherin Bettina Levin, die bereits 2014 mit ihren Recherchen zur Perlbeutelherstellung im Erzgebirge beeindruckt hatte, stellte diesmal das Gorlnähen im Erzgebirge vor. Es ist dies die Herstellung von mit Seidenfäden überspannenen Schnüren in Heimarbeit mit Verlagssystem an eigenen Maschinen zur Verzierung von Krügen, Borten und sonstigen Kleidungsstücken, deren Höhepunkt zwischen 1860 und 1895 lag. Mit den „Textilzirkeln“ der DDR beschäftigte sich der Vortrag von Sarah Wassermann, Mitarbeiterin am entsprechenden Forschungsprojekt, das die rund 180 textilen Objekte des MEK, die in derartigen Zirkeln der staatlich organisierten Freizeitbeschäftigung gefertigt worden waren, zum Ausgang genommen hatte; einige dieser Zirkel existieren heute noch und wurden in das Projekt eingebunden. Im Anschluss sprach Katalin Nagy über die erste vollständige und nach neuestem Stand vorgenommene wissenschaftliche Erfassung der europaweit größten Sammlung präkolumbianischer Textilien, die im Ethnologischen Museum Berlin aufbewahrt wird. Sie steht als digitaler Band kostenlos zur Verfügung.<sup>4</sup> Die Ergebnisse von drei Projekten, die aus einer Kooperation der Design Hochschule Berlin und des Instituto Superior de Diseño in Havanna hervorgegangen waren, zeigte Josephine Barbe in kurzen Filmdokus. Anschließend referierte ich selbst über die Tresterer Kostüme des Volkskundemuseums und ihre Bedeutung für die Neukonstruktion und Erforschung dieses Salzburger Faschingsbrauchs. Im vorletzten Referat stellten Elke Gaugele und Barbara Schrödl das Austrian Center for Fashion Research vor, das interuniversitäre kunst- und kulturwissenschaftliche Basismodelforschung betreibt. Abschließend machte Friederike von Wedel-Parlow Werbung für den Fair Fashion Guide<sup>5</sup> des Beneficial Design Institute, der Interviews, Einkaufstipps, Literaturempfehlungen und Informationen rund um sozial und ökologisch vertretbare Mode bietet.

Wie schon in den vorangegangenen Jahren blieb auch heuer wieder leider viel zu wenig Zeit für die Auseinandersetzung mit den einzelnen Beiträgen. Als einem der wichtigsten Programmpunkte des netzwerk-Treffens sollte dem Offenen Forum deutlich mehr Raum gegeben werden. Auch eine thematische Reihung der einzelnen Beiträge wäre hilfreich, um eine so große Menge an verschiedenen Themen mit höchst anregenden und faktenreichen Inhalten besser aufnehmen zu können.

4 <http://digitalcommons.unl.edu/zeabook/52/>

5 <http://fairfashionguide.de>

Der Vormittag des dritten netzwerk-Tages war der klassischen Vereinssitzung mit Budgetplanung, Vorstandsneuwahl etc. gewidmet. Der Nachmittag brachte eine Führung von Kuratorin Dagmar Neuland-Kitzerow durch das MEK, dessen Dauerausstellung sich mit Zugehörigkeiten und Identitäten in Europa beschäftigt und dabei Einblicke in seine große, spannende Sammlung gibt. Die beiden Sonderausstellungen befassten sich ganz aktuell mit Krieg und Vertreibung: Im immens beeindruckenden Projekt „daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben“ gestalteten Geflüchtete aus verschiedenen Ländern die Museumräume in einer sehr persönlichen Weise künstlerisch und ließen so ihre Flucht und ihr derzeitiges Leben in Berlin öffentlich sichtbar werden. Die berührende Ausstellung „1000 Tücher gegen das Vergessen“ zeigte Stofftaschentücher, die unter der Leitung der Künstlerin Anna S. Brägger von Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien in Erinnerung an getötete Familienmitglieder und Freunde bestickt worden waren.

Zusätzlich gab es Gelegenheit an einer Führung durch das Museum für Asiatische Kunst teilzunehmen, das sich gerade auf seinen Umzug ins neu geschaffene Humboldtforum des Berliner Schlosses vorbereitete.

Ein weiterer Höhepunkt des Tagesprogramms war die Präsentation eines Wandteppichs, der 1667 im Auftrag von Anna Bump in der Region Dithmarschen anlässlich des 150. Jahrestages der Reformation nach flämischen und niederländischen Vorbildern gewirkt wurde. Die netzwerk-Mitglieder konnten exklusiv den famosen Bildteppich in der Restaurierwerkstatt des MEK besichtigen, wo er zur Festigung und Reinigung lagerte, bevor er in einer Sonderausstellung zum 500. Jahrestag der Reformation öffentlich zugänglich gemacht werden sollte<sup>6</sup>. Die Wirkerei offenbart die Alltagswelt der Stifterin und zugleich die damalige theologische Weltsicht.

Am letzten Versammlungstag besichtigten die Teilnehmerinnen das FabLab Berlin, eines von 1200 FabLabs weltweit (auch Maker Space genannt). Es handelt sich dabei um eine offene Hightech-Werkstatt, wo neueste Werkzeuge wie 3D-Drucker, Laserfräsen, Plotter, Lasercutter etc. neben Arbeits- und Notebookplätzen für alle (nach einer Einschulung) zur Verfügung stehen. Das zugehörige „Textillabor“ war vor diesem Hintergrund unerwartet enttäuschend: Zwei Strickmaschinen aus den 1970er Jahren stehen bereit – eine mit Lochkartensystem zu bedienen,

6 Sonderausstellung „Anna webt Reformation. Ein Bildteppich und seine Geschichten“, 14.7.2017 – 28.1.2018, Museum Europäischer Kulturen, Berlin.

die andere immerhin an ein Notebook angeschlossen –, und ein einfacher Handwebstuhl. Im Vergleich mit den gegenwärtigen Produktionsmöglichkeiten in der Textilbranche oder dem Einsatz von intelligenten Fasern und sonstigen Hightech-Textilien wirkte das Labor nahezu mittelalterlich. Dies zeigte wieder einmal, dass der Bereich der Textilien und Mode im Großen und Ganzen viel zu wenig ernstgenommen und in seiner Bedeutung und Verflechtung mit anderen Feldern viel zu wenig beachtet wird. Dies zu ändern, ist eines der Ziele des netzwerk mode textil. Hervorstechend war die Aussage eines Mitglieds des FabLab-Staff: Das Beste am FabLab sei nicht die Demokratisierung der Technologie, sondern die Möglichkeit, andere Leute zu treffen, Ideen auszutauschen und Unterstützung zu finden.

Die nächste Jahresversammlung des netzwerk mode textil findet im Mai 2018 am Deutschen Textilmuseum in Krefeld statt.

*Kathrin Pallestrang*

Bericht über das 50. Internationale Symposium Keramikforschung „Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission“ in Innsbruck, 24.–29. September 2017

---

Das jährlich an unterschiedlichen Orten im deutschsprachigen Raum stattfindende *Internationale Symposium Keramikforschung* diskutierte vom 24. bis zum 29. September 2017 Fragen zu keramischen Themen von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. WissenschaftlerInnen und HeimatforscherInnen, KeramikerInnen und SammlerInnen tagten eine Woche lang in Innsbruck, wo der fächerübergreifende Austausch vom Institut für Archäologien der Universität Innsbruck gemeinsam mit dem Arbeitskreis für Keramikforschung in Innsbruck veranstaltet wurde. Das Programm bot Fachvorträge, Diskussionen und Museumsbesuche sowie Exkursionen. Die Anwesenheit eines großen Fachkreises (92 TeilnehmerInnen aus elf Nationen) hatte unterschiedliche Veranstaltungen zum Thema Keramik in seiner Vielfalt in Innsbruck initiiert. Organisiert vom Verein zur Förderung Historischer Handwerkstechniken und der Wirtschaftskammer Tirol, fanden im Rahmen von *Keramischen Tagen* Begleitveranstaltungen mit kunstkeramischem Schwerpunkt, ein Keramik-Markt

und ein Kinder-Erlebnisprojekt statt.<sup>1</sup> Schwerpunktthema der Vorträge war *Keramik zwischen Produktion, praktischem Gebrauch, Werbung, Propaganda und Mission*, inhaltlich war eine Fokussierung auf frühere und aktuelle (kultur)historische Forschungen in jenem geographischen Raum gewünscht, in dem die Ursprünge des Arbeitskreises zu verorten sind, vor allem in Österreich, Bayern und den angrenzenden Gebieten.

Das 50. Internationale Symposium eröffnete der Rektor der Universität Innsbruck, *Tilman Märk*. Ihm dankte *Marion Roehmer* (Hage) im Namen des Vorstands des Arbeitskreises Keramikforschung, betonte die Diversität des Teilnehmerkreises und hieß alle VertreterInnen aus der Forschung bis hin zur „Sammlerseele“ willkommen. Dieses Tagungsformat sei außergewöhnlich und mache diese jährlich stattfindende Veranstaltung so attraktiv. *Harald Stadler*, Leiter des Fachbereichs Mittelalter- und Neuzeitarchäologie an der Universität Innsbruck, hob das Forschungsprojekt zur Pustertaler Keramik hervor, zu dem im Verlauf des Symposiums der Katalog vorgestellt wurde.<sup>2</sup> Zu Beginn erinnerten *Hermann Steininger* (Perchtoldsdorf) und *Irmgard Endres* (Regensburg) an die ersten Zusammenkünfte des Arbeitskreises Keramikforschung auf einer Berghütte in St. Justina in Osttirol. Der Besitzer Paul Stieber, Leiter des Deutschen Hafner-Archivs München, lud bis zu seinem Tod im Jahre 1975 alljährlich Fachleute für Keramik aus der BRD, Österreich und den Oststaaten ein. Daraus entwickelte sich ein vielfältiges Netz aus freundschaftlichen Kontakten und fachlichen Verbindungen. Eine Plakette, die von der Goldschmiedin Anna Helm, Tochter von Paul Stieber, entworfen wurde, soll in Zukunft das Symposium begleiten und vom jeweiligen Organisator getragen werden.

Im ersten Fachvortrag sprach *Bärbel Kerkhoff-Hader* (Bamberg) über *Keramik 4.0*, die vierte industrielle Revolution, in der neue Technologien, z. B. aus der Mikroelektronik, die Keramikherstellung prägen. Abseits handwerklicher Techniken entstehen mittels 3D-Drucker innovative Formen von Kunstkeramik, die in neue Präsentations- und Marktformate eingebettet sind.

Der erste thematische Block umfasste fächerübergreifend Referate zum Thema Tonpfeifen. Eine Tonpfeife ist eine gute Datierungshilfe

1 [https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/50\\_keramik.html](https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/50_keramik.html) (Aufruf am 12. 12. 2017).

2 <https://www.uibk.ac.at/archaeologien/aktuelles/keramiksymposium/vorlaeufiges-programm-50.-keramiksymposium.pdf> (Aufruf am 12. 12. 2017).

für die Neuzeitarchäologie, durch die sich Begleitfunde besser einordnen lassen. Als Bildquelle gibt sie Auskunft über Gebrauch, Innovation und Konsumverhalten. *Gerald Volker Grimm* (Bonn) erklärte die niederländischen Rauchtensilien des 16. und 17. Jahrhunderts anhand des Gemäldes von Nicolas Tournier. *Andreas Heege* (Zug), *Kerstin Lehmann* (Düsseldorf) und *Anatolij A. Poluljach* (Moskau) referierten ebenfalls zum Thema Tonpfeifen. In den weiter vorgestellten Forschungen über Geschirrkernik werden verstärkt archäometrische Analysen herangezogen, wie *Detlef Wilke* (Wennigsen) und *Hans-Georg Stephan* (Göttingen) anhand ihrer Projekte zeigten. *Karla Bianca Roşca* (Hermannstadt/Sibiu) stellte Waren aus der Steingutmanufaktur Batiz vor, die zwischen 1805 und 1865 Geschirrkernik herstellte.

Die Abendveranstaltung bildete eine Ausstellungseröffnung mit dem Titel *Kernik Kunst – Dialog zwischen Tradition und Moderne* im Kreuzgang des Tiroler Volkskunstmuseums. Unter Anwesenheit der KünstlerInnen wurden die kernischen Werkstücke der internationalen Kerniksosymposien in Gmunden und Innsbruck 2017 präsentiert.

Der zweite Tag startete mit Museumsbesuchen. Im Kacheldepot des Volkskunstmuseums erklärte *Erich Moser*, Landesinnungsmeister der Hafner, Platten- und Fliesenleger und Kerniker Tirol, die Bedeutung der musealen Model für die Rekonstruktion von historischen Öfen in Kooperation mit dem Verein zur Förderung historischer Handwerks-techniken. Eine Ausstellung im Foyer der Wirtschaftskammer zeigte innovative Möglichkeiten für den Einsatz von Kernik im Alltag – in Industrie, Bauwirtschaft, Medizin und Wissenschaft. Den Bereich Kunst zierte der Figurenofen die *Heiße Henriette*. Er wurde nach dem Vorbild des barocken Figurenofens Ofenbäuerin im Volkskundemuseum Wien in vollplastischer Gestalt von Myriam Urtz frei aufgebaut und mit dem Knowhow des Kernikers Matthias Schawerda gebrannt.

Geschirr-, Ofen- und Baukernik fungieren auch als Bildträger für Propaganda, Werbung und Mission. *Marcin Majewski* (Stettin/Szczecin) berichtete über wappenverzierte Steinzeuggefäße als heraldische Propaganda im 16. Jahrhundert. *Frauke Witte* (Haderslev) mutmaßt Missionierungsabsichten hinter den Beschriftungen auf den bekannten Fischschüsseln. *Lutz Weymans* (Kempton) berichtete über Malereien und Ritzdekore auf niederrheinischer Irdenware, der sog. Pottbäckerkernik. Nachdem die Dekore verarmt waren, wurde niederrheinische Irdenware zum Werkzeug der NS-Propaganda. *Patrick Schlarb* (Frankfurt a. Main) stellte Markenzeichen auf Steinzeugflaschen für böhmisches und deutsches

Heilwasser vor. Der Wiener Kaufmann F. Pelikan nützte die Möglichkeit eines Aufdrucks als Werbung für seine Cur-Anstalt. *Silvia Glaser* (Nürnberg) zeigte Porzellane aus der Zeit des Ersten Weltkriegs aus dem Bestand des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Die Kriegsporzellane tragen Bildnisse von Regenten und Befehlshabern, Kriegsgeschützen und das Eiserne Kreuz und ihre Produktion endet im Jahre 1917. Im Abendvortrag präsentierte *Andreas Heege* sein zweibändiges Werk über die Hafnerfamilie Herrmann aus Langnau im Schweizer Emmental. Sie prägte über drei Jahrhunderte hinweg die Langnauer Keramikstile.

Die Referate am nächsten Tag widmeten sich dem Thema Kachelöfen und Ofenkachel und umfassten sowohl Grabungsberichte als auch neue Forschungsergebnisse zu mittelalterlichen Kacheln. *Brigitte Meles* (Basel) sprach über Zürcher Kachelöfen im 18. Jahrhundert. Dank wirtschaftlichem Wohlstand konnten sich die Bürger mit hellfarbigen Turmöfen passend zu den neuen hellen Wohnräumen einrichten. *Harald Rosmanitz* (Würzburg) erklärte Sinn und Zweck von Kartierungen in der Kachelforschung. Anhand der Datenbank FurnArch<sup>3</sup> und Literaturhinweisen erstellt er Karten mit Ortsangaben von Funden.

Einen zeitlichen Rahmen wies der Block zu Kacheln der Reformationszeit auf. Die von der Reformation ausgelösten Veränderungen wirkten bis in den Wohnbereich hinein, und der Kachelofen wurde im Zuge von Renaissance, Humanismus und Reformation zu einem Bildträger, der Aussage über Bildung, Rang und Religion des Hausinhabers gibt. Unterschiedliche ReferentInnen stellten Reformationskacheln vor und erklärten, wie sich die reformatorische Bildsprache auf Geschirr und Kacheln niederschlug. *Alice Kaltenberger* (Wien) berichtete von einem Konvolut Reformationskacheln im oberösterreichischen Landesmuseum in Linz. Es sind Relikte eines Ofens unbekannter Herkunft aus dem Gebiet um Grieskirchen, einer Region des frühen Protestantismus in Oberösterreich. Die Kachelserien stellen das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die zehn Gebote und die sieben freien Künste dar. Kaltenberger konnte Parallelen zu den Motiven des berühmten Grafenegger Reformationsofens ziehen, der im Krieg zerstört worden ist und von dem sich nur noch Fotos und Berichte erhalten haben. *Claudia Peschel-Wacha* (Wien)

3 *FurnArch* versteht sich als bundesländerübergreifende Datenbank zur Erfassung mittelalterlicher und neuzeitlicher Bestände reliefierter Ofenkeramiken in Süddeutschland und den Anrainerregionen. <http://furnologia.de/furnarch/>

stellte eine grün glasierte Kachel mit dem Porträt Martin Luthers vor. Aufgrund der Gestaltung der Rückseite, speziell der Zarge mit Montagelöchern, ist fraglich, ob es sich um ein Original aus dem 16. Jahrhundert handelt. Die Referentin gab einen Einblick in die Biografie des Sammlers Alfred Walcher Ritter von Molthein, der diese Reformationskachel 1909 dem Volkskundemuseum Wien geschenkt hat.

Einen wichtigen Teil des Symposiums nahmen die Forschungsergebnisse zum Pustertaler Hafnergeschirr ein. *Harald Stadler* (Innsbruck) präsentierte die Publikation über *Hafnergeschirr aus dem Pustertal. Formen und Dekore des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Es referierten die AutorInnen *Andreas Oberhofer*, *Hubert Steiner* und *Dieter Thaler* über Archivalien aus dem Stadtarchiv Bruneck, über die Versorgung der Bevölkerung mit einfacher lokaler Hafnerware durch Hausierer und über Märkte sowie über die lange Gebrauchsdauer und vielfältigen Einsatzformen keramischer Gefäße durch BewohnerInnen eines Bergbauernhofs. Die Erforschung der Pustertaler Keramik in den Depots verschiedener Museen wurde von *Dorothea von Miller* (Bruneck) durchgeführt und *Alexa Untersulzner* (Direktorin des Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde in Dietenheim bei Bruneck) dankte den beteiligten Partnerinstitutionen. Das Volkskundemuseum Wien ist mit 29 Objekten in der Publikation vertreten. Es handelt sich um sog. Krapfenteller, Knödelschüsseln, Hafner, Sierl- oder Tuttlkrüge und Honigkrüge aus dem Sammlungsbestand Keramik, die in den Online-Sammlungen auf der Website des Volkskundemuseum Wien veröffentlicht sind.

Die Ausstellung *Krapfenteller und Knödelschüssel. Hafnergeschirr aus dem Pustertal im Südtiroler Landesmuseum* war der erste Besichtigungsort im Rahmen der Exkursion am folgenden Tag. Das Pustertal war wegen der lokalen Lehmvorkommen bedeutend für die Tiroler Geschirrhafnerei. Mit der Einrichtung einer Töpferwerkstatt und den Produktionsschritten eines Tellers wird der handwerkliche Herstellungsprozess von Keramikgeschirr anschaulich erklärt. In der nachgebauten Küche zeigt man anhand der Herstellung des wichtigsten regionalen Gerichts, dem Krapfen, die Entwicklungsstufen eines Herdes von der offenen Feuerstelle zum Sparherd.

Der Nachmittag war der Hafnerei Höfer-Troger-Steger in Abfaltersbach, Osttirol, gewidmet, die von 1654 bis 1989 in Betrieb war. Ergebnisse des neuzeitarchäologischen Forschungsprojekts sind in der Publikation von Konrad Spindler und Harald Stadler mit dem Titel *Das alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol* (1990) festgehalten. Die Zukunft des

Gebäudes samt erhaltener Schlämmecken und einer eigenen Glasurmühle ist derzeit ungewiss.

Der letzte Tag des Symposiums startete mit Vorträgen zur Keramikproduktion. *Gregor Döhner* (Berlin) und *Lutz Grunwald* (Mayen) berichteten über die bruchlos belegbare Keramikproduktion in Mayen. *Martin Rogier* (Meßkirch) referierte über Campus Galli, ein modernes Unternehmen zur Nachbildung des frühmittelalterlichen Klosters St. Gallen. Die Rekonstruktionen bieten einerseits Forschungsfelder für die experimentelle Archäologie, das Fehlen von zeitbezogenen wissenschaftlichen Quellen wirft andererseits ethno-archäologische Fragen auf. Der keramische Werkstoff spielt auch in der Alchemie, der Metallverarbeitung und der Glasproduktion eine wichtige Rolle. *Eva Cichy* (Olpe) und *Wolfram Essling-Wintzer* (Münster) sehen eine Verbindung zwischen den frühen Funden bleiglasierter Irdenware im Hochsauerland und dem zeitgleichen örtlichen Abbau von Bleiglanz. *Marius Kröner* (Bamberg) gab einen Überblick über das Fundmaterial an technischer Keramik aus 40 Grabungen in Nürnberg. Sie wurden überwiegend von den buntmetallverarbeitenden Handwerkern in der Stadt hergestellt. Nach den neuesten Recherchen von *Herbert Böhmer* (Haselbach) sollen auch die sogenannten Iper (Schmelztiegel aus Graphitton) von Schwarzhafnern und Tiegelherstellern in Obernzell gemacht worden sein. *Jonathan Frey* (Zürich) beschrieb einen frühmittelalterlichen Glasofen samt Glasschmelzgefäße vom Münsterhof in Zürich, in dem Glasperlen in verschiedenen Farben geschmolzen wurden. *Hans-Georg Stephan* und *Detlef Wilke* berichteten in ihrem Referat über mittelalterliche Glasschmelzöfen aus dem Weserbergland. Die Glaser erzeugten ihre Glasschmelzöfen aus feinsandigen Glashafnertonen selbst.

Biografische Forschungen aus dem 20. Jahrhundert rundeten das Tagungsprogramm am letzten Tag ab. *Eva Blanc* (Neulussheim) stellte den Kaufmann Johannes Eisele vor. Er schuf aus einem Einzelhandelsgeschäft in Ludwigshafen einen Großhandel und veredelte einfaches Porzellan in einer Glas- und Porzellanmalerei. 1931 gründete Eisele zusammen mit zwei Konkurrenzunternehmen die Ton- und Steinzeugwerke in Coswig, wo Keramik im Stil von Bunzlau hergestellt wurde. *Gerald Könecke* (Moringen-Grossenrode) zeigte Werke der weniger bekannten jüdischen Keramikerinnen, die Deutschland und Österreich in den 1930er Jahren aus ideologischen Gründen verlassen mussten. Einige wanderten nach Israel aus und gelten als Gründerinnen der modernen israelischen Keramikunst. Den Tag beendete ein Vortrag von

*Volker Ellwanger* (Lenzkirch) mit dem Titel *Bontjes und Ungewiss. Die Geschichte über die Kombattantenschaft eines Künstlers und eines Industriellen*. Der Referent ehrte damit seinen Lehrer, den Kunstkeramiker Jan Bontjes van Beek, der erfolgreich als Designer in der Werkstätte Ungewiss arbeitete.

Die Publikation der Beiträge erfolgt in einem eigenen Tagungsband. Die nächstjährige Tagung wird zwischen 17. und 21. September 2018 im Astra Museum in Hermannstadt (Sibiu) in Rumänien stattfinden.

*Claudia Peschel-Wacha*

Bericht über den Workshop „Zusammenarbeit(en). Praktiken der Koordination, Kooperation und Repräsentation in kollaborativen Prozessen“. Ein gemeinsamer Workshop des Collegium Helveticum und des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (Populäre Kulturen) der Universität Zürich, 5.–6. Oktober 2017

---

Das seit 2016 von Thomas Hengartner geleitete Collegium Helveticum, eine Einrichtung der Universität Zürich, der ETH Zürich und der Zürcher Hochschule der Künste, versteht sich als Laboratorium für Transdisziplinarität und ist damit beauftragt, den Dialog zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften, den Natur- und Ingenieurwissenschaften, den medizinischen Wissenschaften sowie den Künsten zu fördern. In diesem Sinne veranstaltete es im Oktober 2017 gemeinsam mit dem Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich den Workshop „Zusammenarbeit(en)“. Dieser stand unter dem Diktum „Wie werden Formen der Zusammenarbeit ausgehandelt, organisiert und repräsentiert?“

Eingeladen waren sowohl Beiträge, die ihre Arbeitsformen und Erfahrungen in inter- und transdisziplinären Kollaborationen reflektieren als auch solche, die sich mit der Erforschung von Formen der Kollaboration beschäftigen. Es konnte eine stattliche Anzahl an Referent\_innen aus sehr verschiedenen Wissenschafts-, Kunst- und Praxisfeldern gewonnen werden. Der Workshop war in fünf Panels mit jeweils zwei bis drei Vorträgen gegliedert, daneben gab es zwei Keynotes und ein Begleitprogramm, das in den Mittagspausen stattfand. Nach jedem Beitrag gab

es Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und zur Diskussion, die rege genutzt wurde. Der Workshop war offen für Zuhörer\_innen und die interessierte Öffentlichkeit.

*Bernhard Tschofen* (Zürich) eröffnete den Workshop und übergab dann an die beiden Organisatoren *Stefan Groth* (Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft) und *Christian Ritter* (Collegium Helveticum). In ihrer Einführung konstatierten Groth und Ritter, dass Kollaborationen zumeist von ihren Ergebnissen her gedacht und die Strukturen und Bedingungen, unter denen sich diese konstituieren, nicht thematisiert würden. Ziel der Veranstaltung sei es deshalb, die Prozesshaftigkeit und die Aushandlungen in inter- und transdisziplinären Kollaborationen in den Blick zu nehmen.

Im ersten Vortrag *Autonomie und Zusammenarbeit: Zur zeitlichen Dimensionierung kollaborativer Fotografie- und Stadtforschung* thematisierten *Cécile Cuny* (Hamburg), *Alexa Färber* (Hamburg) und *Sonja Preissing* (München) die in Teamforschungen häufig anzutreffende Ambivalenz zwischen dem Anspruch zusammenzuarbeiten und individuellen Autonomiebestrebungen der einzelnen Akteur\_innen. Anhand ihres kollaborativen Fotografie- und Stadtforschungsprojekts *Researching a City*, in dem sie als Fotografin, Interviewerin und ethnografisch orientierte Stadtforscherin beteiligt waren, zeigten sie, wie diesem Bias produktiv begegnet werden kann, wenn dem Autonomiebestreben in zeitlicher Hinsicht Raum gegeben wird: Das Forscherinnenteam plädierte für eine Verdopplung von Zeit, die hergestellt werden könne, wenn Teilprojekte zeitgleich abliefen, und eine darauf beruhende Ausdehnung von Zeit.

Auch im darauffolgenden Vortrag *Tandemforschung im Foto-Archiv – Ein Bericht aus dem interdisziplinären BMBF-Projekt „Foto-Objekte“* ging es um die Frage nach konkreten Aushandlungen im Forschungsprozess. *Franka Schneider* (Berlin) erläuterte, wie ein interdisziplinäres Team (bestehend aus Vertreter\_innen der Ethnologie, Kunstgeschichte, Archäologie) gemeinsam Foto-Bestände aus drei Archiven bearbeitet. In diesem noch laufenden Forschungsprojekt ist die Zusammenarbeit bewusst offen gehalten und explorativ angelegt. Sie folgt einem komparativen Ansatz und basiert lediglich auf einer gemeinsamen Fragestellung. Ein über die gemeinsame Arbeit am Fotomaterial hinausgehendes Projektziel ist die Reflexion der Differenz der beteiligten Fachdisziplinen und Institutionen. Zudem führte Franka vor, in welcher Weise das Projekt den zu untersuchenden Artefakten eine eigene Agency zuspricht, die für den Erkenntnisgewinn produktiv gemacht wird.

*Flavia Caviezel* (Basel) fokussierte in ihrem Beitrag *Form der Zusammenarbeit: Ökologisch. Erfahrungen transdisziplinärer Kollaborationen im Forschungsprojekt Times of Waste* auf die Frage, in welcher Weise der Forschungsgegenstand/die Forschungsinhalte unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit zwischen dem interdisziplinären Forscher\_innenteam und externen Projektpartner\_innen erforderlich machen. Sie berichtete über die Erfahrung bei der Konzeption und Umsetzung der Ausstellung *Times of Waste – Was übrig bleibt* (Basel 2017). In diesem Kontext und dazu angesiedelten Publikationen wurden die Teams eng auf den jeweils behandelten Forschungsinhalt abgestimmt.

Ausgangspunkt des nächsten Beitrags *Das Sezieren einer Kollaboration: Die Zusammenarbeit verschiedener Akteure am digitalen Beteiligungsprojekt „Finding Places“* war ein von der HafenCity Universität Hamburg im Jahr 2016 durchgeführtes Beteiligungsprojekt, das darauf abzielt, städtische Flächen für den Bau von Flüchtlingsunterkünften in Hamburg zu suchen. *Nina Hälker* (Hamburg) diskutierte die diesem Projekt zugrundeliegenden Strukturen – insbesondere hinsichtlich der Frage, inwiefern das gemeinsam von Bürger\_innen und Vertreter\_innen der städtischen Verwaltung entwickelte Beteiligungskonzept eine transparente Informationsvermittlung und den Abbau von Wissenshierarchien ermöglicht, aber auch zugleich neue Aus- und Einschlüsse produziert habe.

In ihrem Beitrag *Mogelpackung „Wissenschafts-Kollaboration“*. Oder: *Wie man kooperiert ohne zu kooperieren. Erfahrungen aus der deutsch-chinesischen Forschungszusammenarbeit* stellte *Tina Paul* (Chemnitz) ihr Dissertationsprojekt vor, das in einem deutsch-chinesischen naturwissenschaftlich-technischen Kontext angesiedelt ist. In den von ihr untersuchten Kooperationsprojekten konnte sie vielfältige Strategien der Nicht-Kooperation auffinden, mittels derer die vorgebliche Wissenschafts-Kollaborationen unterwandert und dennoch Zusammenarbeit gegenüber den Förderinstitutionen simuliert werden kann. Paul wies darauf hin, dass – insbesondere in Projekten, die eine hohe ökonomische Verwertbarkeit versprechen – Kooperation von den Kooperationspartnern eher als Risiko, denn als Chance verstanden werde.

Nach diesem eher desillusionierenden Blick auf Kollaborationsprojekte folgten *Judith Laisters* (Graz) Ausführungen zur *Zusammenarbeit als Übersetzungskunst. Ein Werkstatt-Bericht zur Forschung in partizipativen Kunstprojekten*. Laister untersuchte Fallbeispiele partizipativer Kunstpraxis im Kontext stadträumlicher Transformationsprozesse und lotete verschiedene Momente der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und

Kunst aus. Dabei differenzierte sie drei unterschiedliche Beziehungsmodi: Erstens die *Objektivierung* von Kunst durch die Wissenschaft, die die Kunst als Forschungsgegenstand konstituiert; zweitens die Imagination der Kunst als etwas Ähnliches, aber Anderes durch die Wissenschaft (*Projektion*) und drittens die strategische *Zusammenarbeit* als eine Annäherung der Felder. Beim letzten Beziehungsmodus, so Laister, kommt Bildern als Instrument der visuellen Übersetzung eine bedeutende Rolle zu.

Der nächste Beitrag *Points of views – Eine Museumskooperation zwischen Uganda und der Schweiz* richtete den Blick auf ein neues Kerngebiet der Museumsarbeit: Die Zusammenarbeit von Museen auf internationaler Ebene. Für ethnologische Museen hat die Zusammenarbeit mit Akteur\_innen aus den Herkunftsregionen ihrer Sammlungen eine besondere Bedeutung. Über eine solche Kollaboration zwischen dem Völkerkundemuseum Zürich, dem Uganda National Museum und dem Igongo Cultural Institute (West-Uganda) berichtete *Jaqueline Grigo* (Zürich). Die drei Institutionen planen eine gemeinsam kuratierte Ausstellung zum Thema „Milchkultur in Uganda und in der Schweiz“. Dieser kollaborative Prozess wurde von Grigo mit Blick auf strukturelle Bedingungen, Machtverteilungen und Aushandlungsprozesse sowie im Kontext postkolonialer Theorien reflektiert.

Aus einer künstlerischen Perspektive stellte *Johannes M. Hedinger* (Köln und Zürich) das multidisziplinäre, partizipative Kulturprojekt BLOCH vor. Dieses greift einen lokalen Schweizer Brauch auf, bei dem ein fünf Meter langer Fichtenstamm („Bloch“) durchs Appenzellerland gezogen wird. Das Künstlerduo Com&Com erweitert diesen begrenzten Radius und bereist mit dem Bloch alle fünf Kontinente. An den besuchten Orten lädt es lokale Künstler\_innen ein, den Bloch als Bühne für Aktionen und künstlerische Produktionen, zu verschiedensten Formen der partizipativen Zusammenarbeit, zu nutzen.

Zum Abschluss des ersten Workshop-Tags hielt *Klaus Schönberger* (Klagenfurt) eine Keynote, in der er Anstrengungen zur Begriffsarbeit unternahm und diese anhand von zahlreichen Beispielen aus von ihm geleiteten transdisziplinären Forschungsprojekten erläuterte. In seinem Beitrag *Von der Kooperation zur Ko-Produktion. Über die Herausforderung des „Trans“ in gemeinsamen Forschungsprojekten von Kunst und Ethnografie* benannte Schönberger zunächst Fallstricke in transdisziplinären Projekten, die den unterschiedlichen Arbeits- und Produktionslogiken der jeweiligen epistemischen Systeme geschuldet sind. Darauf skizzierte er das Naheverhältnis von künstlerischer und ethnografischer Forschung.

Er konturierte, in welcher Weise sich die beiden Verfahren ergänzen können und zeigte, wie in einer nicht nur additiv angelegten Form der Zusammenarbeit, der Ko-Produktion, die jeweiligen epistemischen Grenzen überschritten und erweitert werden können.

Jörg Niewöhner (Berlin) nahm hierzu am darauffolgenden Tag in der zweiten Keynote *Ko-laboration als disziplinäre Forschung* eine konträre Position ein. Er wendete sich gegen einen allgegenwärtigen „Kollaborationsimperativ“ und auf Formen der Zusammenarbeit, die nach Synthese und Integration suchten und damit das Risiko ins sich bergen würden, dass Projektpartner\_innen zu „Kollaborateuren“ würden. Mit seiner Begriffssetzung der Ko-laboration plädiert Niewöhner für eine Schärfung der disziplinären Perspektiven, die durch die In-Wert-Setzung von Differenzen erreicht werden könne. Das Aushalten von epistemischer Differenz, so Niewöhner, erweitere anthropologische Reflexionspraktiken und trage im Falle einer gelungenen Ko-laboration zum disziplinären Erkenntnisgewinn bei.

Der nächste Beitrag *Transdisziplinäre Realexperimente im Kooperationsnetzwerk zur Sanierung des Gängeviertels* widmete sich einem Hamburger Stadtentwicklungsprojekt. Ausgehend von seiner Doppelrolle als Stadtplaner und Aktivist stellte Michael Ziehl (Hamburg) zwei Realexperimente vor, die er im Rahmen seines am Graduiertenkolleg *Performing citizenship* angesiedelten Dissertationsprojektes organisiert und beforscht hat. In diesen in partizipativen Stadtentwicklungsprojekten und in der Transformationsforschung angewendeten Experimenten kommen verschiedene Interessenvertreter\_innen etwa aus Verwaltung, Forschung und Bürger\_inneninitiativen zusammen, um gemeinsam an Problemlösungen zu arbeiten. Ziehl kommt zum Fazit, dass sogenannte weiche Faktoren (wie gegenseitige Wertschätzung, Vertrauen, Kompromissbereitschaft, das Diskutieren auf Augenhöhe) relevante Voraussetzungen bei der Aushandlung von Interessensgegensätzen darstellen.

Auch der darauffolgende Beitrag *Perform Citizenship?! Performative Praxis als kollaborative Forschung* ist im Rahmen des Graduiertenkollegs *Performing citizenship* angesiedelt. Die Kulturwissenschaftlerin und Dramaturgin Maike Gunsilius (Hamburg) gab Einblick in das künstlerisch-wissenschaftliche Forschungsprojekt *Die Schule der Mädchen*. In diesem untersucht sie auf der Grundlage verschiedener performativer Verfahren gemeinsam mit Hamburger Schülerinnen Artikulationen von Bürgerinnen der postmigrantischen Gesellschaft. Gunsilius erläuterte in ihrem Vortrag, wie sich künstlerische und pädagogische Ansprüche in einem

disparaten Praxisfeld von Akteurinnen mit unterschiedlichen kulturellen, sozialen und generationellen Hintergründen zwar reiben, aber auch in der gemeinsamen performativen Praxis produktiv aushandeln lassen.

Im nächsten Beitrag *Schweizer Stiftung zur generationenübergreifenden Kulturförderung durch die Zivilgesellschaft – Vorstellungen und Praktiken des „gemeinschaftlichen“ Kultur-Förderns* stellte Theres Inauen (Basel) die 2015 gegründete Schweizer Stiftung ERBPROZENT KULTUR vor, eine Initiative, der man beitreten kann, wenn man ein so genanntes Erbversprechen abgibt, um die Stiftungstätigkeit zu unterstützen. Inauen, selbst Fördermitglied, erforscht die Organisation in ihrem Dissertationsprojekt aus der Innenperspektive. Sie beschrieb in ihrem Vortrag die diversen Aushandlungsprozesse in der Aufbauphase und thematisierte insbesondere die Frage, in welcher Weise spezifische Fördermodelle nicht nur spezifische Förderakteur\_innen motivieren, sondern auch die Vorstellungen darüber formen, was unter „Kultur“ verstanden wird und welche Werte ihr zugeschrieben werden.

Um *Wissenskollaborationen im Kulturbetrieb – Erfahrungen aus dem Projekt eKulturPortal* ging es im darauffolgenden Beitrag. Helmut Groschwitz (Regensburg) stellte ein vom deutschen Wirtschaftsministerium gefördertes Projekt zur Entwicklung einer eBusiness-Plattform für freie Theaterensemble und Theater ohne feste Spielstätten vor. Groschwitz erläuterte, dass für das Funktionieren einer solchen Plattform diverse Wissensbestände zusammengeführt werden müssen, da die Existenz und das technische Funktionieren allein noch nicht garantieren würden, dass ein solches Tool auch von potenziellen Nutzer\_innen angenommen werde. Der Fokus des Beitrags lag insbesondere auch auf der Frage, wie der kollaborative Prozess, der mittels eines autoethnografischen Zugangs dokumentiert und analysiert wurde, in der Projektgruppe verlaufen ist und unter welchen technischen Bedingungen dies stattgefunden hat.

In ihrem Beitrag *Demenz und Verbleib in den eigenen vier Wänden. Ein gemeinsames Ziel und (gem-)einsame Wege des Zustandekommens* gab Yelena Wysling (Zürich) Einblick in ihr Dissertationsprojekt. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war das vom Schweizer Bundesgesundheitsamt als „kollaboratives Projekt“ entworfene Strategiepapier „Nationale Demenzstrategie 2014–2017“, das helfen soll, gemeinsam individuelle Lösungen für die Hilfeleistungen für Menschen mit Demenz zu finden. Wie sich der „kooperative Imperativ“ in Sorge-Figurationen des häuslichen Umfelds niederschlägt und wie dabei Aspekte von Macht und

Fürsorge aufeinandertreffen, war ein wichtiger Aspekt in Wyslings Ausführungen. Darüber hinaus beschrieb sie anhand ihres ethnografischen Feldforschungsmaterials Formen von Aushandlungsprozessen und Interaktionen.

Wie können angehende Künstler\_innen auf die Anforderungen in transdisziplinären Projekten vorbereitet werden, wie können sie sensibilisiert werden für die impliziten und unausgesprochenen Regelsysteme, Wissenshierarchien oder Arbeitsteilungen? Dies waren die Ausgangsfragen des Beitrags von *Irene Vögeli* und *Patrick Müller* (beide Zürich) in ihrem Beitrag „*Zusammenarbeiten in der Lehre*“: *MA Transdisziplinarität*. Der an der Zürcher Hochschule der Künste angesiedelte Studiengang zielt darauf ab, Studierende auf die Arbeit in transdisziplinären Konstellationen zu qualifizieren und sie gleichzeitig zu ermutigen, eine eigene künstlerische Autor\_innenschaft zu vertreten, obwohl diese Anforderungen nur allzu oft diametral entgegengesetzt erscheinen. Im selben Panel berichtete Benno Wirz von den Arbeitsformen des interfakultären Masterstudiengangs „*Kulturanalyse*“ der Universität Zürich.

Neben den Vorträgen gab es an beiden Tagen ein Mittagsprogramm. Am ersten Tag gaben *Ute Holfelder* (Klagenfurt) und *Florian Wegelin* (Zürich) Einblick in die von ihnen konzipierte Ausstellung „*Mit Kopfhörern unterwegs*“, die für eine Woche im Collegium Helveticum gastierte. Die Ausstellung war ein Ergebnis des gleichnamigen künstlerisch-ethnografischen Forschungsprojekts an der Universität Zürich. Holfelder und Wegelin beschrieben in ihrer Einführung das auf Dialogizität ausgerichtete Forschungsdesign, welches es ermöglichte, ethnografische und künstlerische Verfahren und Episteme nicht nur zu ergänzen, sondern wechselseitig zu reflektieren und zu erweitern. In der Ausstellung kamen Texte, Bilder, Videos und Klänge zum Einsatz, die Erkenntnisse zu Praktiken des Kopfhörergebrauchs präsentierten und zugleich hybride Formen der Erkenntnisproduktion und -repräsentation sichtbar machten, die in der Verschränkung künstlerischer und ethnografischer Verfahren entwickelt worden waren.

Mit dem dokumentarisch-ethnografischen Film *Schleudertrauma* von *Oliver Becker* und *Torsten Näser* (beide Göttingen) konnte im dichten Vortragsprogramm ein weiterer Kontrapunkt gesetzt werden. Der 2017 fertig gestellte Film untersucht und dokumentiert eine Kooperation zwischen dem „Jungen Theater“ Göttingen und dem Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Göttingen, in der das Theaterstück „Schön, dass ihr da seid“ produziert wurde. Thema des Stücks ist das

Grenzdurchgangslager Friedland in Niedersachsen. Die Frage nach Formen des Zusammenarbeitens zwischen Uni und Theater wird auf drei Ebenen seziert: Auf der ersten Ebene stehen die Interaktionen zwischen Universität und Theater während der letzten vier Wochen vor der Uraufführung im Fokus. Hier wurde deutlich, wie unterschiedliche Routinen, Arbeitsethiken und Hierarchieverständnisse zu Konflikten führen können, die wiederum Reflexion und Positionierungen nach sich ziehen. Auf der zweiten Erzählebene kommen die Beteiligten aus der Retrospektive zu Wort und versuchen die durchlebten Spannungen in einen Diskurs zu überführen. Die dritte Ebene der filmischen Erzählung zeigt Ausschnitte aus dem fertigen Theaterstück. Der Film ist dabei zugleich Dokumentation eines kollaborativen Prozesses wie er den Protagonist\_innen als Instrument dient, den laufenden Prozess zu reflektieren.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Workshop aufgrund seiner Breite eine Vielzahl an Anknüpfungsmöglichkeiten für diverse Forschungsfelder mit den verschiedensten Kooperationspartner\_innen ermöglicht hat. Formen des Zusammenarbeitens wurden sowohl theoretisch als auch methodologisch, hinsichtlich ihrer epistemischen Potenziale und nicht zuletzt der praktischen Umsetzung diskutiert. Dies ist äußerst verdienstvoll vor dem Hintergrund, dass im Zuge vielfältiger Entgrenzungsprozesse die Anzahl kollaborativer Projekte weiter zunehmen wird und zunehmen muss, Außenstehende aber oft begrenzt Einblick in die tatsächlich Praxis des Zusammenarbeitens erhalten. Der Workshop hat aber auch ergeben, dass eine Fortsetzung des Nachdenkens über Formen der Zusammenarbeit dringend geboten ist. So zeigt sich in der Gesamtschau der Beiträge, dass eine Schärfung der Begrifflichkeiten hilfreich wäre. Nicht nur werden Begriffe wie Inter-, Trans- oder Pluridisziplinarität sehr unterschiedlich verwendet, auch die Bezeichnungen für die verschiedenen Formen des Zusammenarbeitens erscheinen disparat. Vielleicht wiederum – so lässt sich resümierend fragen – ist aber auch eine jeweils auf die spezifischen Projektkonstellationen und -anforderungen abgestimmte Begriffsarbeit vonnöten, so dass wir weiterhin von Kooperationen / Kollaborationen / Ko-laborationen / Ko-Produktionen sprechen sollten?

Eine überarbeitete Auswahl der Beiträge erscheint 2019: Stefan Groth, Christian Ritter (Hg.): *Zusammenarbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*. Bielefeld: Transcript.

*Ute Holfelder*

Tagungsbericht „Wie kann man nur dazu forschen? –  
Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“,  
Innsbruck, 3.–5. November, Universität Innsbruck

---

Vom 03. bis 05. November 2017 fand an der Universität Innsbruck die Tagung „Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“ statt. Die Ausrichter *Timo Heimerdinger* (Innsbruck) und *Marion Näser-Lather* (Marburg) eröffneten die Tagung unter dem Titel *Gute Themen, schlechte Themen* und stellten ihr Anliegen heraus, sich mit den Mechanismen, Argumentationen und Diskursen befassen zu wollen, nach denen im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde Themen ausgespart, abgewehrt, gemieden oder gar verschmäht werden. Aus der Erfahrung, dass manche Themen argwöhnisch betrachtet werden und andere nicht, stellt sich die Frage nach einer unsichtbaren (und unsagbaren) negativen Programmatik im Fach. Obwohl die Europäische Ethnologie eine thematische Bandbreite und ein geeignetes Methodenrepertoire biete, würden also manche Themen marginalisiert und tabuisiert. Warum ein Thema nicht bearbeitet oder aussortiert werde, sei aber meist nicht nachzuvollziehen, denn üblicherweise würde nur begründet, warum ein Thema behandelt wird. Die Frage, welche Themen als bearbeitbar gelten, ist für viele akademische Bereiche wichtig, angefangen von der Sprechstunde, in der ein Hausarbeitsthema akzeptiert oder abgelehnt wird, bis hin zur Konzeption und Bewilligung großer Forschungsprojekte. Heimerdinger und Näser-Lather stellten als Thesen sechs Kategorien der Themenabwehr auf: Unergiebigkeit, Langeweile und Desinteresse, Nutzlosigkeit, Ekel, moralische Verwerflichkeit und methodische Unzugänglichkeit. Damit setzten sie fruchtbare Impulse für Dialoge und Gespräche.

*Kaspar Maase* (Tübingen) konnte nicht anwesend sein, seinen Vortrag ‚*Volk und Kunst: ein Thema des 18. Jahrhunderts als Gegenstand ‚positiver Anthropologie‘ im 21. Jahrhundert?*‘ las Silke Meyer vor. In diesem skizzierte Maase eine fachliche und seine eigene Themenpolitik, ihre Traditionslinien und schließlich das Konzept der „positiven Anthropologie“ in der Hoffnung, seine eigenen Legitimationsprobleme zu verringern. Die ästhetische Dimension moderner Alltage und die Rolle der Massenkünste seien zwar im Rahmen der Populärkulturforschung akzeptiert, diese zähle allerdings selbst nicht zum Proprium des Faches. Seine Forschungen würden kaum Diskussionen hervorbringen. Den

bereits publizierten kritischen Anstößen von Silke Göttisch, sich eher auf die Kontexte ästhetischer Werke zu beziehen, hielt er entgegen, dass damit die Dimension des ästhetischen Erlebens aus der Forschung verschwinden würde. Abschließend erläuterte er, wie mit dem Ansatz der Kulturanthropologin Sherry B. Ortner, dem hässlichen Bild der Wirklichkeit ein hoffnungsvolles hinzugefügt und der Frage nach der sinnlichen Glückseligkeit im Leben der Menschen ein anerkannter Platz in der Europäischen Ethnologie gegeben werden kann.

Im Anschluss berichtete *Jens Wietschorke* (München/Wien) in seinem Beitrag *Does that matter? Wissensanthropologische Überlegungen zum Relevanzkriterium in der kulturwissenschaftlichen Forschung* anschaulich aus dem eigenen erlebten Wissenschaftsalltag, wie die Ablehnung von Forschungsarbeiten durch das Argument „Das interessiert mich nicht!“ irritieren, verunsichern, aber auch beflügeln kann. Das Fach gleicht einem unendlichen Universum an Themen. Aber welches erfüllt die Kriterien der oft zitierten Legitimationsbegriffe „spannend“ und „interessant“? Kann nicht jeder Forschungsgegenstand durch die Alchemie der Volkskunde in Gold verwandelt werden? In Rückbezug auf Timo Heimerdingers „Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit“<sup>1</sup>, sprach Wietschorke konstruktiv und überzeugt von der Nützlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Der Legitimationsdruck der Kulturwissenschaften in Förderungsprozessen führe zu einem Umbruch der Wertungskultur, so dass stets eine „aufregende“, „innovative“ und „anschlussfähige“ Forschung betrieben werden müsse. Schwierig sah er die Werturteilsfreiheit, da jede vorgenommene Themensetzung ein Statement sei. Wietschorke plädierte für eine Mischung aus intellektueller Distanz, Methodenvielfalt, den Verzicht auf letztgültige Erkenntnisse und eine antidogmatische Haltung. In der Diskussion wurde betont, das Ideal der Werturteilsfreiheit hochzuhalten sei genauso wichtig wie eine ergebnisoffene Forschung.

*Stefan Groth* (Zürich) referierte unter dem Titel *Makro-Trends als Forschungsthema? Europäisch-ethnologische Themenbegrenzung am Beispiel der ‚Mitte‘* über Forschungstheorien zur „angenommenen Mitte“. Neben der Diskussion über die Annahme eines Durchschnittes in verschiedenen Praxisfeldern, dem Rückbezug der Forschung auf diese und der Frage

1 Timo Heimerding: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 71, 120, 2017, S. 81–90.

nach der Grundlage dieser konstatierten Mitte mittels empirischer oder quantitativer Daten stellt sich auch die Frage nach Veränderungen der Mitte. In diesem Spannungsfeld zwischen Mitte, verschiedenen Theorien, qualitativen und quantitativen Basisdaten, der Verortung in Entdeckungs- und Begründungszusammenhängen sowie den Paradoxien, dass die Europäische Ethnologie als induktive Wissenschaft von starken Vorannahmen geprägt ist und, dass gerade die „Mitte“ lange Zeit nicht das Forschungsfeld der Europäische Ethnologie war, konstatierte Groth drei Punkte für situative Rejustierungen themenpolitischer Möglichkeiten: Erstens wäre zu beleuchten, wie auf Trends Bezug genommen wird, und ob sie genutzt werden, um Relevanz zu erzeugen. Zweitens regte er an, durchaus die von anderen Disziplinen bereits vorhandenen quantitativen Datenerhebungen für eigene Analysen zu nutzen und möglicherweise sogar als Korrektiv zu verwenden und drittens zu bedenken, wie durch den Umgang mit Trends manche Themen ausgespart bleiben.

*Christine Bischoff* (Hamburg) gab in ihrem Vortrag *Nobilitierung von Erfahrungswissen – Methodenkompetenz als Programmatik in der Europäischen Ethnologie?* zu bedenken, dass angesichts der vielfältigen Themen in unserem Fach, die Methoden am sichersten erschienen, um eine Verständigung über das Fachprofil zu erreichen. Methoden sind ihrer Meinung nach jedoch politisch und moralisch aufgeladen. Sie zeigen, wie Wissenschaft generiert wird, verdeutlichen Transparenz, bestimmen, was zum Gegenstand der Wissenschaft wird und legen legitime Forschungsmotivationen und -ziele fest. Intensiv erläuterte sie, wie die Bedeutung von Erfahrungswissen sich wandelte. Problematisch sei das Forschen in einer Wissensgesellschaft vor allem deshalb, weil das routinierte Erfahrungswissen eine zeitaufwändige Wissensproduktion ist, aber gesellschaftlich und bei Geldgebern eine veränderliche Schnellebigekeit gefordert wird. Die Nützlichkeit des Wissens zeige sich eben nicht im Moment seiner Herstellung, sondern erst in seiner Folge. Als autorisierende Legitimationsformen dienen die aufgewerteten Methoden der Selbstautorisierung und Inszenierung gegenüber Öffentlichkeit und Politik, sie signalisieren die Bemühungen, gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden und zugleich der Wissenschaftlichkeit verpflichtet zu bleiben. Fachliche Hand- und Methodenbücher bezeugen, dass der Zusammenhalt einer Disziplin auch über Methoden stattfindet.

Sehr kurzweilig und mit bildhaften Auszügen aus ihrem Forschungstagebuch gespickt berichtete anschließend *Lydia Maria Arantes* (Graz) über *Das Stricken als volkskundlich-kulturanthropologischer Forschungsgegenstand*.

*Ein leidiges Thema*; Eindrucksvoll beschrieb sie die ihrem Thema entgegenschlagende Ablehnung: Die „Renaissance der Handarbeit“, gedacht als „ein schönes friedliches Forschungsfeld“, war für das Fach mit seinen Altlasten überhaupt nicht konfliktfrei. Entweder wurde ihr Forschungsgegenstand gar nicht oder zu ernst genommen. Dies führte soweit, dass sie selbst eine regelrechte Abneigung entwickelte: Strickmützen verfolgten sie überall hin und Strickwaren stolzer Strickerinnen wurden plötzlich wertend von ihr wahrgenommen und beschrieben. Durch Selbstreflexion, Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte, internationalen Zuspruch und mit Hilfe der Ethnopschoanalyse fand Arantes schließlich fruchtbare Wege aus ihrem Dilemma und den „Verstrickungen“.

Nach der Mittagspause aktivierte *Jonathan Roth* (Mainz) das Publikum mit Darth Vader zum Thema *Die dunkle Seite der Macht. Themenpolitik zu politischen Themen*. Gleich mehrere Schwierigkeitskategorien trafen bei ihm zu: erstens forsche er über ein politisches Thema, nämlich Parteien, und zwar zweitens zu einer Partei, also zur Domäne der Machthaber und nicht zur regierten „Bevölkerung“. Erschwerend komme drittens hinzu, dass er dieser Partei selbst angehört. Politisch Forschen erfolgt in der politischen Anthropologie entweder im Rahmen von Politik und Macht oder von Politik und Alltag. Letzteres ist auch Gegenstand in der Europäische Ethnologie. Keine der beiden Perspektiven lege aber den Fokus konkret auf Parteien, sondern vielmehr herrsche ein Verständnis von entstaatlichter Politik, mit dem in den klassischen Arenen der Politik mit Skepsis und Distanz begegnet wird.

Im Anschluss widmete sich *Bernd Jürgen Warnken* (Tübingen) dem Thema *Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an ‚konventionellen‘ Unter- und Mittelschichten*. Er stieg mit der Frage ein „Was ist in Frankreich, Österreich und Deutschland los?“ und verdeutlichte, dass der Ausruf „Wir sind das Volk!“ vor allem vom Volk ohne Abitur komme. Zugleich gäbe es den Ruf der Öffentlichkeit nach Forschung, die die hier sichtbaren Mentalitäten zu erklären vermag. Sehr anschaulich und überzeugend erläuterte er, wie sich im Fach die einstige Hinwendung zu den Unterschichten wandelt und diese als abstoßend empfunden wird, weil in diesen Milieus offenbar allzu sehr gegen die ökologischen, die feministischen und antirassistischen Positionen verstoßen wird, denen sich die ForscherInnen verpflichtet fühlen. Es gibt vereinzelte Arbeiten, die Jugendkultur teilweise gegen Vorurteile verteidigen, aber es fehle an weiteren Studien zu älteren Personen mit einer nur „dünnen Schicht zivilisatorischen Patina“. Aber wer stehe

schon gerne bei den Hooligans in der Fankurve oder interviewt Pegida-Anhänger bei einem Protestmarsch? Nötig sei eine langfristige Schwerpunktbildung mit überlokaler Kooperation und lokaler Konzentration. Immerhin gibt es öffentliche Bekundungen seitens des Faches gegen die politische Instrumentalisierung von „Heimat“, „Kultur“ oder „Identität“. In der Diskussion wurde angesprochen, dass weder Rechtsradikale noch Pegida-Anhänger in unsere Vorinterpretationsfilter „Helden“, „Schurken“ oder „Opfer“ passen. Angeregt wurde, den Aufklärungshabitus zu verlassen und stattdessen einfach nur zuzuhören. Auch Ängste, sich im Feld zu kontaminieren oder Ergebnisse zu produzieren, die von den „Faltschen“ genutzt werden könnten, wurden erwähnt. Grundlegend ergänzte Warneken, dass in unserem Fach „Alltag“ kaum untersucht wird. Wir untersuchen das Singen, nicht das Grölen und wir haben nach wie vor stets eine Nähe zur „Hochkultur“.

*Andreas Hartmann* (Münster) regte die Diskussionen mit seinem Vortrag *Ethos und Eros volkskundlichen Fragens* ganz besonders an, denn sein gewitzter Vortrag wurde vom Plenum ganz unterschiedlich aufgefasst. Seiner Meinung nach könne man erfreulicherweise seit einigen Jahren wieder „Volkskunde“ sagen, ohne den Verdacht der Rückständigkeit auf sich zu ziehen. Das Tagungsthema sei ein ganz gelungener Schachzug, denn die Fragestellung sei nicht nur innovativ, sondern gehöre zugleich einer bewährten Fachtradition an, nämlich der Selbstreflexion und damit der Aufarbeitung der Vergangenheit. Im Laufe des Beitrags wurde nicht gespart an kritischen Impulsen bezüglich der Sucht nach dauernder Reflexion, den Metadiskursen über die Diskurse und der Problematik, dass unklar sei, welches Wissen eine volkskundliche Expertise ausmache. Von einer einst klar definierten Rolle der guten und moralischen Volkskunde, über die Problematik eines neuen Vokabulars wie „popular“, „Praxen“ und „doing“ hin zur Umbenennungswelle des Faches postulierte er schließlich das Ende der historischen Volkskunde, was vom Publikum als Abgesang auf das Fach aufgefasst und kritisch diskutiert wurde. Hartmann stellte klar, dass er nicht das Fach dem Untergang geweiht sehe, sondern dass aus der klassischen Volkskunde nun eine transformierte Wissenschaft von der Kultur geworden sei. Nach Heimerdinger gehöre das „grimmige Blättern im Familienalbum des Faches zur fachlichen Sozialisation dazu“. Hartmann ergänzte, es wäre hilfreich, wenn es im Fach ein konsensfähiges Feld an Forschungsgegenständen gäbe, denn Methoden und Begriffe können nicht die Essenz einer Wissenschaft sein, sie seien lediglich Arbeitsinstrumente.

Sarah Kleinmann (Dresden) und Merve Lühr (Dresden) berichteten in ihrem Beitrag *Psychoanalyse in der Europäischen Ethnologie!? – Auf den Spuren einer Theorie und Methode* über ihre Suche nach psychoanalytischen Ansätze und dem Umgang mit Sigmund Freud und seinen Schriften im Fach. Beide forschen derzeit nicht psychoanalytisch. Sie gaben einen historischen Überblick für die Zeit um 1900, die NS-Zeit, die Wiedereinbeziehung von psychoanalytischen Ansätzen und diagnostizierten durch eigene Beobachtungen eine Randständigkeit. Letztere relativierten sie im Laufe ihrer Recherchen, da es doch einige FachvertreterInnen gibt, die die Psychoanalyse als theoretischen Zugang aufgreifen. Für ihre These der Ablehnung psychoanalytischer Reflexionen und Freuds nannten sie als Beispiel u. a. die Sorge von ForscherInnen, sich mit dieser unpräzisen Wissenschaft angreifbar zu machen. Die Diskussion betonte die Umstrittenheit der Psychoanalyse und äußerte Bedenken in der Anwendung ohne entsprechende Ausbildung. Zu klären wäre zunächst, ob die Psychoanalyse als Erhebungs- oder Auswertungsinstrument oder als historisch verortetes kulturtheoretisches Konzept nach Freud Anwendung finden soll? Die erwähnte Randständigkeit sei der angemessene Ort für eine Nachbardisziplin, denn die Psychoanalyse habe in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde die Funktion einer Hilfswissenschaft. Es wurde vorgeschlagen, in Forschungsfragen lieber genauer die Lücke zu beschreiben und zu erläutern, wo wir mit unseren Methoden nicht weiterkommen, bevor wir diese Lücke mit Hilfe der Psychoanalyse zu schließen versuchen.

Karl Braun (Marburg) führte auf amüsante und zugleich fachlich ganz wunderbar fundierte Weise in seinem Vortrag *Die Zipfelmütze erforschen? Longue duree – Pathosformel – Hermeneutik* vor Augen, wie die Zipfelmütze vielleicht zunächst als Forschungsgegenstand uninteressant erscheine, aber sich während der Beschäftigung mit dieser verschiedene, zum Teil unterschwellige Bedeutungsebenen herauskristallisierten, die sich im kulturhistorischen Spannungsfeld von Er- und Entmächtigung bewegen. So spannte Braun seinen Beitrag von der phrygischen Mütze bis zur Mütze mit goldenem Boller des Stars Tommy in der Rockoper von *The Who*. Er wies darauf hin, wenn sich durch zeitgenössische Forschungsansätze keine ausreichend empirische Basis generieren lasse, sei es hilfreich, ikonografisch vorzugehen. Die Ikonografie ist für Braun eine diskursanalytische Vorgehensweise, und er ermutigte dazu, die Scheu im Fach vor historischer Tiefe diskursanalytisch zu überwinden.

Während in anderen Beiträgen eine zu große Nähe zum Feld oder eine eigene Betroffenheit als problematisch angesehen wurde, war es bei

*Cornelia Renggli* (Zürich) und ihrem Vortrag *„Behinderung? Das ist doch eher was für die Sonderpädagogik.“ Plädoyer für eine thematische Offenheit der Europäischen Ethnologie* genau umgekehrt. Wie kann eine Nicht-Betroffene über Behinderung forschen? Das Fach selbst sprach sich dabei die Zuständigkeit für Behinderung ab, das sei doch eher etwas für die Sonderpädagogik oder die Medizin. Renggli plädierte für eine thematische Offenheit und betonte, dass gerade die Diversität eine Stärke des Faches sei. Wenn wir uns in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde dafür interessieren, wie die Menschen ihr Leben leben, dann müssen wir auch eine Vielfalt an Themen zulassen. In der Diskussion wurde angesprochen, dass die Disability Studies mittlerweile ein anerkanntes Feld in unserem Fach sind und nicht negativ behaftet wären. Diskutiert wurden verschiedene Ebenen von Verantwortung sowie der Punkt der Betroffenheit. Moralische Aspekte, Kontaminationsvermutungen, Abstandsverluste, Traumatisierung oder Irrationalität können eine Rolle für die Frage spielen, wann eigene Betroffenheit zum Forschungsproblem wird.

*Karin Bürkert* (Tübingen) erläuterte eindrucksvoll in ihrem Referat *„Von ‚Harakiri‘ und gefährlichen Menschen“ – Überlegungen zum Wagnis der (Brauch-) Forschung im gesellschaftlichen Auftrag*, dass heute im Fach, trotz aller Abkehr vom Volksleben, Brauchforschung betrieben werden kann – nur eben anders. Nach wie vor wirksam ist eine Abwehrhaltung gegenüber angewandter Brauchforschung. Diese ist jedoch auch heute lohnenswert, nur müssen im Vorfeld Kontexte, Erwartungen und Rollen aller Beteiligten besprochen werden. Bräuche sollten nicht nur beschrieben werden, sondern die Verflechtungen politischer, ökonomischer und sozialer Sphären des Alltags aufzeigen. In der Diskussion wurde auf die USA verwiesen, in denen, trotz ebenfalls belasteter Fachgeschichte, *applied folklore* institutionalisiert und positiv besetzt betrieben werden kann, weil ein anderes Fach- und Wissenschaftsverständnis zu Grunde liegt. Intensiv beratschlagt wurde der Umgang mit Anfragen von Medien und welche Inhalte hier vermittelt werden können. Wichtig sei nicht, woher der Osterhase komme, sondern warum wir ihn brauchen. Deutlich zurückgewiesen wurde, dass Brauchforschung bereits ausgeforscht sei.

Abschließend berichtete *Mirko Ublig* (Mainz) über *Lachen im, mit und über das Feld? Über das legitime und illegitime Verhältnis zu Forschungsfeld und -gegenstand*. Lachen sei ein befürworteter Kontrollverlust und ein Zeichen wertender Menschen. In der Feldforschung gibt es verschiedene Lachkontexte. So kann erstens das Feld über den Forscher lachen, möglicherweise lacht dieser hier auch mit. Gelacht wird auch über gemeinsame

Erlebnisse und Gespräche darüber, eine emotionale Öffnung zum Feld wird heute nicht mehr als wissenschaftlich inadäquates Verhalten disqualifiziert. Zweitens gibt es ein Lachen im Sinne des Feldes. Wenn Akteure eine ironische Haltung zu sich selbst und zu ihrer Gruppe pflegen, sollte dies in die kulturwissenschaftliche Deutung einfließen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unseriös zu wirken. Das Lachen über das Feld kann drittens als Abwehrmechanismus der EthnologenInnen verstanden werden, bei dem spontaner Spott und keine kalkulierte Diffamierung geäußert wird. In der Diskussion wurde vermutet, dass wir vor allem mit Informanten lachen, um Nähe zu erzeugen. Thematisiert wurde auch die problematische Situation, wenn man als Forschende mit AkteurInnen im Feld über andere AkteurInnen im Feld lacht – oder lachen muss.

Den Organisatoren der Tagung ist es gelungen, eine angenehme und offene Atmosphäre zu schaffen, in der Fragen und Probleme ausgiebig und intensiv, auch kontrovers und insgesamt sehr fruchtbar diskutiert wurde. Die Europäische Ethnologie/Volkskunde zeigte sich erneut als äußerst selbstkritische Disziplin. Sie sollte darüber hinaus jedoch nicht die sinnlich-schöne Seite des Alltags und das Lachen vergessen. Eine Publikation der Beiträge wäre sehr wünschenswert und ist geplant.

*Diana Egermann-Krebs*

Tagungsbericht „Kontaktzonen‘ und Grenzregionen.  
Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven“  
des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde,  
Dresden, 23.–24. November 2017,  
Sächsisches Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv

---

„Contact Zones“ definierte die Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt 1992 als „social spaces where disparate cultures meet, clash, and grapple with each other“<sup>1</sup>.

Das Konzept der „Kontaktzonen“ wurde seither in den Sozial- und Geisteswissenschaften breit rezipiert und stand im Mittelpunkt der

1 Mary Louise Pratt: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London 1992, S. 4

Konferenz „Kontaktzonen‘ und Grenzregionen. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven“, die das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) am 23. und 24. November 2017 im Sächsischen Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv in Dresden ausrichtete. Dabei bildete die Tagung in Hinblick auf die Begegnung unterschiedlicher Sprachen, Disziplinen und Perspektiven selbst eine Art Kontaktzone. Da keine Simultanübersetzung ermöglicht werden konnte, boten die Organisatorinnen ein zweisprachiges Abstractheft und eine „Flüsterübersetzung“ während der Diskussionen an.

Nach Grußworten von *Peter Wiegand*, dem Leiter des Sächsischen Staatsarchivs-Hauptstaatsarchiv, und *Winfried Müller*, dem geschäftsführenden Direktor des ISGV, konturierte *Ira Spieker* (Dresden) das Konzept der Kontaktzonen im Eröffnungsvortrag der ersten Sektion. Spieker betonte die Prozesse wechselseitigen sozialen Austauschs, die zur Entstehung von Kontaktzonen führten. Anhand der Teilaspekte Raum, Macht und Übersetzung zeigte sie das Konzept als Analyseinstrument für einen akteurszentrierten Zugang zu Grenzräumen auf. *Dominik Gerst* und *Hannes Krämer* (Frankfurt/Oder) fragten in ihrem Beitrag am Beispiel der engen Nachbarschaft von Frankfurt/Oder und Ślubice nach den methodologischen Prinzipien kulturwissenschaftlicher Grenzforschung. Sie forderten dazu auf, „Grenzen von der Grenze her zu untersuchen“ und dabei gleichsam Verbindendes wie Trennendes in den Blick zu nehmen. Die Europastadt Gubin-Guben stellten *Dorota Bazuń* und *Mariusz Kwiatkowski* (Zielona Góra) als Kontaktzone vor. Sie präsentierten erste Ergebnisse ihres aktuellen Forschungsprojekts, das nach wechselseitigen Wahrnehmungen im deutsch-polnischen Grenzraum fragt. Dabei beobachteten sie im Kontext der aktuellen Fluchtbewegungen nach Europa eine Verschiebung von Fremdheitsdeutungen und zugleich einen politischen Wechsel vom Konflikt- zum Angstmanagement.

In der zweiten Sektion zeichnete *Norbert Haase* (Dresden) die Genese des Europäischen Zentrums für Erinnerung, Bildung, Kultur/Meetingpoint Music Messiaen in Zgorzelec nach. Das Areal des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers Stalag VIII A wurde ab 2006 zum Erinnerungs- und Begegnungsort mit einem stark musikbezogenen Vermittlungsansatz (aufgrund des prominenten, dort gefangenen Komponisten Olivier Messiaen) entwickelt. Haase präsentierte die Entstehung als (durchaus nicht konfliktfreien) gemeinsamen deutsch-polnischen Prozess der Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte. In seinem Beitrag nahm *Michal Tošner* (Hradec Králové) die Euroregion Glacensis als tschechisch-polnische

„Kontakt- und Konfliktzone“ in den Blick. In seinem anvisierten Forschungsprojekt wird er in der Region um die niederschlesische Stadt Kłodsko die praktischen, sozialen und politischen Effekte der grenzübergreifenden (Förder-)Politiken empirisch analysieren.

Den Auftakt der dritten Sektion bildete der Vortrag von *Hana Daňková* (Prag) über das „Hotel Sudety“ im tschechischen Chomutov. Das Hotel, in dessen Zimmern, Hausfluren sowie der Bar anhand von historischen Abbildungen die deutsche Vergangenheit der Region thematisiert werde, sei eine besondere und zugleich problematische Kontaktzone. Anders als intendiert spreche es kaum deutsche Gäste an, rufe allerdings, empörte Reaktionen bei der Bevölkerung hervor, während tschechische Gäste allein aufgrund der günstigen Lage, nicht wegen des historischen Vermittlungsanspruchs kämen. Lehrpfade im tschechisch-deutschen Grenzgebiet stellte *Karolína Pauknerová* (Prag) als materialisierte Kontaktzonen dar. Die zweisprachigen Tafeln entlang zweier exemplarisch ausgewählter Lehrpfade verknüpften Landschaft und Historie und gäben so (auch in ihrem Wandel) Einblick die jeweiligen Lesarten und (Re-)Präsentationen von Geschichte. Den Abschluss des ersten Veranstaltungstags bildete der Vortrag von *Sarah Kleinmann* und *Arnika Peselmann* (Dresden). Sie stellten das der Konferenz zugrundeliegende Forschungsprojekt vor, das Kontaktzonen im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum am Beispiel formalisierter grenzüberschreitender Kooperationen untersucht. Als besondere Stärke des „Kontaktzonen“-Modells akzentuierten sie dabei die Verbindung sozialer Differenz bzw. Nähe mit Raumkonzepten.

Die vierte Sektion und damit der zweite Konferenztag begannen mit einem Beispiel der literarischen Verarbeitung des Themas der bürokratischen Kontaktzone. *Kaleigh Bangor* (Nashville) gab Einblick in einige Aspekte ihrer Dissertation zu Joseph Roth und schilderte dessen Wahrnehmungen der zunehmenden Bürokratisierung von Grenzen beim Reisen im zeitgenössischen Europa. Um ethnografische Filme als Medien einer Kontaktzone ging es im Vortrag von *Torsten Näser* (Göttingen). Er legte am konkreten Beispiel die Konflikte sowie Prozesse der „gelebten Praxis“ als Formen impliziter und expliziter Aushandlungen der Kontaktzone dar. Dabei forderte er, den „Schleier der harmonischen filmischen Feldforschung“ endlich zu lüften, der den Blick auf die komplexen Prozesse der Ethnografie verstelle.

In der fünften Sektion standen Museen im Mittelpunkt. *Susannah Eckersley* (Newcastle) präsentierte zwei Forschungsprojekte zu musealen (Re)Präsentationen von Migration. Dabei identifizierte sie drei

dominante Zugänge der untersuchten Museen zum Themenfeld Zwangsmigration: ‚neutral‘: „Es ist passiert“; ‚situated‘: „Es passierte hier und es veränderte den Ort“ sowie ‚mnemonic‘: „Es passierte hier, uns. Wir erinnern es“. Anhand der musealen Beispiele forderte Eckersley dazu auf, das Kontaktzonen innewohnende Konfliktpotenzial nicht außenvorzulassen. Kulturanthropologische Museen als Kontaktzonen thematisierte *Elisabeth Tietmeyer* (Berlin). Anhand von Beispielen aus der eigenen musealen Praxis am Museum Europäischer Kulturen in Berlin zeichnete sie Möglichkeiten und Grenzen partizipativer Methoden und Angebote nach. Dabei wurde deutlich, dass derartige Formate vielfältige Lernprozesse erforderten und auslösten: auf Seiten der Museumsschaffenden ebenso wie auf Seiten der Gäste.

*Rita Sanders* (Köln) fragte in der sechsten Sektion ausgehend von Feldforschungsergebnissen nach Kontakten und Formen der Abgrenzung in der russischen Exklave Kaliningrad. Die Region sei durch einen fast vollständigen Austausch der Bevölkerung am Ende des Zweiten Weltkriegs geprägt – bis heute. Sanders verwies insbesondere auf Alteritätskonstruktionen, die mit dem Zeitpunkt der Immigration verknüpft werden. Die ländlichen Peripherien Westböhmens als multiple kulturelle Kontaktzonen standen im Mittelpunkt des Vortrags von *Anja Decker* (München): Sie stellte ebenfalls ihre Feldforschungsergebnisse vor und zeichnete den Zuzug von Kreativen aus urbanen Milieus und dessen Einfluss auf Handlungsspielräume und Selbstwahrnehmung der Ortsansässigen nach.

Die Abschlussdiskussion diente der Verknüpfung der in den Beiträgen genannten Einzelaspekte und stellte nochmals die Vielschichtigkeit des Konzepts der Kontaktzonen heraus. Arnika Peselmann und Sarah Kleinmann betonten die Anwendbarkeit des Modells für unterschiedlichste Forschungsfelder und seine Eignung dafür, insbesondere soziale Gefüge in Grenzgebieten als komplexe, temporäre sowie fluide Netzwerke mit verdichteten Knotenpunkten der Interaktion und „Partial Connections“ (Marilyn Strathern) zu verstehen. Zudem legten sie das Potenzial für kritische Selbstreflexion in ethnografischen Forschungen dar. Zugleich müsse das Konzept aufgrund der mit ihm einhergehenden starken Assoziationen für Fallstudien unbedingt präzisiert und theoretisch geschärft werden. Sie fragten daher abschließend: Stellt nicht jede zwischenmenschliche Begegnung eine Kontaktzone dar? Wie konstitutiv sind Spannungen und Konflikte für Kontaktzonen? Was unterscheidet sie von ‚Komfortzonen‘?

Insgesamt hat die Konferenz die Bedeutung der Kontaktzonen als multidimensionale Denkfigur in den Sozial- und Geisteswissenschaften anhand zahlreicher Beispiele nachdrücklich aufgezeigt, dabei Möglichkeiten der Umdeutung sichtbar gemacht und zur Weiterentwicklung angeregt.

*Uta Bretschneider*

**Tagungsbericht „Orientieren & Positionieren, Anknüpfen  
& Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde /  
Kulturwissenschaft in Europa nach 1945“**

Wien, 16.–18.11.2017, Österreichisches Museum für Volkskunde

---

Vom 16.–18.11.2017 fand im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien die von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) und dem Verein für Volkskunde (VfV) organisierte Tagung *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde / Kulturwissenschaft in Europa nach 1945* statt. An der international ausgerichteten Tagung, die auch englischsprachige Vorträge umfasste, nahmen neben KollegInnen aus der Schweiz und Österreich auch jene aus Deutschland, Estland, Slowenien und Tschechien teil. Das Programm wurde durch eine Posterausstellung von Hamburger Studierenden und einer Führung durch die Ausstellung *heimat:machen. Das Volkskundemuseum in Wien zwischen Alltag und Politik* im Volkskundemuseum sowie durch einen Empfang der Schweizer Botschaft im Museum und einem der Stadt Wien beim Heurigen ergänzt.

Ziel der Konferenz war es, zentrale Aspekte der Internationalisierung bzw. Europäisierung, von nationaler und regionaler Konzeption von fachlichem Wissen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kulturwissenschaftlich zu reflektieren. Die OrganisatorInnen Birgit Johler, Magdalena Puchberger und Konrad Kuhn (Sabine Eggmann musste leider kurzfristig absagen) nahmen die diversen Schweiz-Bilder – die Schweiz als neutrales Land und von Winston Churchill als Urdemokratie bezeichnet – zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, um die Prädestination der (neutralen) Schweizer Volkskunde als Vorbild für die

Formierung und Konzeption des fachlichen Wissens in Österreich und Deutschland nach 1945 zu belegen. Richard Weiss und sein Werk „Volkskunde der Schweiz“ von 1946 war in den NS-korruptierten Ländern Maßstab für eine Neuausrichtung und -konzeption des Faches sowohl in methodischer als auch in epistemologischer Hinsicht.

In seinem Grußwort erläuterte Direktor Matthias Beitz die wechselvolle Geschichte des Tagungsorts und seine künftige Rolle innerhalb der Wiener Museumslandschaft als (politischem) Ort für transparente, mutige und moderne Inszenierungspraxen.

Im Eröffnungsvortrag *Internationalisierungsprozesse in der Volkskunde /Europäischen Ethnologie nach 1945 – Bedeutungen, Chancen, Grenzen* näherte sich Anita Bagus (Jena) dem komplexen Desiderat der internationalen Fachgeschichtsschreibung mit einem speziell deutsch-deutschen Blick während der Ära des Kalten Krieges. Sie zeichnete die Entwicklung diverser Fachverbände (CIAP, SIEF, IUAES und ISFNR) nach und zeigte, wie AkteurInnen als Mitglieder sowohl einer nationalen als auch einer internationalen Scientific Community jeweils unterschiedliche Strategien und Ziele verfolgten, die eine vertrauensvolle internationale Zusammenarbeit oftmals erschwerten. Mit der Dekonstruktion des Aufbaus der Mitgliederstruktur und der Frage nach Kräfteverhältnissen und Machtstrukturen, die inhaltliche Standards festlegen, machte Anita Bagus deutlich, wie stark der Grad der Internationalisierung von einzelnen Persönlichkeiten und deren individuellen (Forschungs) Interessen abhängt.

Helmut Groschwitz (Berlin) eröffnete das erste Panel *Volkskundliche Großprojekte zwischen Nationalisierung und Internationalisierung* mit einem Vortrag zu *Neukartierungen der Kultur*, in welchem er der Rolle der Atlasprojekte bei der Re-Formierung der Volkskunde nach dem Zweiten Weltkrieg nachging. Er erläuterte die Entwicklungslinien am Beispiel des viel diskutierten und rezipierten Großprojekts *Atlas der deutschen Volkskunde* und ging auf die schwelenden Konflikte zwischen angewandter und wissenschaftlicher Volkskunde ein. Groschwitz zeigte auf, wie große Diskrepanzen und Uneinigkeit hinsichtlich einer inhaltlichen und methodischen Neuausrichtung sowie das Festhalten an überholten Konzepten der Kulturraumforschung eine erfolgreiche Fortschreibung des Projekts verhinderten.

Benno Furrer (Zug) stellte das Langzeit- und Großprojekt *Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz* vor, das 1948 von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde initiiert wurde und 2018/19 mit der letzten von insgesamt 38 Publikationen abgeschlossen sein wird. In den

ersten Jahren lag der Forschungsschwerpunkt auf Brauch-, Handwerks- und Dialektforschung und weniger auf der Hausforschung. Inzwischen haben sich neue Perspektiven und Schwerpunkte wie etwa die Bau- und Besitzergeschichte sowie wirtschafts- und sozialhistorische Fragestellungen entwickelt. Desiderate sind Konzepte für die Inwertsetzung national und europäisch bedeutender Bauernhäuser oder die Auswertung von Privatarchiven zum bäuerlichen Alltag. Furrer ging außerdem auf die Ambivalenz zwischen Bauernhausforschung, Denkmal- und Heimatschutz und die damit einhergehende Problematik bei der Feldforschung und Dokumentation ein.

*Jiri Woitsch* (Prag) erläuterte in seinem Vortrag *Comparative study of material culture in 1960s – an important chapter in the history of ethnology in Europe* Forschungsansätze zur materiellen Kultur in den 1950er und 1960er-Jahren in Zentral- und Osteuropa. In diversen Kooperationsprojekten entwickelten sich personenbezogene, internationale Netzwerke, die aber – teils aus politischen, teils aus fachspezifischen Gründen – nur einen limitierten Einfluss auf die langfristige theoretisch-methodische Entwicklung der Europäischen Ethnologie ausüben konnten.

Im Abendvortrag mit dem Titel *Kultur und Quellenforschung in der westdeutschen Volkskunde nach 1945* nahm *Elisabeth Timm* (Münster) in faszinierender Weise eine Neueinordnung der Ansätze der Münchner Schule um Hans Moser und der Münsteraner Schule um Bruno Schier vor. Basierend auf bisher unbearbeitetem Quellenmaterial führte sie aus, wie Moser und Schier völlig unterschiedliche Wissensansätze repräsentierten und doch eine Gemeinsamkeit aufwiesen, nämlich die, dass sie beide Mitte des 20. Jahrhunderts ihre Positionen veränderten. Bei beiden sind Umstellung und Verschiebung als Strategie zu sehen. Moser kooperierte dabei eng mit den staatlichen Stellen in München, wurde aber wie der Großteil des Faches aus einer breiten anthropologischen Diskussion ausgeschlossen. Von Bruno Schier präsentierte Timm ein Vorlesungsmanuscript, das dieser im Laufe der Jahre überarbeitete und an dem sich die Veränderungen zwischen 1934 und bis nach 1950 buchstäblich nachvollziehen lassen. Timm stellte die Frage nach Wissen und Nichtwissen und nach einem methodischen Zugang zur Analyse der „menschlichen Träume“ hinter Schiers Konzept zu einer völkischen Wissenschaft.

Am Freitagvormittag reflektierte *Herbert Nikitsch* (Wien) im ersten Vortrag des Panels *Das Eigene in Relation: Beziehungen und Bezüge zu Europa* die Rezensionsexpraxis in der Österreichischen Volkskunde nach 1945 und stellte dar, welche Bedeutung die Rezensionsexpraxis für die Lenkung

disziplinärer Entwicklung hat. Am Beispiel von Leopold Schmidt, der den Rezensionsteil der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde verantwortete und rigoros nach seinem Sinne ausrichtete, zeigte Nikitsch auf, welches Machtpotenzial sich hinter dem Rezensionswesen verbirgt, welche Rolle persönliche Befangenheiten, Sympathien und Antipathien spielen, und dass letztendlich eine Rezension häufig mehr über den Rezensenten und seine wissenschaftspolitischen Intentionen aussagt als über das besprochene Werk. In der anschließenden Diskussion wurde die Frage nach einer Analyse des Revisionsnetzwerks und der Governance aufgeworfen.

*Helmut Eberhart* (Graz) zeichnete am Fallbeispiel der Etablierung des Sternsingers durch die Wiener Familie Pollheimer ab 1950 nach, wie unterschiedlich österreichische FachvertreterInnen auf die (Wieder)Einführung dieses Brauches reagierten. Entlang der Entwicklungslinien machte er den Konflikt zwischen angewandter Volkskunde und analytischer Kulturwissenschaft deutlich sichtbar. Mit der Nähe zu den einflussreichen Akteuren der Heimatpflege hatten angewandte Volkskundler um Viktor Geramb zunächst stärkeren Einfluss auf die Entwicklung der österreichischen Volkskunde, jedoch waren die Thesen analytischer Kulturwissenschaftler, etwa die eines Leopold Schmidt, nachhaltiger und setzten sich im wissenschaftlichen Umfeld langfristig durch.

Die Entwicklung der slowenischen Volkskunde hin zur Europäischen Ethnologie zeichnete *Ingrid Slavec Gradišnik* (Ljubljana) mit ihrer Präsentation „*Slovenia is Europe in miniature*“: *Slovenian Volkskunde on the Way to European Ethnology* nach. Dabei betonte sie zentrale Veränderungen in den theoretischen und methodischen Forschungsansätzen, die prototypisch waren für die Transformation der wissenschaftlichen Untersuchung nationaler Volkskultur hin zur Europäischen Ethnologie in der europäischen Nachkriegsphase. Dabei folgte die Debatte in der slowenischen Volkskunde nicht dem ideologisch-adäquaten sowjetischen Wissenschaftsverständnis, sondern orientierte sich in dieser Phase der Neuordnung und Neuverortung am Diskurs wissenschaftlicher Netzwerke etwa in Österreich und der Schweiz.

Das dritte Panel *Forschung im Übergang: Gebiete und Systeme* eröffnete *Marleen Metslaid* (Tartu) mit einem Beitrag zur estnischen Ethnologie in Sowjet-Estland und im schwedischen Exil nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei betonte sie die spezielle Wirkung der Situation im Exil bzw. unter sowjetischer Herrschaft, die veränderten politischen und kulturellen

Kontexte, die zu einer besonderen Wertschätzung der estnischen *folk culture* als zentralem Element des Nationalgefühls führten und sich in den theoretisch-methodologischen Ansätzen der estnischen WissenschaftlerInnen widerspiegelte. Zudem beförderte die Nichtexistenz eines estnischen Nationalstaates früh die Entstehung transnationaler Netzwerke. In den 1990er Jahren fiel die alte estnische Ethnographie einem Generationenkonflikt zum Opfer und in der wissenschaftlichen Volkskunde wurden finnische und deutsche Ansätze implementiert, die sich primär phänomenologischen Themen und *lifestyle research* zuwandten.

*Christian Marchetti* (Tübingen) sprach zu *Marginalität und Kontinuität – deutschsprachige Volkskundler in und aus Südosteuropa nach 1945* und konzentrierte sich dabei auf AkteureInnen und Institutionen, die den lokalen deutschsprachigen Volkskundler im Raum des ehemaligen Königreichs Ungarn zuzurechnen sind. Diese sahen sich nach 1945 unterschiedlichen Umbruchslagen ausgesetzt, entweder nach Flucht und Vertreibung in einem neuen Land oder im Fall des Bleibens in einem neuen totalitären System. Marchetti beschrieb, wie dabei volkskundliche Wissensbestände in unterschiedlicher Weise aktualisiert und kapitalisiert wurden.

In der Mittagspause präsentierten Hamburger Studierende in einer Posterausstellung erste Ergebnisse ihres Forschungsprojekts zu Walter Hävernick und der Hamburger Volkskunde zwischen Universität und Museum. Die einzelnen Poster widmeten sich unterschiedlichen Facetten, die den Themen entsprechend durch originelle und anregende Umsetzungen unterstrichen wurden.

Das Panel IV *Wissen und Wirkung: Materialitäten und Praktiken* wurde mit einem Vortrag zur Wissensgeschichte der Brauchtumsforschung in der frühen DDR von *Cornelia Kühn* (Berlin) und *Franka Schneider* (Berlin) eröffnet. Die Referentinnen erläuterten, wie im Spannungsfeld der politischen Einflussnahme auf die wissenschaftliche Ausrichtung der Volkskunde in der DDR, deren Kulturpolitik durch die marxistische Interpretation einen Gegenpol zur BRD darzustellen hatte, unbequeme Teile der Fachgeschichte durch Vermeiden von Fachtermini – wie etwa Sitte und Brauch – sowie durch Entfernen und Zerschneiden fotografischen Archivmaterials eliminiert wurden. Am Beispiel der Eingriffe in das Archivmaterial zeigten sie, dass diese intendiert waren und keine zufällige Tätigkeit, und warfen die Frage auf, wie materielle Hinterlassenschaften ins Verhältnis zu Forschungsprogrammatiken zu setzen sind.

Reinhard Bodner (Innsbruck) analysierte die vielschichtige und einflussreiche Rolle Gertrud Pesendorfers und ihres Hauptwerkes *Lebendige Tracht in Tirol* während der NS-Zeit und in den Nachkriegsjahren und stellte zur Diskussion, ob nicht eine kommentierte Edition des Werkes als Beitrag zu einer kritischen (europäischen) Heimatkunde ein Fortschritt wäre, anstatt das Buch unter Verschluss zu halten. Schließlich wurden Pesendorfers Ansätze durchaus auch in der Schweiz und in Deutschland zur Kenntnis genommen und rezipiert.

Sabine Kienitz (Hamburg) eröffnete den Samstagvormittag und das Panel *Disziplinierte Beobachtungen: Personen und Institutionen* mit der Präsentation des fachhistorischen und biografischen Projekts *Die Gegenwart als Gegenwart. Walter Hävernicks und die Deutsche Altertums- und Volkskunde in Hamburg*. Am Beispiel der Biografie Hävernicks lassen sich die Verflechtungen von gesellschaftlicher Veränderungsprozessen, persönlichen Dispositionen und wissenschafts- und fachpolitischen Gemengelage deuten und analysieren.

Christine Burckhardt-Seebass (Basel) stellte in ihrem Vortrag *Avanti! Robert Wildhaber, ein Europäer in der Epoche des Kalten Krieges* die transnationalen Aktivitäten von Robert Wildhaber, einem mutigen und ambitionierten Quereinsteiger in die akademische Volkskunde, vor, den sie als großartigen Organisator, Praktiker ohne Berührungsängste und asketisch arbeitenden Wissenschaftler bezeichnete. Trotz skeptischer Beobachtung seiner Kontakte nach Osteuropa gelang es ihm, aussagekräftige Exponate aus Osteuropa in die Schweiz zu bringen, Ausstellungen zu kuratieren und den akademischen Austausch zu befördern.

Michael J. Greger (Salzburg) beschäftigte sich in seinem Vortrag mit Viktor Geramb und Richard Wolfram und deren Bemühungen, mit unterschiedlichen Vernetzungs- und Kollaborationsstrategien Zugang zu den akademischen Netzwerken der Schweiz und insbesondere zu Richard Weiss zu bekommen. Für beide war die Schweiz in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ein Sehnsuchtsort, an den sie reisen, wo sie recherchieren und publizieren wollten.

Eine (vielleicht) andere Geschichte des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich (1967–1983) versuchten Meret Fehlmann (Zürich) und Mischa Galatti (Zürich) in ihrem Vortrag und konzentrierten sich auf die (häufig prekäre) Situation des Mittelbaus im „Erdgeschoss der Kultur“ – wo Arnold Niederer im imaginären Haus der Kultur die Volkskunde verortete. Die ReferentInnen beschrieben, wie laufbahnrechtliche Verordnungen und vorgetragene Argumente der Demokratisierung

der Lehre in der Schweiz dazu führten, Geschlechterungerechtigkeit zu zementieren und Hierarchien in der Lehre zu festigen. So übernahm etwa der Mittelbau den überwiegenden Teil der Lehrverpflichtung, und während Frauen für die Einführungsveranstaltungen zuständig waren, blieb das Hauptstudium eine Männerdomäne.

In den abschließenden Tagungskomentaren hob *Leonore Scholze-Irrlitz* (Berlin) hervor, wie eindrücklich ihr die Tagung die vielfältigen, vor allem thematisch und persönlich konfigurierten internationalen Netzwerke in der Nachkriegszeit bewusst gemacht bzw. vor Augen geführt hat. Es wurde ihr deutlich, wie stark diese als Ressourcen genutzt wurden, wofür ein Wissensbegriff nach Fredrik Barth künftig eine sinnvolle heuristische Kategorie sein könnte. Sie schloss sich der Einschätzung Christian Marchettis an, dass es nun an der Zeit sei, so manche standortgebundenen "geschliffenen Eitelkeiten", die mitunter Blindheit gegenüber diesen fachhistorischen Bezügen geführt hätten, hinter sich zu lassen.

*Friedemann Schmoll* (Jena) regte an, stärker als bisher das Augenmerk auf eine „gemeinsame internationale Fachgeschichte“ jenseits „enger nationaler disziplinärer Käfige“ zu legen. Um diese schreiben zu können, müssten verstärkt die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen thematisiert werden, die den offenbar immer wieder vorhandenen Wunsch nach internationaler Zusammenarbeit zwar begrenzen und einschränken, aber nicht völlig blockieren konnten.

*Sophie Elpers* (Amsterdam) warf in ihrem Kommentar schließlich die Frage nach der je nationalen Rezeption internationaler Arbeiten auf und plädierte somit für einen differenzierten Internationalitätsbegriff. Welche Formen von Internationalität gab und gibt es und welche Aspekte, etwa den volkskundlichen Braindrain, sind noch nicht breit ausgeleuchtet? Elpers erinnerte in diesem Zusammenhang an Rudolf Braun, der zunächst den Verbleib im englischsprachigen Ausland einer etwaigen Weiss-Nachfolge in Zürich vorzog.

Die Ergebnisse der Tagung werden in einem Tagungsband erscheinen.

*Margaretha Schweiger-Wilhelm*

---

## Wolfgang Slapansky (1959–2017)

---

Es sei gestattet, an den Anfang eine persönliche Erinnerung zu stellen. 1991, im 94. Jahrgang der Gesamtserie der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, durfte ich – als Student – erstmals für diese Zeitschrift schreiben. Es handelte sich zwar nur um einen Beitrag für den Rezensionsteil, aber es war mein allererster überhaupt, und als Ungeübter war ich dankbar für diese Möglichkeit. Es war nicht die damalige Redaktion der Zeitschrift, die mich dazu einlud, sondern Wolfgang Slapansky, der meinte, wir könnten doch gemeinsam „Stadtportraits. Stadtkultur im Sechserpack“ besprechen. Es handelte sich dabei nicht um ein Buch, sondern um 24 Audiokassetten, in denen ebenso viele Sendungen der Ö1-Reihe *Diagonal* versammelt waren. Portraits von 24 verschiedenen Städten, die im Laufe der Jahre davor gesendet worden waren. Warum er damals mich dazu eingeladen hat, die Rezension mit ihm gemeinsam zu schreiben, weiß ich nicht mehr. Er hätte das alleine mindestens so gut gekonnt. „Stadt“, das war eindeutig sein Thema. Aber ich habe mich darüber gefreut. Wir haben uns die Aufgabe dergestalt geteilt, dass ein jeder zwölf Porträts übernommen hat.

Von dieser kleinen Episode erzähle ich deswegen, weil sie den Rahmen absteckt, in den sich dieser Nachruf auf Wolfgang Slapansky einfügt: zum einen sein liebstes Forschungsfeld, die Stadt, zum anderen sein späterer und langjähriger Arbeitgeber, der ORF beziehungsweise dessen Radiosender Ö1, mit *Diagonal*, jener Reihe, die für ihn das Maß für guten Radiojournalismus war, und schließlich das Organ, in dem hier seiner gedacht wird, die ÖZV.

Wolfgang Slapansky wurde am 25. September 1959 in Wien geboren. Sein ganzes Leben verbrachte er im 10. Gemeindebezirk der Stadt – in „seinem“ Favoriten. Er studierte Volkskunde an der Universität Wien – vor allem, weil es dort damals eine „Arbeitervolkskunde“ gab – und promovierte 1991 mit einer Kulturgeschichte über den „Böhmischen Prater“, eine urbane Vergnügungsstätte für die Arbeiterschaft, die sich am Ende des 19. Jahrhundert im Süden Wiens etabliert hatte. Die Dissertation wurde unter dem Titel *Das kleine Vergnügen an der Peripherie* veröffentlicht. Slapansky beschreibt da eine Freizeitkultur zwischen Kettenkarussell, Drehorgel und Kasperltheater und die Geschichten der Schaustellerfamilien, die diese betrieben haben und noch betreiben. Das Buch lässt bei aller methodischen Sorgfalt des Kulturwissenschaftlers die

innige Vertrautheit spüren, mit der der Autor den Ort und das Phänomen erfasst hat. „Fast schon zärtlich nähert sich der Favoritner Wolfgang Slapansky der Seele des Arbeiterbezirks Favoriten, dem hoch oben am Laaer Berg gelegenen Böhmisches Prater an“, hat damals der Rezensent der Tageszeitung *Der Standard* befunden.

In diesen Jahren legte Wolfgang Slapansky eine Reihe weiterer Publikationen zu stadtsspezifischen Themen vor. *Das kleine Vergnügen an der Peripherie* sollte aber seine bedeutendste und dauerhaft wirksam bleiben. Denn just in deren Erscheinungsjahr wechselte er auch aus der Rolle des kulturwissenschaftlichen Forschers in jene des Gestalters von Hörfunksendungen im Österreichischen Rundfunk. Er arbeitete zunächst bei Radio Wien, bald aber und bis zuletzt bei Ö1 und dort in den Abteilungen „Religion“ und „Wissenschaft“.

Die Religion als Thema der Auseinandersetzung war Neuland für ihn, in seiner wissenschaftlichen Arbeit hatte es nie eine herausragende Rolle gespielt. Wahrscheinlich gerade deswegen vermögen die Sendungen, die er in den vergangenen 25 Jahren zu Religions-Themen gestaltet hat, seine Qualitäten in der Erarbeitung und im Aufbau einer Reportage zu zeigen. Wolfgang Slapansky verstand es, die geeigneten Interviewpartner zu einem Thema auszuwählen, und eine Geschichte aufzubauen, die für die Hörerinnen und Hörer gleichermaßen spannend wie gewinnbringend war. Er legte diesen Sendungen seine ihm eigene Toleranz und Unaufgeregtheit zugrunde, eine Haltung, die sehr wohltuend gerade für das Thema „Religion“ gewesen ist.

Neben den Beiträgen für Kern-Sendereihen der Abteilung Religion (zum Beispiel *Logos*, *Religion aktuell*, *Erfüllte Zeit*), entstand über die Jahre eine Vielzahl von Hörfunkbeiträgen zu ganz unterschiedlichen Sendungen und Formaten von Ö1, unter anderem für die *Journale*, *Dimensionen*, das *Salzburger Nachtstudio* oder Feiertags-Spezialsendungen. Allen seinen Hörfunkbeiträgen gemeinsam war, dass sie von jenem Fachverständnis geprägt waren, zu dem seine kulturwissenschaftlich-volkskundliche Ausbildung den Grundstein gelegt hatte. Insofern war Wolfgang Slapansky über all die Jahre ein sehr wichtiger Vermittler der Inhalte von Volkskunde/Europäische Kulturwissenschaft. Aufgrund seiner Arbeit erhielten diese eine Breitenwirkung, die kaum überschätzt werden kann. Sehr direkt spürbar wurde das in den Sendungen, die er mit konsequenter Regelmäßigkeit zu den Österreichischen Volkskundetagungen gestaltete. Eine jede dieser wichtigen Fachveranstaltungen, die in der jüngeren Vergangenheit stattgefunden hat, wurde in einer

halbstündigen *Dimensionen*-Sendung von Wolfgang Slapansky zusammengefasst präsentiert. Ebenso hat er immer wieder über Ausstellungen berichtet, die beispielsweise im Volkskundemuseum in Graz, im Volkskunstmuseum Innsbruck oder im Volkskundemuseum Wien gezeigt worden sind. In dieser breitenwirksam vermittelnden Rolle wird er dem Fach wohl besonders fehlen.

Abgehen wird er auch dem Studienfach Europäische Ethnologie. In der Eigenschaft des Lektors hat er einer Vielzahl von Studentinnen und Studenten vor allem die Vermittlung kulturwissenschaftlicher Inhalte in der medialen Öffentlichkeit nahegebracht. Er war eine von wahrscheinlich ganz wenigen Personen, die an den Universitätsinstituten sowohl von Graz, als auch von Innsbruck und Wien unterrichtet hat. Die Nachwirkung aus dieser Tätigkeit kann im Gegensatz zur schriftstellerischen und hörfunkredaktionellen nur ganz schwer eingeschätzt werden, aber es ist auffällig, dass unter den Fachvertreterinnen und -vertretern immer wieder davon die Rede ist, dass sowohl seine Lektoren- als auch seine frühere Tutorentätigkeit und nicht zuletzt seine seinerzeitige Präsenz als Kommilitone von sehr vielen und immer wieder als sehr gewinnbringend empfunden worden ist. So sind es wohl nicht so sehr „große Meilensteine“, die Wolfgang Slapansky gesetzt hat und die ihn zu einer wichtigen Persönlichkeit des Faches machen, sondern ein stetes liebenswürdiges und bescheidenes Wirken, das gleichwohl von profundem kulturwissenschaftlichen Wissen begleitet war. Und hinter alledem – das mag ihm ein wenig unterstellt sein – stand eine optimistische und philanthropische Weltsicht, die womöglich seine Arbeit angetrieben hat.

In diesem Sinne möchte ich auch an den Schluss dieses Nachrufs eine persönliche Erinnerung zu stellen: Es war vor etwa 20 Jahren, in einem recht billigen Café, in dem man sehr spät in der Nacht noch etwas zu trinken bekommen hat. Wolfgang und ich diskutierten wahrscheinlich gerade über die „Notwendigkeit“, den Namen unseres Faches von „Volkskunde“ in „Kulturwissenschaft“ abzuändern; vielleicht auch nur über die gesellschaftliche Bedeutung der englischen Rockband *The Kinks*, die er zeitlebens hoch schätzte. Auf einmal nahm ich in seinem Rücken, weiter hinten im Lokal, eine Auseinandersetzung wahr. Aus offenkundig xenophoben Motiven wurden zwei Männer gegenüber einem dritten handgreiflich. Ich hätte in diesem Augenblick nicht den Mut gehabt, irgendetwas zu unternehmen und machte lediglich Wolfgang auf das Geschehen aufmerksam. Er drehte sich um und beinahe im selben Moment sprang er auf, eilte hinzu und trat dazwischen. Forsch und ohne

jede Rücksichtnahme auf sich selbst gelang es ihm, die Situation zu beruhigen. Aus heutiger Sicht kann ich die Gefahr, in die er sich da begeben hat, nicht mehr einschätzen. Aber er hat – sehr selbstverständlich – eine Zivilcourage gezeigt, für die ich selbst zu feige gewesen bin und die mir lebenslange Hochachtung abgerungen hat.

Bleibt nur noch zu erwähnen, dass sich die Episode im 10. Wiener Gemeindebezirk, in „seinem“ Favoriten, zugetragen hat. Wo sonst, mag man fragen.

Wolfgang Slapansky ist am 30. August 2017 gestorben.

*Christian Stadelmann*



Literatur der  
Volkskunde





Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring, Karin Schachinger:  
*Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende.*  
Münster, New York: utb Waxmann 2017, 264 Seiten.

---

In den letzten Jahren formierte sich mit der *Human-Animal-Studies-Forschungsgruppe* an der Universität Innsbruck eine Forschungs- und Lehrinitiative, die mit einer Reihe von Lehrveranstaltungen, Vorträgen und Buchprojekten das Anliegen der Human-Animal Studies (HAS) in Österreich vertritt. Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring und Karin Schachinger, die dieser Innsbrucker Forschungsgruppe angehören, verfassten mit *Human-Animal Studies* eine fundierte und für die deutschsprachigen Wissenschaften eine erste Einführung in dieses junge, interdisziplinäre Forschungsfeld, in dem ausgehend vom anglophonen Raum seit etwa 30 Jahren zum Verhältnis von Menschen und nicht-menschlichen Tieren gearbeitet wird.

Der Einführungsband folgt in Struktur und Aufbau der Logik eines Lehrbuches, so schließen sich an Grundlagen und Definition (S. 16–30) informative und verständliche Kapitel zu der „gesellschaftlichen Konstruktion von Tieren“ (S. 31–54) und den sich mit nicht-menschlichen Tieren verbindenden „kulturellen Praktiken“ (S. 55–107) an. Nach einer Einführung in die „Tierethik“ (S. 108–140) und der Vorstellung verschiedener theoretischer Konzepte (S. 141–199) verweisen die Autorinnen auf den multidisziplinären Zugang des Forschungsfeldes, indem sie verschiedene Methoden und die Ziele der HAS (S. 200–216) vorstellen. Hilfreich listet ein Glossar am Ende des Bandes zentrale Begriffe auf, danach informieren noch zwei weitere Abschnitte im Anhang über mögliche „Forschungsthemen für studentische Arbeiten“ (S. 224–233) und „wegweisende Forschungszusammenschlüsse“ (S. 234–236). Zuletzt bietet die umfangreiche und gegliederte Bibliografie (S. 234–264) Orientierungshilfe für eigene Recherchen. Jedes Kapitel wurde mit einer Hinführung versehen und durch Infoboxen, Arbeitsaufgaben, Literaturtipps und Wiederholungsfragen mit Antworten und Lösungsvorschlägen ergänzt. Insgesamt bietet diese Einführung also eine wohlsortierte und informative Handreichung sowohl für Studierende als auch für Lehrende, für die der Band Vorlage und Ergänzung zu eigenen Lehrangeboten sein kann.

Das gesellschaftliche und wissenschaftliche Interesse am Mensch-Tier-Verhältnis, so die Autorinnen, speise sich aus der politischen Bewegung für Tierrechte und einem gegenwärtigen, von tierethischen

Positionen her eingeleiteten Paradigmenwechsel: dem *animal turn*. Diesen neuerlichen *turn* in den Kulturwissenschaften (nach dem *linguistic turn* und anderen *cultural turns*) zeichnen die Hinwendung zu nicht-menschlichen Tieren in den Geistes- und Sozialwissenschaften und deren Wahrnehmung als Akteure, Subjekte und Individuen von „intrinsischem Wert“ aus (S. 22 f). Der „Wert eines Lebewesens“ sei dann „intrinsisch“, wenn er einem „Subjekt um seiner selbst willen“ innewohne (S. 25). Im Fokus der HAS stehen demnach „Interaktionen, Beziehungen und Verhältnisse zwischen Menschen und Tieren“, um anhand mehrdimensionaler Analysen und in emanzipatorischer Absicht Wissen über nicht-menschliche Tiere und deren Verwobenheit mit der menschlichen Kultur zu schaffen (S. 23 u. 26). Die Autorinnen treffen eine definitorische Unterscheidung zwischen Interaktionen, Beziehungen und Verhältnissen: Mit Interaktionen meinen sie kurzzeitige Begegnungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Lebewesen; in Beziehung zueinander stünden diese über einen längeren Zeitraum, der es ermögliche, eine tiefergehende Bindung aufzubauen; und mit Mensch-Tier-Verhältnissen sei schließlich die Makroebene des gemeinsamen Existierens der Lebewesen angesprochen. Zentrales Anliegen der Autorinnen ist es, die kategoriale Grenzziehung zwischen Menschen und nicht-menschlichen Tieren zu dekonstruieren und als kulturelles Phänomen in Gegenwart und Vergangenheit zu hinterfragen. Um die Praktiken und Konsequenzen dieser Grenzziehung zu beschreiben, entlehnen sie das Konzept des *Othering* aus den Postkolonial Studies, das auf Gayatri Chakravorty Spivak zurückgeht. Spivak beschreibt mit *Othering* den Ausschluss und die gleichzeitige Abwertung eines als fundamental anders konstruierten Gegenübers, das dadurch zum Objekt der Betrachtung und Verachtung wird. Mit dem Ausschluss dieses *Anderen* geht eine gedachte und sinnstiftende Homogenisierung des *Eigenen* einher. In den HAS erfuhr dieses Konzept eine das nicht-menschliche Leben umfassende Erweiterung und dient so zur Analyse und Beschreibung des Mensch-Tier-Verhältnisses: Durch die Ausgrenzung und Abwertung nicht-menschlichen Lebens wird menschliches Leben als homogen und privilegiert empfunden. Daran schließen sich konkrete Praktiken des Ausbeutens bis hin zur Legitimation des Tötens nicht-menschlicher Lebewesen. Ausgehend davon stellt der Mitautor Reinhard Margreiter verschiedene Positionen einer philosophischen Tierethik vor, um schließlich ein Tierrechtskonzept vorzuschlagen, das nicht-menschlichen Lebewesen einen dem menschlichen Leben ebenbürtigen Stellenwert zuspricht (S. 139 f). Wie Reingard Spannring ausführt,

bedienen sich die HAS für ihre Kritik an gegenwärtigen und vergangenen Mensch-Tier-Verhältnissen verschiedener theoretischer Zugänge, darunter jene gesellschaftskritischen Denkschulen, die das 20. und 21. Jahrhundert maßgeblich geprägt haben: Marxismus und Frankfurter Schule; Feminismus – insbesondere feministische Fürsorgeethik und Ökofeminismus – sowie Postmoderne/Posthumanismus mit Michel Foucaults Machtkonzept, Gilles Deleuzes und Felix Guattaris *Tier-Werden* und Donna Haraways Ansätzen. Vor diesem theoretischen Hintergrund führen die Autorinnen das Konzept der *Animal Agency* ein, um die „Wirkungs- und Handlungsmacht von Tieren“ zu konzeptualisieren, sie verweisen dabei aber zugleich auf die noch währende Uneinigkeit bezüglich dieses Konzeptes innerhalb der HAS und den Geistes- und Sozialwissenschaften sowie auf die potenzielle Offenheit für eine Weiterentwicklung, die *Animal Agency* als Begriff und Konzept mit sich bringt (S. 180 ff.). Im Anschluss daran wird mit *Intersektionalität* ein Analysebegriff vorgestellt, der zunächst von Kimberlé Crenshaw (1989) zur Untersuchung und Beschreibung mehrfacher und sich kreuzender Diskriminierungen von menschlichen Lebewesen entwickelt wurde und nun in den HAS herangezogen wird, um auf nicht-menschliches Leben in multiplen Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen hinzuweisen, diese zu kritisieren und zu überwinden (S. 190 ff.). In diesem Zusammenhang wird auf die Diskriminierungskategorie *Spezies* eingegangen, für die in Analogie zu Rassismus, Sexismus und Klassismus der Begriff *Speziesismus* eingeführt wird. Speziesismus beschreibt die „Diskriminierung eines Lebewesens aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Spezies oder Art“ (S. 222, Glossar) und bildet für die HAS eine zentrale Denkfigur. Als interdisziplinäres Forschungsfeld greifen die HAS nicht nur auf verschiedene theoretische Traditionen zurück, sie bedienen sich auch unterschiedlicher Methoden und entwickeln diese in Anbetracht des neuen Forschungszugangs weiter. Die Perspektivenverschiebung der HAS, die nicht-menschliches Handeln und Wirken fokussieren, lässt Forschende zunehmend auf verstehende Methoden zurückgreifen und diese anhand der jeweiligen Forschungsfrage anpassen und erweitern, um „Perspektiven und Interessen der Tiere zum Ausdruck zu bringen“ (S. 201) und die „tierlichen Akteure“ sichtbar zu machen (S. 212). In diesem Zusammenhang beschreiben die Autorinnen die Herausforderung, im Forschen und darüber hinaus einen „Tierstandpunkt“ einzubringen (S. 203 ff.). Analog zum feministischen Anliegen, die Stimmen der Unterdrückten und Unhörbaren zu vernehmen und zu emanzipieren, stellt sich den HAS

die Frage nach Möglichkeiten und Methoden, „Tierstimmen hörbar zu machen“ (S. 202). Als verstehende und in den HAS erfolgreich anwendbare Methode begreifen die Autorinnen die Ethnografie, beeinflusst von einer Phänomenologie, wie sie auf Maurice Merleau-Ponty zurückgeht, der seinen Fokus auf die Leiblichkeit legte und einen „sinnverstehenden, leiblichen Zugang“ propagierte (S. 214). Unter „Forschungsmethoden“ (S. 212) erfolgt dann der Hinweis auf die „multispecies ethnography“ von Eben Kirksey und Stefan Helmreich (2010) und die „sensory ethnography“ von Sarah Pink (2009) (S. 212–213). Ethnograf\_innen würden ihre „Sinne und Körper als Instrumente“ einsetzen, und dies sei ein „idealer Weg, um etwas über diese Praktiken und über dieses Feld zu lernen und herauszufinden“ (S. 213). Neben der Auflistung der genannten Zugänge, die „die Ethnografie“ (S. 212) etwas unscharf als Methode an sich vorstellt, hätte sich die Rezensentin eine eingehendere Beschreibung methodischen Vorgehens im Einzelnen gewünscht: Wie genau gestaltet sich eine Ethnografie mit nicht-menschlichen Akteur\_innen? Gibt es vielleicht Erfahrungen mit der Methode der Teilnehmenden Beobachtung in den HAS? Oder ließe sich das klassische Interview möglicherweise durch das Aufzeichnen von Interaktionssequenzen der Forschenden mit den nicht-menschlichen Akteur\_innen der Forschung ersetzen?

Es ist die Stärke dieses Einführungsbandes, die vielfältigen Zugänge und die verschiedenen (inter)disziplinären Ansätze, die sich in gesellschaftskritischer und mitunter politisch intervenierender Absicht mit dem Themenkomplex Tier-Mensch-Verhältnis auseinandersetzen, als Human-Animal Studies zu benennen und damit als eigenständiges und wachsendes Forschungsfeld zu fassen. Damit legen die Autorinnen einen Grundstein zur weiteren akademischen Verankerung der HAS im deutschsprachigen Raum und bieten Studierenden wie Lehrenden eine erste Orientierung. Dass damit Fragen wie die oben formulierten angestoßen werden, liegt wohl durchaus in der Absicht der Autorinnen.

*Nadja Neuner-Schatz*

**Hans Grießmair: Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus.**

Bozen: Athesia Tappeiner Verlag 2016, 143 Seiten,  
SW- und Farbbildungen.

---

Der Gründer und langjährige Leiter des Südtiroler Volkskundemuseums in Dietenheim hat schon eine Reihe informativer und gut gestalteter Bücher verfasst, die als Handbücher gelten können. Dazu gehört etwa das nützliche Kompendium zum materiellen Bestand und Gehalt dessen, was „Volkskultur“ genannt wird (Bewahrte Volkskultur, Führer durch das Südtiroler Volkskundemuseum, Brixen 2004). Wie damals hat der Autor auch bei *Stuben und Möbel im Tiroler Bauernhaus* aus naheliegenden Gründen im Wesentlichen auf Bestände des Dietenheimer Museums und befreundeter Museen zurückgegriffen. Damit sind vor allem wegen ihrer Besonderheit – aufgrund von Qualität oder Form – musealisierte Objekte ins Blickfeld geraten. Wie alles Erinnern bedeutet auch museales Erinnern immer auch ein Auswählen, und da fallen einfachere Stücke manchmal durch das Raster: Sie wurden vernutzt, aufgebraucht, meist sind sie längst verheizt oder anderweitig entsorgt worden sein – Károly Gaál oder Utz Jeggle haben dieses Leben der Dinge im vergangenen Jahrhundert eindrücklich skizziert. Es bleiben also die besonderen Stücke, und so präsentiert der Band schöne Stücke, die während der letzten Jahrhunderte als Repräsentanten eines Bildes bäuerlicher Kultur einer beständigen Überlieferung überantwortet worden waren.

Das tut aber der Sache keinen Abbruch. Denn Grießmaier geht es nicht allein um die Möbel in den Stuben, sondern um den Umgang mit den Sachen und um die Bedeutung, die sie im Alltag gehabt haben. In diesen Sachgeschichten sind die Umgangsweisen und die daraus resultierenden Verhaltensweisen in der Stube, dem Zentralraum des Hauses, enthalten. Diesem Zentralraum haftet bis heute eine emotionale Heimat-Bedeutung an. Seit man von Stube reden kann, ist sie oft sogar zum häuslichen Kultraum geworden, nicht nur, wenn man an ihre Ausstattung mit Weihbrunnen und Heiligenbildern und die Ausbildung der „heiligen Hinterecke“ (Gustav Ränk) in der frühen Neuzeit denkt.

Die Zentralität der Stube für das Bild des Wohnens lässt sich recht gut im Grimmschen Wörterbuch nachlesen. Engst beschrieben enthält das Werk hunderte von Belegen, die auf diese Bedeutungen zielen. Das in allen germanischen Sprachen (und darüber hinaus) vorhandene Wort „Stube“ bezeichnet einen rauchfrei beheizbaren, somit den warmen

Wohnraum. Diese Merkmale machen die Stube zum Ort, in dem sich entwickeln konnte, was man heute Wohnkultur nennt. Diese zentrale Bedeutung der Stube wird auch sichtbar, wo sich die Besitzer der Stube (wie im Wiener Volkskundemuseum) über dem Türstock aufgeschrieben finden, was die Stube *pars pro toto* symbolisch mit dem ganzen Haus gleichsetzt. Zum Wohnen, zum Ausbilden von „Kultur“ war Voraussetzung, dass es nicht nur einen beheizbaren, sondern einen rauchfreien – lange oftmals separat abgezimmerten – Raum gab, in dem sich etwa Wandschmuck entwickeln konnte. Die Bedeutung dieses rauchfrei beheizbaren Raumes erweist sich auch in der Qualität der Möbel, wie sie in dem hier annoncierten Buch gezeigt werden.

Und damit ist ein weiterer Aspekt der Sachgeschichte dieser Möbel angesprochen. Die vertäfelten Tiroler Stuben und ihre Einrichtung haben zu verschiedenen Zeiten und vor allem unter dem Aspekt „von der Etsch bis an den Belt“ das Interesse von Museen wie von potenten Sammlern geweckt und auch Anlass zu frühen und späten Beutezügen gegeben. Als Ergebnis dieser Wellen sind Tiroler und dann insbesondere Südtiroler Möbel vor allem im deutschsprachigen Raum heute weit verstreut zu finden. Tirol und insbesondere Südtirol muss um 1900 für die Museen in Nürnberg, Hamburg, München, Dresden, Leipzig oder auch Wien eine Art Eldorado für die Aufkäufer von Möbeln gewesen sein. Aus der Abtei Neustift bei Brixen etwa stammt ein Sakristeischrank auf der Burg Kreuzenstein, den Graf Johann Nepomuk Wilczek ebenso wie mehrere tirolische Giebelschränke in sein historisiertes Burgensemble eingegliedert hat. Dieser Polarforscher, Kunstmäzen, Kunstsammler und Philanthrop, eine prominente Persönlichkeit in der Monarchie, war seit 1874 mit dem Wiederaufbau der Burg der Verwirklichung seiner damals weit verbreiteten Mittelalter-Visionen gefolgt.

Unter dem Motto „Ehe sie verklingen...“ hatte Johannes Künzig einst Lieder aufgeschrieben. Und ehe sie verschwinden (etwa in Privathäusern) möchte auch Griesmaier *Stuben und ihre Möbel* aufzeichnen, denn für die Jahre nach 1960 mit ihrer verkehrsmäßigen Erschließung der Berghöfe und deren Modernisierung verbindet er einen Verlust an Gegenständen als ein „letztes Abräumen“. Griesmaier geht es dabei nicht nur um die Möbel, sondern um deren Kontext – und um eine Haltung den Dingen gegenüber, die er als verloren gehend oder bereits vergangen sieht. In das Wissen um Funktion und Nutzung der Gegenstände sieht er das Bild einer ländlichen Gesellschaft, in der die Dinge jene tiefere Bedeutung hatten, die sich vor allem in der Stube und ihrem Inventar manifestierte.

Die neuen Verwendungen der Möbel, den Weg zum bloß noch Dekorativen beschreibt Griefßmaier als einen abschüssigen. Sein Buch versucht den Verlust des alten Wissens aufzufangen. Den Text des Bandes, dessen reicher Bilderfundus passend angeordnet ist, rahmen Zitate Rilkes über die Schönheit der einfachen Dinge und Goethes Bemerkungen über seinen böhmischen Reisekorb: Dieser ist nicht allein so vernünftig und zweckmäßig als möglich, sondern er ist dabei auch die einfachste, gefälligste Form, sodass man sagen kann, er stehe auf dem höchsten Punkt der Vollendung. Diesem „Hymnus auf das Einfache“ – als solchen bezeichnet ihn Johannes Urzidil (Goethe in Böhmen, 1962, S. 280) – folgt Hans Griefßmair, indem er die Angemessenheit, die Einfachheit der historischen bäuerlichen Wohnkultur als besondere Qualität in einem eigenen Kapitel beschreibt.

Man kann freilich neugierig sein und fragen, ob und wie und warum die Möbel dadurch in ein neues Dasein und in eine neue Beziehung zu den Menschen gelangt seien. Sie sind nicht aufgebraucht, vernutzt, verheizt, sondern werden heute genutzt. Sie sind immer noch da, aber sie sind dies eben nur, weil sie neue Bedeutungen an sich gezogen haben, weil ihnen die Menschen solche Bedeutungen zugedacht haben. Wenn auch ihr Marktwert im letzten Jahrzehnt geringer geworden ist, wie das Auktionen etwa im Dorotheum zeigen, denken manche Menschen ihnen doch neu-alte Bedeutungen zu. Manche mögen auf eine Macht der Dinge hoffen, die Anmutungen – Heimeliges, Gemütliches, Eckbankiges – Wirklichkeit werden lassen.

Dem schön gemachten Buch, das schöne und handwerklich gut gemachte Stücke in schönen Bildern zeigt, entspricht ein maßvoller, ruhiger und kluger Text, der das Fachwissen über Stuben und ihre Möbel zusammenfasst und in verständlicher Weise ausbreitet. Schließlich soll das Wissen auch bei jenen landen, die solche Möbel nutzen, in moderne Kontexte einzubinden suchen und ihnen damit „Sinn“ geben.

*Konrad Köstlin*

**Katarína Popelková u. a.: Was bedeutet ein Feiertag im 21. Jahrhundert in der Slowakei? (= Ethnologische Studien, Bd. 21)**  
Bratislava: Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 2014, 320 Seiten, SW- und Farbabbildungen.

---

Die Publikation des Autorenteam vom Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften Zuzana Beňušková, Monika Vrzgulová, Juraj Zajonc und der Redakteurin Katarína Popelková konzentriert sich auf ein im fachlichen wie im öffentlichen Diskurs äußerst aktuelles Thema. Es geht darum, Einblick in heutige Ritualpraktiken zu bekommen – und konkret darum, Antworten auf folgende, nur auf den ersten Blick einfache Fragen zu geben: Was verstehen die heutigen Bewohner der Slowakei unter einem Feiertag? Wie begehen sie solche Feiertage und welche Rolle spielen diese heute? Was können wir mithilfe von Feiertagen über die Gesellschaft in der Slowakei erfahren? Mit diesen Fragen befassten sich die vier AutorInnen in einem wissenschaftlichen Projekt, das unter dem Titel „Rituelles Verhalten als strategisches Instrument der Gruppenidentifikation. Soziale und kulturelle Kontexte heutiger Feiertage in der Slowakei“ in den Jahren 2011 bis 2014 durchgeführt wurde und dessen Ergebnisse in dem hier angezeigten Buch dargestellt werden.

In der Einleitung der umfangreichen Publikation skizziert Katarína Popelková die Ziele des Projekts, mit dem Feiertage als soziales Phänomen erforscht und ihre Gestaltung und Rezeption im Wandel der Gesellschaft innerhalb eines konkreten historischen Zeitabschnitts festgestellt werden sollten, wobei man sich neben bekannten und seit langem begangenen Festlichkeiten auch neuen Feiertagen zuwandte. K. Popelková – die den theoretischen und methodologischen Zugang des Projekts detailliert beschreibt und Grundbegriffe wie Feiertag, Ritual oder Ritualisierung terminologisch festlegt – weist denn auch auf die zunehmende Zahl von Feiertagen in den letzten Jahrzehnten hin, hält aber zugleich fest, dass diese quantitative Steigerung mit einer zunehmend individualisierten Rezeption einhergeht. Natürlich dürfen wir uns solche Individualisierung – wie jede Art von Modernisierungsprozessen – nicht als stetige, gewissermaßen evolutionäre Veränderungen, sondern als immer auch umkehrbare und in sich differenzierte Prozesse (vgl. Martin: *Modernization in Crisis*, in: Adamski u. a.: *System Change and Modernization*, 1999) vorstellen. Wie die Ergebnisse des Forschungsteams

zeigen, wurden zwar rituelle Aktivitäten vom gesellschaftlichen Wandel nach 1989 und den damit einhergehenden neuen wirtschaftlichen und sozialen Umständen erheblich beeinflusst und erweitert, doch haben andererseits die Menschen beim Begehen der Feiertage auch ältere, aus verschiedenen Gründen unterdrückte oder vergessene Praktiken wieder aufgenommen.

Der Hauptteil der Publikation widmet sich in vier Kapiteln bestimmten Feiertagen und beginnt mit dem Beitrag von K. Popelková mit dem Titel *Was nützen uns Gesetze über Feiertage?* Die Autorin analysiert den Feiertagskalender der Slowakischen Republik (SR), betrachtet also jene Tage, die gesetzlich arbeitsfrei oder Gedenktage sind. Gegenwärtig enthält der Kalender sechs Staatsfeiertage der SR und neun arbeitsfreie Tage. Dabei handelt es sich um den 1. Januar (Tag der Entstehung der unabhängigen Slowakischen Republik), 6. Januar (Erscheinung des Herrn – Hl. drei Könige), Ostern (Karfreitag und Ostermontag), 1. Mai (Tag der Arbeit), 8. Mai (Tag des Sieges über den Faschismus), 5. Juli (Hl. Kyrill und Hl. Methodius), 29. August (Jahrestag des Slowakischen Nationalaufstands), 1. September (Tag der Verfassung der SR), 15. September (Feiertag der sieben Schmerzen Mariens, der Patronin der Slowakei), 1. November (Allerheiligen), 17. November (Tag des Kampfes gegen die Totalität), Weihnachten (24., 25. und 26. Dezember). Das Gesetz über Feiertage wurde bereits im ersten Jahr des Bestehens der SR im Herbst 1993 verabschiedet – ein Zeichen für ihre Bedeutung in dem neu entstandenen Staat. K. Popelková, die sich auf die Jahre ab der Verabschiedung des Gesetzes 1993 bis Ende 2013 konzentriert – befasst sich vor allem damit, welchen Bedeutung den diversen Feiertagen in der Politik bei der erstmaligen Verabschiedung des Gesetzes und den fünf nachfolgenden gesetzgebenden Perioden – deren Änderungen das Ergebnis des heutigen Feiertagskalenders ist – beigemessen wurde. Es gelingt ihr dabei, eine Reihe übereinstimmender, aber auch gegensätzlicher Bedeutungen von Feiertagen quer durch das politische Spektrum herauszuarbeiten, und sie zeigt darüber hinaus, dass trotz aller Säkularisierungstendenzen in der Moderne weiterhin ein starker Einfluss der Kirche auf die Auswahl von Feiertagen und deren Funktionen zu beobachten ist. Zudem stellt sie fest, wie und wodurch die Staatsmacht konkrete Auslegungen und Symbole von Feiertagen propagiert, beschäftigt sich also in Verfolgung von Gedanken Pierre Bourdieus (*Teórie jednání* [Theorie der Praxis], Praha 1998, 69 ff.) mit den Instrumenten der symbolischen Gewalt des Staates bei der Durchsetzung öffentlicher Repräsentationen. Die Ergebnisse

ihrer Forschung belegen den Wandel des Gehalts von Feiertagen in der relativ kurzen, politisch jedoch sehr turbulenten Zeitspanne zweier Jahrzehnte, in denen es zu einer erheblichen Umstellung der politischen Orientierung der SR und des Stils des öffentlichen Diskurses gekommen war. Zugleich weisen die empirischen Daten auf eine breite Streuung von Meinungen über Feiertage und über das Feiern allgemein in der heutigen Bevölkerung hin.

Die nachfolgenden Kapitel widmen sich jeweils einem bestimmten Feiertag. Es handelt sich um Fallstudien, die als Beispiel eines historischen bzw. politischen Feiertages – der Jahrestag des Slowakischen Nationalaufstands (SNP) –, eines kirchlichen und familiären bzw. eines gesellschaftlichen Feiertages – Weihnachten bzw. Halloween – gelesen werden können. Monika Vrzgulová analysiert in ihrem Beitrag über den Slowakischen Nationalaufstand (SNP) zuerst den legislativen Prozess der Anerkennung eines historischen Ereignisses als Staatsfeiertag und konzentriert sich hierauf auf die Untersuchung der verbreiteten Repräsentationen dieses Feiertages. Sie beschreibt die verschiedenen Vorstellungen über den SNP, wie sie sich nach der Wende 1989 gebildet haben, und zeigt anschaulich, wie die Repräsentationen des SNP nach zwei Richtungen gehen: Zum einen wird der SNP als ein historisches Ereignis gesehen, durch das die Slowakei in die Reihen der europäischen Länder trat, die gegen Nazideutschland gekämpft haben, zum anderen als ein volks- und staatsfeindlicher Putsch, der die Slowakei in die Arme der kommunistischen Diktatur trieb. M. Vrzgulová sieht beides im Kontext des jeweils unterschiedlichen politischen Regimes – und bestätigt so nicht nur die Ausgangsthese der Studie, dass die Repräsentationen eines bestimmten historischen Ereignisses vor allem im Dienst der jeweiligen politischen Ausrichtung und ihrer konkreten Schritte und Ziele stehen, sondern zeigt allgemein, wie die Propagierung bestimmter Feiertage eine bestehende Gesellschaftsordnung stabilisiert, was ja seit Émile Durkheim (*Les formes élémentaires de la vie religieuse*, 1912) als eine der Elementarfunktionen ritueller Praktiken gesehen wird.

Zuzana Beňušková richtet ihre Aufmerksamkeit auf Weihnachten – den Komplex ältester Brauchtümer in Europa, in dem seit Jahrhunderten verschiedene Formen, Inhalte und Interpretationen des Feiertags zusammenlaufen – und beschreibt, wie im behandelten Zeitraum die Menschen in der Slowakei Weihnachten erleben und verstehen. Ihre ethnografische Untersuchung zeigt den Wandel dieses Feiertages und seiner Funktionen und vergleicht dabei den aktuellen Stand mit der Situation in

anderen Zeiträumen, beispielsweise mit der Form von Weihnachten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, also im Zeitalter des Sozialismus in der Slowakei. Anhand konkreter Beispiele erläutert sie die Komplexität des Feiertags und seine Wandlungen in den letzten Dekaden und stellt zugleich die Beständigkeit der elementaren Struktur und Funktion der Weihnachtsfeiertage fest.

Im vierten Kapitel befasst sich Juraj Zajonc mit Halloween, einer relativ neuen Erscheinung, die ambivalente Reaktionen in der Slowakei hervorruft und die so als Forschungsobjekt prädestiniert ist, den Möglichkeiten der Verbreitung eines Feiertags gerade „hier und jetzt“ ebenso nachzugehen wie der Frage, wie ein neues Kulturphänomen an andere, ältere Feiergusaltungen anknüpft, um so auch Gründe für die – zustimmende oder ablehnende – Haltung bestimmter sozialen Gruppen der Bevölkerung zu finden. Einleitend bringt der Autor Informationen über die Entstehung des Feiertages auf den britischen Inseln, seiner Übertragung nach Nordamerika und deren Verbreitung zurück nach Europa und beschreibt dann das Vordringen von Halloween in die Slowakei nach 1989. Besonders interessant sind die empirischen Angaben über die Verbundenheit des bekanntesten Halloween-Attributs – der geschnitzte, von innen mit Kerzenlicht beleuchtete Kürbis – mit einer älteren Tradition auf unserem Gebiet. Auch verzeichnet J. Zajonc Angaben über Speisen, Kostüme und Masken und deren mögliches Anknüpfen an ältere Kulturphänomene und skizziert so verschiedene Äußerungsformen von Halloween in seiner Verbundenheit mit anderen Feiertagen, insbesondere mit dem Feiertag Allerheiligen und Allerseelen. Zugleich zeigt er das Spektrum der Repräsentationen von Halloween in der heutigen Gesellschaft, die Rolle der Kirchen und anderer Institutionen bei der Verbreitung bzw. Bekämpfung dieses Feiertags auf. Das Kapitel bietet so auf der Basis präzisiert analysierten empirischen Materials das nuancenreiche Bild eines neuen Feiertages.

Im – in slowakischer, deutscher und englischer Sprache verfassten – Resümee des Buches fassen Katarína Popelková und Juraj Zajonc zusammen, was aufgrund der Erforschung von Feiertagen über die heutige Gesellschaft der Slowakei zu erfahren ist. Sie analysieren Ähnlichkeiten und Unterschiede der untersuchten Feiertage und deren Zusammenhang mit Staat, Kirche und Ökonomie jeweils im Hinblick auf bestimmte Bevölkerungsgruppen und ihrer Akteure. So gelingt es Popelková und Zajonc – wie der gesamten Publikation – ein ebenso weites wie in sich differenziertes Spektrum von unterschiedlichen Repräsentationen,

Praktiken, Symbolen und Attributen der behandelten Feiertage aufzuzeigen und einen wichtigen Beitrag zum Studium der Bedeutung von Feiertagen in der modernen Gesellschaft zu leisten.

*Gabriela Kiliánova*

**Annegret Waldner und Sonja Fankhauser: Von Zillertal nach Zillertal. Der Weg der Zillertaler Protestanten von Tyrol nach Preussisch-Schlesien im Jahr 1837.**

Wien: mymorawa 2017, 276 Seiten, ca. 100 SW- und Farbabbildungen.

---

Passend zum Anlass des 500-jährigen Reformationsjubiläums im Jahr 2017 veröffentlichen die beiden Tiroler Volkskundlerinnen Annegret Waldner und Sonja Fankhauser ein ungewöhnliches Buch: Der anzuzeigende Band thematisiert den Weg der im Jahr 1837 aus dem Zillertal vertriebenen Protestanten von Tirol ins heutige polnische Dorf Mysłakowice im Riesengebirge, das bis 1945 Zillertal-Erdmannsdorf hieß. Der Band versteht sich dabei nicht als eine wissenschaftliche Abhandlung zu dieser oft als letzte konfessionell motivierte Vertreibung in Mitteleuropa apostrophierten Umsiedlung der „Zillertaler Inklinanten“ – deren Geschichte ist bereits ganz gut erforscht und soll hier auch nicht noch einmal dargestellt werden. Das Buch von Waldner und Fankhauser leistet vielmehr eine knappe Darstellung der greifbaren Fakten und begibt sich sowohl in historischer wie gegenwartsbezogener Hinsicht auf eine Spurensuche über den zurückgelegten Weg und versteht sich somit auch als eine Art Anregungs- und Wanderbuch.

Folgerichtig zerfällt der Text in drei Abschnitte. Im ersten recht kurzen, nur ca. 20 Seiten umfassenden Teil stellen die Autorinnen die Geschehnisse des Jahres 1837 kompakt dar und schildern die damaligen politischen Winkelzüge und Aktivitäten, die schließlich zur Ausweisung der Zillertaler geführt haben, obwohl eigentlich bereits seit 1781 das Toleranzpatent gegolten hatte: Doch indem die betreffenden Personen nicht als protestantisch, sondern als sektiererisch-akatholisch klassifiziert wurden, fand dieses Toleranzedikt keine Anwendung, und die über 400 ZillertalerInnen konnten vor die Wahl gestellt werden, entweder zum „rechten“ Glauben zurückzukehren oder das Zillertal zu verlassen. Der zweite,

rund 120 Seiten umfassende Teil zeichnet die Route der Auswanderer im Spiegel zeitgenössischer Quellen nach und lässt vor dem Auge der LeserIn den Weg von Zell und Strass über Salzburg, Linz, Budweis und Chrudim ins Riesengebirge entstehen. In einer Kompilation unterschiedlichster historischer Wegbeschreibungen entsteht ein plastisches Bild der damaligen Landschaften und Reiseverhältnisse. Da von den Zillertalern selbst keine Reisebeschreibungen überliefert sind, bleiben diese jedoch eigentümlich stumm, den Autorinnen gelingt es allerdings, zumindest in den Spiegelungen anderer Zeitgenossen den Zug der Vertriebenen skizzenartig immer wieder aufscheinen zu lassen und die Anteilnahme der Menschen, die ihnen Herberge und Versorgung gaben bzw. den Zug beobachteten, zu reflektieren. Im dritten und letzten, rund 100 Seiten umfassenden und besonders reich bebilderten Teil wird schließlich der Weg im heutigen Zustand beschrieben wie ihn Waldner und Fankhauser selbst im Jahr 2008 erwandert haben – zumindest soweit sich dies realisieren ließ. Dieser Teil des Bandes liest sich wie eine kompakte touristische Routenbeschreibung und versteht sich wohl als eine Anregung, vielleicht einmal selbst – in Gänze oder in Etappen – im tätigen Nachvollzug auf eigenen Sohlen zumindest Aspekten des Geschehens von 1837 nachzuspüren. Beschlossen wird der Band von einem informativen Ortsnamen-, Quellen- und Literaturverzeichnis und einigen Reprints von Originalquellen, eingeleitet wird er zudem durch Grußworte vom evangelischen Bischof Michael Bünker, dem Superintendenten Olivier Dantine und dem Leiter des Tiroler Volkskunstmuseums in den Tiroler Landesmuseen Karl C. Berger.

In der Summe bleibt der Eindruck eines originellen und engagierten Versuchs, auf unkonventionelle Weise den Zugang zu einem historischen Ereignis zu eröffnen, das sonst oft in seiner Erlebnisdimension hinter dürren Worten und Jahreszahlen zu verschwinden droht. Dies gilt freilich für viele, wenn nicht gar alle historische Ereignisse. In diesem Fall jedoch vermögen Waldner und Fankhauser zumindest für diejenige LeserInnen, die mit Teilen der Route vertraut sind oder sich durch die Lektüre selbst zur eigenfüßigen Erkundung anregen lassen, der Knappheit der historischen Erinnerung etwas entgegenzusetzen.

*Timo Heimerdinger*

**Elke Hammer-Luza, Elisabeth Schögl-Ernst (Hg.): Lebensbilder steirischer Frauen 1650–1850 (=Forschungen zur Geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Band 82).**

Graz: Leykam 2017, 384 Seiten, zahl. Farb. Abb.

Die Lebenswelten von Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen und damit die lange herrschende Maxime „Männer mach(t)en Geschichte“ zu korrigieren, gehört zu den nach wie vor dringlichen Aufgaben historisch orientierter Forschungen. Nach dem von einem Autorinnenkollektiv im Frühjahr 2017 herausgegebenen Band zur *Geschichte der Frauen in der Steiermark: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart* erschien im September dieses Jahres der hier anzuzeigende Sammelband *Lebensbilder steirischer Frauen 1650–1850* als ein weiterer wichtiger Mosaikstein der historischen Genderforschung mit starkem Alltagsbezug. Darin versammelt finden sich 27 Biographien über Frauen, die mithilfe akribischer Archivforschungen erhoben und mit allgemeinen geschichtsrelevanten Themen verknüpft wurden. Ganz dem Genre des „Lebensbildes“ entsprechend bilden die dargestellten Einzelschicksale gleichzeitig „Zeitbilder“ ab, die die sozialen und kulturellen Prozesse in regionalhistorischen Zusammenhängen beleuchten. Dem Buch zugrunde liegt ein mehrjähriges Projekt<sup>1</sup> der Historischen Landeskommission für Steiermark zur Geschlechter- bzw. Frauengeschichte 1650–1850.

Dem zeitlichen Längsschnitt über zwei Jahrhunderte wurde von den Projektleiterinnen und Herausgeberinnen Elke Hammer-Luza und Elisabeth Schögl-Ernst bewusst ein breiter sozialer Querschnitt zur Seite gestellt. So lernen die Leserinnen und Leser über die einzelnen Frauengeschichten hinaus unterschiedliche Berufe und Stände kennen. Und da ist viel Bemerkenswertes und auch Überraschendes zu finden. So die Geschichte der Eva Moser, die neun Jahre ihres Lebens als amtierende Scharfrichterin verbrachte oder die von Benita Wister, die in Graz als Schokoladenmacherin erfolgreich tätig war. Dazu kommen berührende Schicksale wie das der Maria Jurkowitsch, die als Tabakarbeiterin in Fürstenfeld aufgrund der misslichen Lebens- und Produktionsprozesse sehr jung an Lungenkrebs starb oder der Gerichtsfall der Juliana Hütterich,

1 Link zum Projekt der Historischen Landeskommission für Steiermark:  
[http://www.hlkstmk.at/index.php?option=com\\_content&task=view&id=432&Itemid=110](http://www.hlkstmk.at/index.php?option=com_content&task=view&id=432&Itemid=110) (Stand: 20.12.2017)

die als „Kuchelmensch“ von Dienstort zu Dienstort weitergereicht wurde und nach einer Vergewaltigung ihr daraufhin geborenes Kind tötete. Anhand von Polizeiakten konnten die Wegstrecken und Sozialkontakte der Vagantin Maria Holzer, die als Kind einer Bettlerin auf der Straße aufwuchs, nachgezeichnet werden. Die Aufnahmeprotokolle des Bürgerspitals von Vordernberg dienten als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion des Lebensweges der Dienstmagd Maria Helena Schwarzenberg, die mit acht Jahren ihre erste Arbeitsstelle als Viehhüterin annehmen musste und 53 Jahre später nach 17 Dienstwechsellern verarmt in einem „aufgerichteten Bett mit Strohböhlen“ starb. Auch das Leben von Künstlerinnen konnte ertragreich nachgezeichnet werden, so jenes der Opernsängerin Marianne Pirker, die vor der Mitte des 18. Jahrhunderts aus Graz kommend als anerkannte Prima Donna in Italien berühmt wurde und am Höhepunkt ihres Schaffens wegen einer höfischen Intrige acht Jahre im Zuchthaus verbrachte. Oder die Geschichte der Schriftstellerin Hedwig Louise Pernet, die 1770 mit dem Werk „Versuch in Fabeln und Erzählungen“ an die Öffentlichkeit trat und empfindsame Lyrik verfasste und letztlich wieder in Vergessenheit geriet, oder die Karriere der Schauspielerin Madame Hysel alias Luise Fischer, die mit 18 Jahren nach Graz an das ständische Theater engagiert worden war, um dort vor allem Liebhaberinnen- und Hosenrollen zu spielen. Weitere Beiträge beleuchten die Lebenswege mehrerer adeliger Frauen, einer Nonne, einer Großbäuerin als auch einer Keuschlerin, einer Händlerin, einer Beamtengattin, einer Gewerkin, einer Lehrerin, einer Hebamme und einer Kurpfuscherin. Vor allem die Recherchen zu Frauen aus den unteren sozialen Schichten stellen eine besondere Herausforderung dar, da über deren Leben wenig personenbezogenes Quellenmaterial vorhanden war.

Für die Erarbeitung der Einzelbeiträge dieses Buches standen den beiden Herausgeberinnen elf namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Geschichte, der Europäischen Ethnologie und Kulturanthropologie sowie der Musikwissenschaft zur Seite. Die ausführlichen Quellenangaben zu den Lebensgeschichten liefern wertvolle Hinweise und Anregungen, wie historische Forschung in der Verknüpfung von Archivmaterial und allgemeiner Geschichte lebendig präsentiert werden kann. Damit sind die „Lebensbilder steirischer Frauen“ über das Fachpublikum hinaus für breite Kreise der Bevölkerung lesenswert geworden.

*Johann Verhovek*

## Eingelangte Literatur

- „Man nehme ...“. Kochbücher und ihre Rezeption im Laufe der Jahrhunderte. Beiträge zum gleichnamigen Symposium 2015. – Graz: Das Land Steiermark, Landesbibliothek, 2016. – 351 Seiten. – (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek; 40)
- Arantes, Lydia Maria: Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit. – Berlin: Panama Verlag, 2017. – 350 Seiten
- Atze, Marcel u. a. [Hrsg.]: „So schön kann Wissenschaft sein“. Mit Kronprinz Rudolf im Unterricht, mit Kaiserin Elisabeth von Schloss zu Schloss, mit Arthur Schnitzler beim Villenkauf. Zeitkapseln aus der Sammlung Brigitte Hamann. Veröffentlichung zur Ausstellung in der Wienbibliothek im Rathaus. – Wien: Amalthea Verlag, 2017. – 347 Seiten
- Baier, Andrea, Tom Hansing, Christa Müller und Karin Werner [Hrsg.]: Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis. – 1. Auflage. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 335 Seiten. – Enthält Literaturangaben
- Barboza, Amalia, Stefanie Eberding, Ulrich Pantle und Georg Winter [Hrsg.]: Räume des Ankommens. Topographische Perspektiven auf Migration und Flucht. – Bielefeld: transcript, 2016. – 237 Seiten. – (Urban studies). – Literaturverzeichnis: Seite 227–228
- Bareither, Christoph: Gewalt im Computerspiel. Facetten eines Vergnügens. – Bielefeld: transcript, 2016. – 364 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis)
- Batušić, Nikola: Geschichte des deutschsprachigen Theaters in Kroatien. – Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2017. – 273 Seiten. – (Theatergeschichte Österreichs. Band 10, Donaumonarchie; 7)
- Bauer, Kurt [Hrsg.]: Die dunklen Jahre. Politik und Alltag im nationalsozialistischen Österreich 1938 bis 1945. – Originalausgabe. – Frankfurt a. M.: Fischer, 2017. – 480 Seiten
- Bonz, Jochen u. a. [Hrsg.]: Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. – Wiesbaden: Springer VS, 2017. – VIII, 450 Seiten
- Cantauw, Christiane [Hrsg.]: Von Häusern und Menschen. Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen von den 1950er Jahren bis heute. Mit dem Bautagebuch von Rosemarie Krieger. – Münster: Waxmann, 2017. – 416 Seiten. – (Rückblick; 9)
- Cantauw, Christiane, Michael Kamp und Elisabeth Timm [Hrsg.]: Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 238 Seiten. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 127)
- Carstensen, Jan und Katarina Frost [Hrsg.]: Creating Museums – Museen erschaffen. 50 Years Association of European Open-Air Museums, 50 Jahre Verband Europäischer Freilichtmuseen. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 208 Seiten. – Literaturangaben. – Beiträge teilweise englisch, teilweise deutsch
- Catalucci, Valentina [Hrsg.]: Giochiamo! Giochi e giocattoli dal Rinascimento al Barocco. Katalog zur Ausstellung in der Galleria Nazionale delle marche, Urbino, Palazzo ducale vom 27 Oktober – 5 Februar 2017. – Mailand: Skira, 2016. – 197 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 189–197
- Dimt, Gunter: Bemalte Möbel aus der Traunsee-Region. Band 2: Möbel des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts aus Bürgerhäusern und Bauernstuben. – Linz: Land

- Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, 2016. – 476 Seiten. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 44)
- Dörrenbächer, Judith und Kerstin Plüm [Hrsg.]: Beseelte Dinge. Design aus Perspektive des Animismus. – Bielefeld: transcript, 2016. – 165 Seiten. – (Design; 35). – Literaturangaben
- Drascek, Daniel [Hrsg.]: Kulturvergleichende Perspektiven auf das östliche Europa. Fragestellungen, Forschungsansätze und Methoden. Konferenz der Fachkommission Volkskunde des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates, Regensburg, 22. bis 23. November 2013. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 206 Seiten. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde – vergleichenden Kulturwissenschaft; 29)
- Ebeling, Smilla: Durch die Blume. Geschlechternarrationen in musealen Naturdarstellungen. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 184 Seiten. – (Neue Heimatmuseen; 3)
- Eigner, Peter und Günter Müller [Hrsg.]: Hungern – Hamstern – Heimkehren. Erinnerungen an die Jahre 1918 bis 1921. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2017. – 323 Seiten. – (Damit es nicht verlorengeht ...; 69)
- Enns, Carmen M. und Gerhard Vinken [Hrsg.]: Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 277 Seiten. – (Urban studies). – Literaturangaben. – Zusammenfassung in englischer Sprache
- Ferderbar, Elke und Michael Weese: Bewegte Geschichte auf zwei Rädern. 200 Jahre Fahrrad – Sammlung Schneeberger. Eine Ausstellung im Projektraum Eisenstadt, 23. Juni bis 12. November 2017. – Purkersdorf: Verlagsbuchhandlung Brüder Hollinek, 2017. – 116 Seiten. – (Katalog / Landesmuseum Burgenland; Neue Folge 52)
- Fielhauer, Helmut Paul: Mittwintermasken in Niederösterreich. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. – 305 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie; 42).
- Flieger, Ute Elisabeth, Barbara Krug-Richter und Lars Winterberg [Hrsg.]: Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde an der Universität des Saarlandes im September 2014. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 244 Seiten. – (Saarbrücker Beiträge zur Historischen Anthropologie; 1). – Literaturangaben
- Frommelt, Hansjörg [Hrsg.]: Die Ausgrabungen auf dem Kirchhügel von Bendern, Gemeinde Gamprin, Fürstentum Liechtenstein. Hrsg. im Auftrag des Amtes für Kultur, Fürstentum Liechtenstein, Archäologie
- Band 1: Faccani, Guido, Kirche und angrenzender Friedhof, prähistorische und römische Funde. Mit Beiträgen von Verena Hasenbach und Mathias Seifert. – Vaduz: Amt für Kultur, Archäologie, 2016. – 275 Seiten
- Band 2: Heege, Andreas, Die Geschirrkemik vom 12. bis 20. Jahrhundert. – Vaduz: Amt für Kultur, Archäologie, 2016. – 382 Seiten
- Band 3: Heege, Andreas, Anhang, Katalog, Tafeln. – Vaduz: Amt für Kultur, Archäologie, 2016. – 332 Seiten
- Frottier, Elisabeth u. a. [Hrsg.]: Fashion. Aus der Kostüm- und Modesammlung der Universität für angewandte Kunst Wien. – Basel: Birkhäuser, 2017. – 288 Seiten. – (Edition Angewandte)
- Gerdes, Aibe-Marlene und Michael Fischer [Hrsg.]: Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 316 Seiten. – (Populäre Kultur und Musik; Band 16). – Literaturangaben

- Greif, Gideon u. a. [Hrsg.]: Pravo na nezaborav: Pravni i antropološki aspekti kulture seđanja na žrtve DNH u drugom svetskom ratu. – Belgrade: Ethnographic Institute of Serbian Academy of Sciences, 2017. – 235 Seiten. – (Zbornik / Srpska Akademija Nauka i Umetnosti, Etnografski Institut; 31)
- Gretzel, Peter: „Klostersturm“ im Gau „Niederdonau“. Die Geschicke des nicht enteigneten Zisterzienserstiftes Zwettl. – St. Pölten: Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2017. – 272 Seiten. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 66). – Literaturverzeichnis: Seite 260–272
- Grewe, Maria: Teilen, reparieren, Mülltauchen. Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss. – Bielefeld: transcript Verlag, 2017. – 320 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis)
- Hägele, Ulrich: Experimentierfeld der Moderne. Fotomontage 1890–1940. – 1. Auflage. – Tübingen: Tübinger Vereinig. f. Volkskunde, 2017. – 352 Seiten
- Hassler, Uta [Hrsg.]: Heimat, Handwerk und die Utopie des Alltäglichen. – München: Hirmer, 2016. – 566 Seiten + 1 Blatt („Kunstbeilage 2“). – Text deutsch, 1 Beitrag italienisch
- Hess, Sabine u. a. [Hrsg.]: Der lange Sommer der Migration. – 2. korrigierte Auflage. – Berlin; Hamburg: Assoziation A, 2017. – 267 Seiten. – (Grenzregime; 3)
- Heynowski, Ronald: Gürtel. Erkennen, bestimmen, beschreiben. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2017. – 259 Seiten. – (Bestimmungsbuch Archäologie; 5)
- Holfelder, Ute und Klaus Schönberger [Hrsg.]: Bewegtbilder und Alltagskultur(en). Von Super 8 über Video zum Handyfilm. Praktiken von Amateuren im Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung. – 1. Auflage. – Köln: Herbert von Halem Verlag, 2017. – 318 Seiten. – (Klagenfurter Beiträge zur visuellen Kultur; 6)
- Holopainen, Sampsa, Petri Kallio und Janne Saarikivi [Red.]: Verba vagantur. Jorma Koivulehto in memoriam. – Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura, 2016. – 712 Seiten. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 274). – Literaturangaben
- Johler, Reinhard u. a.: We are Diversity! Ein Archiv der Diversität an der Eberhard Karls Universität Tübingen. – 1. Auflage. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2017. – 197 Seiten
- Karimi, Edith: Mimetische Bildung durch Märchen. Phantasie, Narration, Moral. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 339 Seiten. – (European studies in education; 34). – Literaturverzeichnis: Seite 326–336. – Dissertation, Freie Universität Berlin, 2016
- Köstlin, Konrad: Die Alpen als Ikone. IN: Monika Primas u. a. [Hrsg.]: Positionen zur Rolle alpiner Musiktraditionen in einer globalisierten Welt. – Graz: Verlag Steirisches Volksliedwerk, 2017, Seite 40–57
- Köstlin, Konrad: Folk Culture on Stage. Von der Normalität des Vorführens und Aufführens. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Band 66 (2017). Seite 16–27
- Lewe, Christiane, Tim Othold und Nicolas Oxen [Hrsg.]: Müll. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Übrig-Gebiebene. – Bielefeld: transcript, 2016. – 251 Seiten. – (Edition Kulturwissenschaft; 87). – Literaturangaben. – Beiträge teilweise deutsch, teilweise englisch
- Lierzer, Katharina: Santa María de Guadalupe. Leerstellen – Glaubenssachen – Zwischenwelten. – Weimar: Jonas Verlag, 2017. – 99 Seiten. – (Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie; 21)

- Lohr, Otto und Bernhard Purin [Hrsg.]: Jüdisches Kulturgut. Erkennen – Bewahren – Vermitteln. – Berlin; München: Deutscher Kunstverlag, 2017. – 148 Seiten. – (MuseumsBausteine; 18)
- Lorenz, Detlef: Arbeitskreis Bild Druck Papier: Gesamtregister 1981–2016. – Münster; New York: Waxmann, 2017. – 167 Seiten. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; Band 22)
- Mandel, Birgit [Hrsg.]: Teilhabeorientierte Kulturvermittlung. Diskurse und Konzepte für eine Neuausrichtung des öffentlich geförderten Kulturlebens. – Bielefeld: transcript, 2016. – 287 Seiten. – (Kultur- und Museumsmanagement). – Literaturangaben. – Beiträge teilweise in englischer Sprache
- Meighörner, Wolfgang u. a. [Hrsg.]: Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol. Eine Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum vom 2.6. – 3.12.2017. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft, 2017. – 255 Seiten
- Mittelberger, Gottlieb: Reise in ein neues Leben. – 1. Auflage. – Berlin: Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, 2017. – 106 Seiten
- Moritz, Marina u. a. [Hrsg.]: Wir sind sechzig! Das Buch zum Jubiläum 1955–2015. – Erfurt: Museum für Thüringer Volkskunde, 2016. – 202 Seiten. – (Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt; 39)
- Museen in Bayern. Ein Führer durch die bayerische Museumslandschaft. Hrsg. von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern. – 6., völlig neu bearbeitete Auflage. – Berlin; München: Deutscher Kunstverlag, 2017. – 561 Seiten
- Nieradzki, Lukasz: Der Wiener Schlachthof St. Marx. Transformation einer Arbeitswelt zwischen 1851 und 1914. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2017. – 312 Seiten. – (Ethnographie des Alltags; 2). – Quellen: Seite 274–312. – Dissertation, Universität Wien, 2015
- Nieradzki, Lukasz [Hrsg.]: „Kinship Trouble“. Dimensionen des Verwandtschaftsmachens in Geschichte und Gegenwart. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. – 264 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie; 44).
- Nosková, Jana [Hrsg.]: „Proč to vyprávím?“ První polovina 20. století v písemných vzpomínkách německých obyvatel Brna = „Warum erzähle ich das?“ Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in schriftlichen Erinnerungen deutscher Bewohner Brünns = „Why am I telling the story?“ The first half of the 20th century in written memories of German residents in Brno. – Brno: Etnologický ústav AV ČR, 2016. – 636 Seiten. – (Brno v minulosti a dnes. Supplement; 24). – Literaturangaben, Register. – Zusammenfassung in englischer Sprache. – Text überwiegend parallel tschechisch und deutsch, teilweise nur deutsch
- Opll, Ferdinand und Andreas Weigl [Hrsg.]: Städtebünde. Zum Phänomen interstädtischer Vergemeinschaftung von Antike bis Gegenwart. – Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag, 2017. – 320 Seiten. – (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas; 27)
- Pastieriková, Marta und Alena Kalinová: Posthabánske keramické umenie. – Budapest: Novella, 2016. – 319 Seiten. – (Keramické umenie karpatskej kotliny; 6). – Deutsche Zusammenfassung unter dem Titel: Fayencen in der Slowakei und in Mähren in den Jahren 1730–1860
- Payer, Peter und Marie Gruber: Die Zukunft der Stadt weiter gedacht. – 1. Auflage. – Wien: Technisches Museum Wien, 2017. – 183 Seiten. – Literaturverzeichnis: Seite 176–177

- Prosser-Schell, Michael [Hrsg.]: Populare religiöse Kultur, Konflikte und Selbstvergewisserung in multiethnischen und multikonfessionellen Einwanderungsgebieten. Ausgewählte neuere Forschungen und Dokumentationen mit einem Schwerpunkt auf dem mittleren Donauraum. – Münster: Waxmann, 2016. – 214 Seiten. – (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa; 17)
- Rabensteiner, Alexandra: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. – 186 Seiten. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie; 43).
- Reingrabner, Gustav: Ein Christenherz auf Rosen geht ... 500 Jahre Reformation im Burgenland. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseen Burgenland, 2017. – 138 Seiten. – (Katalog / Landesmuseum Burgenland; Neue Folge 51)
- Rieken, Bernd [Hrsg.]: Erzählen über Katastrophen. Beiträge aus Deutscher Philologie, Erzählforschung und Psychotherapiewissenschaft. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 288 Seiten. – (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur; 16)
- Schlittler, Anna-Brigitte und Katharina Tietze [Hrsg.]: Über Schuhe. Zur Geschichte und Theorie der Fußbekleidung. – Bielefeld: transcript, 2016. – 226 Seiten. – (Fashion Studies; Band 6). – Literaturverzeichnis: Seite 211–226
- Schmid-Lauber, Brigitta [Hrsg.]: Universität und Stadt: Campus Altes AKH Wien. Mit Beiträgen von Linda Erker, Bente Gießelmann, Stefan Handler, Herbert Nikitsch, Herbert Posch, Alexandra Rabensteiner, Oliver Rathkolb, Brigitta Schmidt-Lauber, Markus Stumpf und Katharina Wagner. – Weitra: Bibliothek der Provinz, 2017. – 235 Seiten. – (Enzyklopädie des Wiener Wissens; 28).
- Schreck, Anne-Cathrin [Hrsg.]: Gekauft – getauscht – geraubt? Erwerbungen zwischen 1933 und 1945. Der Band erscheint zur gleichnamigen Ausstellung vom 26. Oktober 2017 bis 17. Juni 2018 im Germanischen Nationalmuseum. – Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2017. – 230 Seiten. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 18)
- Streitt, Ute u. a.: Die Linzer Eisenbahnbrücke 1900 bis 2016. Eine Chronik in Bildern und Texten. – Linz: Land Oberösterreich/Oberösterreichisches Landesmuseum, 2017. – 184 Seiten
- Sümezc, Franz: Baumgarten an der March. 1067–2017. Heimatbuch anlässlich des 950jährigen Jubiläums der ersten urkundlichen Nennung. – 1. Auflage. – Weiden an der March: Gemeinde, 2017. – 495 Seiten
- Szeibert, Rita [Hrsg.]: Meisterstücke zwischen Mode und Tracht. Caraco- und Spenzergewand. – 1. Auflage. – München: Hirmer, 2017. – 240 Seiten
- Testa, Alessandro: „Fertility“ and the Carnival 2: Popular Frazerism and the Reconfiguration of Tradition in Europe Today. IN: Folklore, 128, Vol. 2, 2017. Seite 111–132.
- Testa, Alessandro: „Fertility“ and the Carnival 1: Symbolic Effectiveness, Emic Beliefs, and the Re-enchantment of Europe. IN: Folklore, 128, Vol. 1, 2017. Seite 16–36.
- Tschofen, Bernhard: Vom Erleben der Kultur. IN: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 113. Jg., 2017, Heft 1. S. 7–19
- Tschofen, Bernhard: Zum Andenken an Prof. em. Dr. Paul Hugger (1930–2016). IN: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 113. Jg., 2017, Heft 1. S. 95–98

- Vanja, Konrad u. a. [Hrsg.]: Arbeitskreis Bild, Druck, Papier. Tagungsband Breslau 2016. – Münster, New York: Waxmann, 2017. – 288 Seiten. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; 21)
- Voltaire: Der Fanatismus oder Mohammed. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Tobias Roth. – 1. Auflage. – Berlin: Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, 2017. – 175 Seiten
- Weigel, Sigrid [Hrsg.]: Das Gesicht. Bilder, Medien, Formate. – 1. Auflage. – Göttingen, Niedersachs: Wallstein, 2017. – 200 Seiten
- Willner, Sarah: Geschichte en passant. Archäologisches Themenwandern in den Alpen als wissenskulturelle Praxis. – Münster, New York: Waxmann, 2017. – 328 Seiten. – (Edition Historische Kulturwissenschaften; 2)
- Wittmann, Ote: Tattoos in der Kunst. Materialität, Motive, Rezeption. – Berlin: Reimer, 2017. – 254 Seiten
- Yildiz, Miriam: Hybride Alltagswelten. Lebensstrategien und Diskriminierungserfahrungen Jugendlicher der 2. und 3. Generation aus Migrationsfamilien. – Bielefeld: transcript, 2016. – 228 Seiten. – (Kultur und soziale Praxis). – Dissertation, Universität Köln, 2015

## Internationale Zeitschriftenschau

- Zeitschrift für Volkskunde. 113. Jahrgang, 2017, Heft 2. Aufsätze: Monique Scheer, Kultur und Religion. Eine Unschärferelation mit Folgen. 179–200; Anita Bagus, Forcierte Internationalität in einer nationalen Disziplin. „Kalte Kriege“ im Transformationsprozess der Volkskunde nach 1945. 201–222; Helmut Groschwitz, Ein moderner Mythos für die Nation. Jacob Grimms Deutsche Mythologie (1835) und die Ethnisierung der Deutschen. 223–240; Jens Wietschorke, Architektur in der Kulturanalyse. Stand und Perspektiven der Forschung. 241–267.

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Uta Bretschneider  
Hennebergisches Museum Kloster Veßtra  
98660 Kloster Veßtra, Anger 35  
bretschneider@museumklostervestra.de

Dr. Anamaria Depner  
Institut für Gerontologie  
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
69115 Heidelberg, Bergheimer Str. 20  
anamaria.depner[at]gero.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. Moritz Ege  
Institut für Kulturanthropologie /  
Europäische Ethnologie  
Georg-August-Universität Göttingen  
37073 Göttingen, Heinrich-Düker-Weg 14  
mege@uni-goettingen.de

Dr. Diana Egermann-Krebs, MA  
Lehrstuhl für Europäische  
Ethnologie / Volkskunde  
Universität Augsburg  
86159 Augsburg, Universitätsstraße 10  
diana.egermann-krebs@philhist.uni-  
augsburg.de

Laura Gozzer, MA  
Institut für Volkskunde /  
Europäische Ethnologie  
LMU München  
80539 München, Oettingenstr. 67  
l.gozzer@lmu.de

Prof. Dr. Hans Peter Hahn  
Institut für Ethnologie  
Goethe Universität  
60629 Frankfurt a. M.,  
Norbert-Wollheim-Platz 1  
hans.hahn@em.uni-frankfurt.de

Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger  
Institut für Geschichtswissenschaften  
und Europäische Ethnologie  
Fach Europäische Ethnologie  
Universität Innsbruck  
6020 Innsbruck, Innrain 52d  
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

Dr. Ute Holfelder  
Institut für Kulturanalyse  
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt  
9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67  
ute.holfelder@auu.at

Gabriela Kiliánova PhD., CSc.  
Ústav etnológie SAV/ Institute  
of Ethnology SAS  
813 64 Bratislava, Klemensova 19  
gabriela.kilianova@savba.sk

em. Univ. Prof. Dr. Konrad Köstlin  
Institut für Europäische Ethnologie  
der Universität Wien  
1010 Wien, Hanuschgasse 3  
konrad.koestlin@univie.ac.at

Prof. Dr. Johannes Moser  
Institut für Volkskunde/  
Europäische Ethnologie  
LMU München  
80538 München, Oettingenstr. 67  
Johannes.Moser@vkde.fak12.  
uni-muenchen.de

Nadja Neuner-Schatz, MA  
6492 Imsterberg, Ried 15  
nadja.neuner@student.uibk.ac.at

Mag. Kathrin Pallestrang  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
1080 Wien, Laudongasse 15–19  
kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Dr. Claudia Peschel-Wacha  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
1080 Wien, Laudongasse 15–19  
claudia.peschel-wacha@  
volkskundemuseum.at

Dr. Margaretha Schweiger-Wilhelm  
Bayerische Amerika-Akademie  
Stiftung Bayerisches Amerikahaus GmbH  
80333 München, Barer Straße 19a  
schweiger-wilhelm@amerika-akademie.de

Mag. Christian Stadelmann  
Technisches Museum Wien  
1140 Wien, Mariahilfer Straße 212  
christian.stadelmann@tmw.at

Mag. Dr. Johann Verhovsek  
Institut für Volkskunde und  
Kulturanthropologi  
Karl-Franzens-Universität Graz  
8010 Graz, Attemsgasse 25/I  
johann.verhovsek(at)uni-graz.at

## Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von

Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin, Brigitta Schmidt-Lauber

### Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen, Chronik:

Magdalena Puchberger

c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,

1080 Wien, Laudongasse 15–19

Chronik:

Silke Meyer, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie,

Universität Innsbruck, Innrain 52d, 6020 Innsbruck

Rezensionen:

Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,

Universität Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3

Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,

Karl-Franzens-Universität Graz, 8010 Graz, Attemsgasse 25/I

### Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,

1080 Wien, Laudongasse 15–19

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,-

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,- (plus Versandkosten)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

### Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, 1080 Wien, Laudongasse 15–19

[www.volkskundemuseum.at](http://www.volkskundemuseum.at), [verein@volkskundemuseum.at](mailto:verein@volkskundemuseum.at)

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien